



Ist da jemand?

Die Zukunft der Religion: Glaube ohne Gott

Razzia
**Alice Schwarzer im Visier
der Steuerfahnder**

Google-Chef Eric Schmidt
**„Obama, stopp die
Massenüberwachung“**

Fußball-WM
**Joachim Löw erklärt
seine Titelstrategie**

Kneipp®

Wirkt. Natürlich.

Zeit für frische Energie
und neuen Schwung.



Die neuen Aroma-Pflegeduschen von Kneipp®.

Unsere einzigartigen Aroma-Pflegeduschen Muntermacher, Lebensfreude und Stressfrei halten, was sie versprechen. Sie basieren auf pflanzlichen Pflegestoffen und dem Wissen der Aromakologie. Sie sorgt für ein wohliges Duserlebnis und ein zartes Hautgefühl. Probieren Sie es aus – duschen Sie sich ein Lächeln ins Gesicht. www.kneipp.de



lcom@nn

Hausmitteilung

Betr.: Titel, Google, Gaza

Der Chor der evangelischen St.-Nikolai-Gemeinde im Hamburger Stadtteil Harvestehude ist riesig: 130 Sänger treffen sich jeden Donnerstagabend, zurzeit studieren sie das von dem Komponisten Max Reger vertonte Vaterunser ein. Redakteurin Susanne Beyer hat sich für die Titelgeschichte eine Chorprobe angehört. Sie wurde Zeugin eines Konflikts: Immer wieder müssen die Sänger die Stelle „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“ üben, sie müssen Gott preisen, obwohl viele von ihnen mit dem tradierten Gottesbild der Bibel Probleme haben. „Die Religion mit dem Verstand nicht zusammenbringen zu können, das ist ein Dilemma, in dem sich viele Gläubige heutzutage befinden“, sagt Beyer. Moderne Philosophen haben das Problem erkannt. Sie suchen einen Ausweg, einige schlagen sogar einen Glauben ohne Gott vor. Beyer und ihr Kollege Romain Leick – sie protestantisch, er katholisch – sind in ihrer Geschichte dem Gedanken nachgegangen, ob eine Religion ohne Gott die Grenze zwischen Atheisten und Theisten aufheben könnte.

Seite 58



Rosenbach, Schulz, Schmidt, Höges in London

Rosenbach und Thomas Schulz trafen den Amerikaner mit deutschen Vorfahren in der Londoner Google-Niederlassung, es ging um die NSA-Affäre, um Privatsphäre im Netz und um den Vorwurf, Google erdrücke Konkurrenten. Zuvor erzählte Schmidt, warum er Angela Merkel so schätzt: Bei einem Empfang im Weißen Haus hätten sie geplaudert, sagte Schmidt – Merkel, Barack Obama und er. Als er ein paar Feinheiten des Betriebssystems Android erklärte, habe sein Freund Obama bald passen müssen. Mit der Physikerin Merkel hingegen habe er reden können, sie sei einfach wunderbar rational. Viel mehr Länder, findet Schmidt, sollten von Naturwissenschaftlern regiert werden.

Seite 70

Zweimal im Abstand von fünf Monaten besuchte Redakteurin Barbara Hardinghaus den Gazastreifen, Teil der palästinensischen Autonomiegebiete. Sie wollte die Geschichte zweier Teenager erzählen, die geheiratet hatten, weil sie hofften, als Eheleute ein besseres Leben zu führen: Bräutigam Ahmed war 15, Tamara, die Braut, 14 Jahre alt. Wie sehr die politische Lage das Leben im Gazastreifen einschränkt, erfuhr Hardinghaus bei der Einreise. Weil in Israel drei Feiertage hintereinander lagen, blieb auch der Checkpoint Erez drei Tage lang geschlossen, sie musste früher anreisen. Während der Feiertage leeren sich die Regale in den Geschäften, vor den Tankstellen bilden sich Schlangen. Wenn der Kontrollpunkt Ferien macht, können weder Benzin noch Lebensmittel nach Gaza gelangen.



Ahmed mit Schwester, Hardinghaus

Seite 52

DER WM-GEWINNSPIELTIPP

Tor für Deutschland:
Ganz Deutschland ist im WM-Fieber und für die Extraportion Nervenkitzel sorgt das große WM-Gewinnspiel – präsentiert von Deutsche Post.



Jetzt mitmachen und gewinnen:
tor-fuer-deutschland.de

Tippen Sie zu jedem Spiel der deutschen Nationalmannschaft das **Tor für Deutschland** und gewinnen Sie über 2.000 tolle Preise.

Die WM-Vorrunde im Überblick
– nutzen Sie Ihre Chance:

Deutschland - Portugal

16.06.2014 – 18:00 Uhr

Deutschland - Ghana

21.06.2014 – 21:00 Uhr

Deutschland - USA

26.06.2014 – 18:00 Uhr

Ein Schuss, ein Tor, ein Volltreffer.
Wie es geht, erfahren Sie
auf Seite 11

ERSTER EINER NEU DER BMW i8.



BMW i. BORN ELECTRIC.

bmw-i.de/i8

BMW i8 mit Plug-in-Hybridantrieb BMW eDrive: Energieverbrauch (kombiniert): 11,9 kWh/100 km; Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 2,1 l/100 km; CO₂-Emission (kombiniert): 49 g/km. Die Verbrauchswerte wurden auf Basis des ECE-Testzyklus ermittelt. Abbildung zeigt Sonderausstattungen. Neue BMW i Fahrzeuge sind bei jedem autorisierten BMW i Agenten erhältlich.

lcam@nn

EN ZEIT.



BMW i



Freude am Fahren

lceem@nn



Joachim Löws Masterplan

Fußball Das Spiel hat sich gewandelt, eine WM stellt angreifende Teams vor neue Probleme. Abwehrreihen seien oft „wie ein Bollwerk zusammengestellt“, sagt Bundestrainer Joachim Löw, der den SPIEGEL an seinen strategischen Überlegungen für Brasilien teilhaben lässt. Sein Plan: überfallartige Attacken. **Seite 104**

Unbequeme Freunde

Europa Der Streit um den neuen EU-Kommissionschef erfasst jetzt auch die Große Koalition. Die Kanzlerin scheint entschlossen, den SPD-Spitzenkandidaten Martin Schulz als deutschen Kommissar zu verhindern. Das sorgt für Ärger beim Koalitionspartner. Aber es ist ein Weg, die Briten in der EU zu halten. Und das ist Merkel wichtiger. **Seite 20**



Angezählter Wüstenstaat

Korruption Auf den Baustellen Katars schufteten Wanderarbeiter unter unwürdigen Bedingungen. Sie errichten Hochhäuser in Doha und die Stadien für die Fußball-WM 2022. Ob das Großereignis im Emirat ausgetragen wird, ist nach neuen Korruptionsvorwürfen jedoch nicht mehr sicher. Wagt es der Weltverband Fifa, dem Wüstenstaat das Turnier zu entziehen? **Seiten 96, 108**



Steuerfahnder jagen Schwarzer

Ermittlungen Durchsuchung bei Alice Schwarzer: Staatsanwälte und Finanzbeamte gehen Hinweisen nach, dass die Feministin weit mehr Steuern hinterzogen haben könnte als in ihrer Selbstanzeige angegeben – die wäre damit wertlos. Droht der *Emma*-Herausgeberin nun ein Strafverfahren? **Seite 32**

Titel

- 58 Religion** Brauchen wir einen Gott, um zu glauben?
64 Atheismus Ungläubige gründen Kirchen in aller Welt
66 Interview Robert Spaemann, Philosoph und Katholik, über Vernunft und Gott

Deutschland

- 14 Leitartikel** Angela Merkel fällt in der Klimapolitik weit zurück
16 Fonds für Fluthilfe nicht ausgeschöpft / *Betreuungsgeld untergräbt Bemühungen um Chancengleichheit* / *Finanzberater pfuschen* / *Kolumne: Die Klassensprecherin*
20 Europa Kanzlerin Merkel will die Briten um jeden Preis in der EU halten
23 Diplomatie Die Alten in der SPD kritisieren Steinmeiers neue Ostpolitik
25 Verteidigung Ursula von der Leyen im SPIEGEL-Gespräch über die Verantwortung der Bundeswehr in der Russland-Krise
30 Gehälter Warum der geplante Mindestlohn die Kulturschaffenden erzürnt
31 Karrieren Maïke Kohl-Richter will allein über den Nachlass des Altkanzlers herrschen
32 Ermittlungen Neuer Verdacht gegen die Steuer-sünderin Alice Schwarzer
34 Verbrechen War der Neonazi Uwe Mundlos an einem weiteren Mord beteiligt?
38 Arbeitsmarkt Die Nöte und Ängste Langzeitarbeitsloser
42 Junge Union Ärger um Mißfelder-Nachfolge
44 Zeitgeschichte Nach fast 70 Jahren erfährt Gerhard Schulz vom Schicksal seines verschollenen Vaters
48 Internet Wie die Regierung das freie WLAN rechtssicherer machen will

Gesellschaft

- 50 Sechserpack: Von Adenauer bis Merkel – Fußball ist unser Leben** / *Warum die Deutschen immer dicker werden*
51 Eine Meldung und ihre Geschichte Ein Bürgermeister schickt seiner Angestellten 15 000 SMS in neun Monaten
52 Schicksale Die Ehe eines Kinderpaares aus Gaza
57 Ortstermin Junge deutsche Bauern messen sich im Leistungspflügen

Wirtschaft

- 68 Ukraine-Krise könnte europaweite Rezession auslösen** / *Eintrittswelle beim Eigentümerverband* / *Etihaad will Einfluss bei Air Berlin offenbar ausbauen*
70 Internet SPIEGEL-Gespräch mit Google-Chef Eric Schmidt über den Umgang mit Kritik und seinen Ärger über US-Präsident Obama
74 Erdgasförderung Mit neuen Fracking-Plänen stoßen die Niederländer die NRW-Regierung vor den Kopf
76 Finanzen Das vorzeitige Kündigen von Lebensversicherungen kann sich lohnen
78 Kriminalität Wie Betrüger beim Handel mit Emissionsrechten Millionen vom deutschen Fiskus abzockten
80 Regierung Ausgerechnet im Finanzministerium haben die Juristen das Sagen

Ausland

- 82 Afghanische Milizionäre kämpfen für Assads Regime** / *Russland blockiert Auslandsvermögen ukrainischer Oligarchen*
84 USA Kann Hillary Clinton die erste Präsidentin werden?
88 USA Deserteur oder Held? Der Austausch des von den Taliban gefangenen Soldaten Bowe Bergdahl ist umstritten
90 Essay Der Schriftsteller Antonio Muñoz Molina sieht im Abtreten des Königs ein Symptom der tiefen Enttäuschung der Spanier über ihren Staat und seine Institutionen
92 Syrien Ex-Uno-Sondervermittler Lakhdar Brahimi über die hilflose Diplomatie gegenüber Damaskus
96 Katar Gastarbeiter sollen den WM-Traum aufbauen – und leben wie Sklaven
102 Global Village Warum die EU einem finnischen Schnapsbrenner den Älvados verbot

Sport

- 103 WM-Gegner planen Randalen** / *Nada-Chefin Andrea Gotzmann klagt über fehlende Mittel im Anti-Doping-Kampf*
104 Deutsche Mannschaft SPIEGEL-Gespräch mit Joachim Löw über die richtige Spielweise beim Turnier in Brasilien
106 Transfermarkt Ein deutscher Manager handelt in São Paulo mit Fußballtalenten
108 Fifa Droht Katar der Entzug der WM 2022?

Wissenschaft

- 110 Warum schon Kinder Herzdruckmassagen können sollten** / *Amelia Earhart am Start*
112 Archäologie Neu entdeckte Felszeichnungen enthüllen die Wahrheit über die grausame Welt der Komantschen
115 Raumfahrt Stress, Depressionen, nerviges Houston – Einblick in die Tagebücher der Astronauten
116 Skandale Wie sich ein Physikprofessor an den Forschungsmillionen der Max-Planck-Gesellschaft bediente
118 Psychologie Ein deutscher Neurowissenschaftler impft Psychopathen mittels Hirntraining Gefühle ein
120 Internet Programmierer aus Hannover wollen die sicherste Datenwolke der Welt entwickeln

Kultur

- 122 Bildband über Propagandaplakate der DDR** / *Berliner Karneval der Kulturen: Jetzt auch für Veganer* / *Kolumne: Besser weiß ich es nicht*
124 Musik Die fragwürdige Rolle des großen Komponisten Richard Strauss in der Nazi-Zeit
130 Essay Wie das Netz unsere Identität verändert
132 Pop Die Neuseeländerin Lorde macht Musik für den denkenden Teenager
134 Theaterkritik Jean Genets Skandalstück „Die Neger“ bei den Wiener Festwochen

Medien

- 137 Das Fernsehballer darf nicht „DFB“ heißen** / *Verlage untersuchen Leserverhalten*
138 Sprachkritik Der Autor Jürgen Roth über brüllende Kommentatoren und Dramatisierung im Fußball
141 Datenschutz Ein junger Österreicher legt sich mit Facebook an – und hat Erfolg

- 8 Briefe**
129 Bestseller
142 Impressum, Leserservice
143 Nachrufe
144 Personalien
146 Hohlspiegel / Rückspiegel

Wegweiser für Informanten:
www.spiegel.de/briefkasten



Hillary Clinton,

ehemalige First Lady und US-Außenministerin, gilt als sichere Präsidentschaftskandidatin der Demokraten im Jahr 2016. Hat sie aus ihrer Niederlage gegen Barack Obama gelernt? **Seite 84**



Eric Schmidt,

Chairman von Google, verteidigt sein Unternehmen gegen wachsende Kritik – und verspricht Besserung. „Wir haben verstanden“, sagt er im SPIEGEL-Gespräch. **Seite 70**



Lorde,

neuseeländische Sängerin, als Kind schon hochbegabt, bekam für ihren ersten Song zwei Grammys. Die 17-Jährige ist ein Popstar neuen Typs: das Wunderkind, dem kein Absturz droht. **Seite 132**



„Es heißt ja, die Deutschen sind ordnungsliebende Sicherheitsfanatiker. Dann ist der ‚Tatort‘-Hype der Deutschen wohl die Kompensation dessen!“

Sabine Krüger, Essen

Paola trifft Ballauf in Venedig

Nr. 23/2014 Die „Tatort“-Republik – Warum Deutschland jeden Sonntag einen Mord braucht

Da haben Sie mir wieder mal aus der Seele gesprochen beziehungsweise geschrieben! Ich bin auch ein Couch-Kommissar, jede Woche wieder. Ist doch herrlich, das Strickmuster von Mord, Ermittler, Rätselraten und so weiter. Da weiß ich wenigstens, wo's langgeht. Genauso wie bei der Volksmusik oder beim Quiz.

Regina Hendel, Zwickau

Mit diesem herausragend komponierten Titelbild hat der SPIEGEL das idiotisch inflationär anmutende Fernsehscenario, das auch noch an Wochenenden und Feiertagen geboten wird, genau in die Tonne getreten, in die der Schwachsinn gehört!

Elimar Hackmann, Achim

Der Anteil der weiblichen Ermittler ist – quantitativ wie qualitativ – wesentlich höher, als es das Titelbild glauben macht – sogar dann, wenn man den „Tatort“ allein betrachtet: Neben den von Ihnen gezeigten Ermittlerinnen Sibel Kekilli, Maria Furtwängler und Ulrike Folkerts gibt es noch Nina Kunzendorf, Karin Anselm, Sabine Postel und Camilla Renschke, Eva Mattes, Adele Neuhauser, Simone Thomalla, Nora Tschirner – um nur einige zu nennen.

Ekkehard Grube, Dinslaken

Als „Tatort“-Zuschauer interessiert mich vor allem der „Fall“ und seine Aufklärung. Zunehmend störend empfinde ich Rand Handlungsstränge, die das Privatleben der Kommissare betreffen. Gelegentlich hat man den Eindruck, dass solche Nebenhandlungen nur nötig sind, um eine lahme Haupthandlung „aufzupeppen“.

Peter Roelecke, Calw

Warum Deutschland jeden Sonntag einen Mord braucht? Antwort: Schon mal was vom Talkshow-Quiz-Koller gehört? Gefährliche Sache!

Renate Wolff, Königheim

Die gesellschaftliche Problematik, die mit der ungehemmt wachsenden Zahl von Krimis im Fernsehen verknüpft ist, scheint kaum einmal auf. Immerhin wird das durch sie vermittelte Gesellschaftsbild an einer Stelle so zusammengefasst: „Trau niemandem, dem netten Nachbarn so wenig wie deiner Ehefrau.“ Was hätte sich

allein aus diesem Satz machen lassen! Die gesellschaftliche Atomisierung – damit auch Entpolitisierung –, das übersteigerte Unsicherheitsgefühl, die Sehnsucht nach dem starken Staat – das alles und noch viel mehr hätte sich thematisieren lassen.

Dr. Lothar Zieske, Hamburg

Auch wir bekennen uns zur großen „Tatort“-Familie und dazu, dass beim Zappen durch die dritten Fernsehprogramme unter der Woche Leichen unseren Weg pflastern. Die besten „Tatorte“ sind die, die Bodenständigkeit vermitteln – das war so bei Felmy in Essen, und das ist so in Köln und Münster. Unser Wunsch-„Tatort“ muss noch gedreht werden und wäre ein Treffen mit Donna Leon. Etwa so: Commissario Brunetti muss im Münsteraner Wiedertäufers-Käfig von Freddy Schenk befreit werden – oder aber: Paola trifft Ballauf in Venedig, und Brunetti quittiert seinen Dienst. Die Einschaltquoten möchte ich sehen!

Hans-Walter Scheffler, Wyhl am Kaiserstuhl

Jeden Sonntag zur familientauglichsten Sendezeit ein neuer „Tatort“ oder „Polizeiruf“. Und nahezu täglich werden in allen dritten Programmen ein, zwei oder gar drei ältere Folgen hintereinander abgeduldet. Da kommen dann pro Abend zwischen 10 und 20 Menschen gewaltsam oder unnatürlich ums Leben. Leider trifft es nie einen Programmverantwortlichen.

Dr. Michael Meissner, Wanderup (Schl.-Holst.)

All dies ist anscheinend politisch so gewollt. Das Volk soll immer mehr verduermen, so ist es leichter zu „führen“.

Rainer Lorenz, Essen

Willkür bei Gutachtern

Nr. 22/2014 Nicht ohne meinen Sohn – eine Mutter kämpft um ihr Kind

Einmal mehr legt der SPIEGEL den Finger in eine offene gesellschaftliche Wunde. Zumeist sind es ja bislang eher die Väter, die so stiefmütterlich von Gerichten und Jugendämtern behandelt werden.

Rudolf Treiblmayr, Lohnsburg (Österreich)

Wer bewahrt uns vor solchen Staatsanwälten, Richtern und Gutachtern? Wer trägt die Verantwortung mit Schadensersatz? Mein Eindruck ist: Fehler der Justiz werden kaum geahndet und zu Unrecht verurteilte „Täter“ nach einem Fehlurteil nicht voll rehabilitiert.

Dieter Moll, Köln

Der Artikel beschreibt das Grunddilemma, dass Deutschland und Österreich einen unzeitgemäßen und übermächtigen Beamtenstaat mit sich schleppen. Die Möglichkeit zu herrschaftlicher Willkür bei Richtern, Gutachtern und Jugendamtsmitarbeitern ist ein zentraler Punkt. Es wird Zeit für eine Organisation wie die dänische NGO Borgersagen auch bei uns in Deutschland, die Bürgern bei juristischen Übergriffen des Staates zur Seite steht. Eine „Buergerrechte.ngo@gmail.com“ befindet sich in Gründung.

Stephan Mögle-Stadel, World Citizen Foundation, New York

Eine groteske Hysterie

Nr. 22/2014 Das Abkommen mit den USA wird zum Zankapfel in der Großen Koalition

Ihr Artikel ist ja fast schon ein Plädoyer für das Freihandelsabkommen! Geht das nicht ein wenig zu weit? Wenn es so überaus segensreich sein soll: Warum werden die Verhandlungen in konspirativer Heimlichkeit ausschließlich von Beamten und Lobbyisten geführt? Warum werden alle Parlamente dabei strategisch umgangen? Warum nimmt die EU-Delegation hin, dass die US-Seite durch ihre Abhöraktionen alle Positionen kennt und so bestens vorbereitet ist? Warum entsteht wieder einmal der Eindruck, dass es allein um die Interessen der Industrie geht und dass niemand ernsthaft an die Belange von Bürgern und Verbrauchern denkt? Es wird nur wenige Reiche noch reicher machen.

Wolfgang Schmidt, Lage/Lippe

Als Umweltmediziner und Hygieniker kann ich über diese groteske Chlorhühnerhysterie nur den Kopf schütteln. Haben wir nicht alle jahrzehntelang gechlortes Wasser getrunken, trinken wir nicht immer noch auf Reisen ausgerechnet in die USA und in viele andere sogenannte zivilisierte Länder gechlortes Trinkwasser? Ist schon jemand daran gestorben? Die Amerikaner essen seit Jahren Chlorhühner, ist da schon jemand gestorben? Das Abkommen bringt wahrscheinlich viel größere Probleme als ausgerechnet die Chlorhühner.

Prof. Dr. Franz Daschner, Freiburg

Dass ausschließlich die „Vorzüge“ der US-Standards des Freihandelsabkommens mit den USA dargestellt werden, ist unverständlich. Da kommt ein übler Beigeschmack auf, auch wenn es sich im Artikel differenzierter darstellt.

Martin Weber, Leverkusen

Nur in puncto Innovationen nicht zu bremsen.

Der neue Sprinter mit Bremsassistent PRO und vielen weiteren Assistenzsystemen.

Wenn Sie sich im Job nicht gern aus der Bahn werfen lassen, ist der neue Sprinter genau der Richtige. Denn er bietet gleich eine ganze Reihe innovativer Assistenzsysteme. So überzeugt der neue Sprinter mit hoher Sicherheit und einem niedrigen Preis.

JEDEN CENT WERT
— DER NEUE SPRINTER —
AB 20.990 €*



Eine Marke der Daimler AG



Mercedes-Benz
Vans. Born to run.

Kraftstoffverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert: 13,5-7,1/8,2-5,5/9,9-6,3 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 258-165 g/km; Effizienzklasse: D-A. Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Das abgebildete Fahrzeug enthält Sonderausstattungen. *zzgl. der gesetzl. USt.

Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart

Briefe

Wadenkrämpfe? Verspannungen?

Körperfreundliches EXPRESS^{*} Magnesium

Das einzige Arzneimittel mit reinem Magnesiumcitrat, wie es als Baustein im Körper vorkommt. Deshalb körperfreundlich und schnell aktiv.

- Stark, direkt und nachhaltig
- Gegen Krämpfe und Verspannungen
- Nur 1x täglich
- 24-Stunden-Langzeiteffekt
- Ohne künstliche Süß- und Farbstoffe

Mit reinem
Magnesium
CITRAT



Nur in der Apotheke

* Erhöhung der Magnesiumkonzentration im Blut nach 90 Minuten.

Magnesium-Diasporal[®] 300, Granulat (Wirkstoff: Magnesiumcitrat)
Anwendungsgebiet: Nachgewiesener Magnesiummangel, wenn er Ursache für Störungen der Muskeltätigkeit (Neuromuskuläre Störungen, Wadenkrämpfe) ist. Enthält Sucrose (Zucker). Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Protina Pharm. GmbH, D-85737 Ismaning

Preis für paradoxes Denken

Nr. 22/2014 Dampfen statt Rauchen – wie schädlich sind Elektrozigaretten?

Sie sprechen mir aus der Seele – ich war 35 Jahre lang starke Raucherin. Nicht einmal hatte ich auch nur daran gedacht, mit dem Rauchen aufzuhören, bis – ja bis ich am 4. November 2011 meine erste E-Zigarette in Betrieb nahm. Ich erinnere mich noch genau an meinen damaligen Gedanken: „Wie geil ist das denn!“ – und seitdem habe ich keine Tabakzigarette mehr angerührt. Und ich verspüre auch nicht das allergeringste Bedürfnis, den Rauch verkohlender Pflanzenteile zu inhalieren.

Anja Melton, Oberursel

Ein sehr guter und fast alle Aspekte abdeckender Artikel, der auch die letzten bornierten Regulierer um der Regulierung willen nachdenklich stimmen sollte.

Thomas Bergmann, Braunschweig

Als Lungenfacharzt habe ich den Artikel mit blankem Entsetzen gelesen. Herzinfarkte und Gefäßschäden sind eindeutig durch die Nikotinexposition verursacht. Die Verniedlichung des Nikotinkonsums ist eine klare Aufforderung an alle inkonsistenten Raucher, die Gefahren durch Nikotin für Gefäßschäden und Herzinfarkte zu ignorieren.

Dr. med. Rainer Gebhardt, Berlin

Für den Titel „Sucht ohne Reue“ gebührt dem Autor der Orwell Award für paradoxes Denken. Unfreiheit genießen – die Tabakindustrie hätte es nicht schöner formulieren können.

Dr. Joseph Kuhn, Dachau

Viele der Warner machen sich unbewusst zu Helfern der Tabakindustrie, denn die E-Zigarette ist bei Weitem das viel kleinere Übel. Das Umsteigen auf E-Zigaretten ist für den chronisch Lungenkranken ein deutlicher Gewinn an körperlichem Wohlbefinden. Diese Menschen bekamen deutlich weniger eitrige Atemwegsinfekte und benötigen weniger Medikamente.

Gretel Frohn, Ärztin, Stuttgart

Mit welchen Schadstoffen die Raumluft durch E-Zigaretten belastet wird, ist angesichts des großen Spektrums der Produkte und der Möglichkeit zum freien Mischen der diversen Liquids ebenso unberechenbar wie die Risiken. Solange nicht dieselben Anwendungsbeschränkungen wie für Zigaretten gesetzlich verankert sind, werden die E-Zigaretten das immer schlechter werdende Image des Rauchens aufweichen und diese Sucht wieder gesellschaftlich akzeptabel machen, ganz entsprechend den Zukunftsvisionen der Tabaklobby.

Dr. med. Dietrich Loos, München

Statt den Umstieg zu fördern, wirft die EU den Dampfern Stöcke in den Weg. So ist die Liquidbegrenzung ein Kostentreiber, von dem Müll ganz zu schweigen.

Gerhard Hellriegel, Stuttgart

Wer zu Fuß geht, gehe

Nr. 22/2014 Berlin-Mitte berät über geschlechtergerechte Verkehrssignale

Neulich fragte meine vierjährige Tochter, warum an allen Ampeln ein Mann abgebildet sei. Was hätten Sie geantwortet? Wie erklärt man einer Heranwachsenden, warum überall nackte Frauenkörper ausgestellt werden, aber Frauen als handelnde Subjekte, als im Straßenverkehr agierende autonome Menschen nicht vorkommen?

Julia Rauner, Hamburg

Bei allem Wohlwollen: Sind denn jetzt alle verrückt geworden und streiten sich über männliche oder weibliche Ampelzeichen? Malt eine Figur mit deutlichem weiblichem Busen und mit männlichem Geschlechtsteil. Damit ist dieses weltbewegende Problem zu aller Zufriedenheit gelöst.

Herbert Karich, Siegburg

Nach der letzten Straßenverkehrsordnungsreform müsste anstelle eines Ampelweibchens wohl stehen: „Wer zu Fuß geht, gehe.“ Aus dem politischen Raum kann nicht erwartet werden, dass dieser kostentreibende Unfug wieder eingefangen wird.

Konrad Bauer, Wachtberg (NRW)

Einfach genial geschrieben

Nr. 22/2014 Bundestagsrede des Schriftstellers Navid Kermani zur 65-Jahr-Feier des Grundgesetzes

Unter den Bundestagsabgeordneten, die Kermani nach seiner beeindruckenden Rede applaudiert haben, waren auch etliche, die 1993 das Grundrecht auf Asyl massiv eingeschränkt haben. Das Mindeste, was diese Volksvertreter tun könnten, um nicht vollends als Heuchler dazustehen, wäre, dafür zu sorgen, dass Flüchtlingen hier endlich dieselbe medizinische Versorgung zuteilwird wie den „Eingeborenen“.

Uwe Tünnemann, Lemgo (NRW)

Ich verbeuge mich vor dem einfach genial geschriebenen Text – und vor den Vätern des Grundgesetzes. Dieses hoffentlich für alle Zeiten gültige Werk so kurz nach den Gräueltaten des Krieges geschaffen zu haben stellt eine besondere Leistung dar, und diese ist mit einer symbolischen Verbeugung nicht annähernd genug gewürdigt.

Philipp Börner, Gerstungen (Thür.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen.
leserbriefe@spiegel.de

DER WM-GEWINNSPIELTIPP

TOR FÜR DEUTSCHLAND – präsentiert von Deutsche Post



Tipp, Tipp, Hurra!
Jetzt Tor tippen
und gewinnen.



Deutsche Post präsentiert: Das große WM-Gewinnspiel.

Ein Schuss, ein Tor, ein Volltreffer! Machen Sie mit beim großen WM-Gewinnspiel – und tippen Sie, in welche Torecke unsere Nationalmannschaft als Nächstes trifft. Sichern Sie sich einen von über 2.000 Gewinnen und die Chance auf den weltmeisterlichen Hauptpreis: eine Mercedes-Benz C-Klasse mit AMG Line.



Jetzt mitmachen und gewinnen:
tor-fuer-deutschland.de

Deutsche Post 

Die Post für Fußballdeutschland.

1&1 DSL INTERNET UND TELEFON 19,99 ab €/Monat*

Sparpreis für volle 24 Monate,
danach 24,99 €/Monat.

Inklusive 1&1 HomeServer:

WLAN-Modem mit bis zu
450 MBit/s, Telefonanlage
und Heimnetzwerk in einem.



AKTION: TAB INKLUSIVE!

Bestellen Sie jetzt 1&1 DSL und entscheiden Sie sich für einen Tablet-PC von Samsung oder Apple – supergünstig oder sogar kostenlos in ausgewählten DSL-Tarifen! WLAN-Spaß garantiert.



z. B. das neue Samsung GALAXY Tab 4 10.1
als Startgeschenk zur superschnellen
1&1 DSL Doppel-Flat 50.000 für 39,99 €/Monat:

- 25,6 cm (10.1") TFT-Display (1280 x 800 Pixel)
- 3,2 Megapixel-Kamera mit 1,3 Megapixel-Frontkamera
- 1,2 GHz Quad-Core Prozessor
- Interner Speicher: 16 GB
- Android™ 4.4.2

0 €
~~369,- € UVP~~

**Alle DSL-Tarife und weitere Tablets von
Samsung und Apple finden Sie im Internet!**

02602/9690

*1&1 Surf-Flat 6.000 für 24 Monate 19,99 €/Monat, danach 24,99 €/Monat. Inklusive Internet-Flat, Telefonie (Privatkunden): für 2,9 ct/Min. ins dt. Festnetz oder immer kostenlos für 5,- €/Monat mehr mit der 1&1 Telefon-Flat. 1&1 DSL ist in den meisten Anschlussbereichen verfügbar. 1&1 HomeServer für 0,- € (Versand 9,60 €), 24 Monate Vertragslaufzeit.
†Samsung Galaxy Tab 4 für 0,- € inklusive bei 1&1 Doppel-Flat 16.000 für 34,99 €/Monat oder bei 1&1 Doppel-Flat 50.000 für 39,99 €/Monat. 1&1 HomeServer für 0,- € (Versand 9,60 €), 24 Monate Vertragslaufzeit. 1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur



1und1.de

lcom@nn

Leitartikel

Historische Chance

Obama will endlich für mehr Klimaschutz kämpfen – nun ist die Kanzlerin gefragt.

Bislang ist Barack Obama nicht gerade als Präsident aufgefallen, der nach der Wahl erfüllt, was er vor der Wahl versprochen hat. Er wollte für die Menschenrechte streiten, aber er hat nicht einmal Guantanamo geschlossen. Er wollte ein Friedenspräsident sein, aber er verschärfte den Drohnenkrieg. Er hat den großen Wandel angekündigt, aber vor allem große Reden gehalten.

Doch jetzt, zweieinhalb Jahre vor dem Ende seiner Präsidentschaft, hat Obama vor, auf einem Feld, das ihm stets besonders wichtig war, Verlässlichkeit zu demonstrieren: dem der Klimapolitik. Die USA würden den Ausstoß des umweltschädlichen Kohlendioxids (CO₂) in Kraftwerken bis zum Jahr 2030 um 30 Prozent senken, kündigte er an, mit dem typischen Obama-Pathos. „Als Präsident und als Vater weigere ich mich, unseren Kindern einen Planeten zu hinterlassen, der nicht mehr repariert werden kann“, sagte er.

Die feierlichen Worte könnten eine fundamentale Wende ankündigen, nicht nur für Obamas Präsidentschaft, sondern auch für den Kampf gegen eine der größten Bedrohungen der Menschheit. Bislang haben die beiden wichtigsten Wirtschaftsmächte der Welt, die USA und China, noch jedes verbindliche Abkommen zum Schutz des Erdklimas blockiert. Nun sind sie dabei sie, ihre Haltung zu ändern.

Kurz nach der spektakulären Ankündigung Obamas deutete ein Vertreter der chinesischen Regierung an, dass sein Land sein Veto gegen verbindliche Klimaziele überdenken könnte. Machen die Regierungen in Washington und Peking Ernst damit, können aus den größten Blockierern die wichtigsten Anstreiber für den weltweiten Klimaschutz werden.

Das ist gut für den Globus, aber schlecht für den Ruf Angela Merkels, die sich in den ersten Jahren ihrer Amtszeit noch als Klimakanzlerin feiern ließ und vor Eisbergen posierte. „Wenn wir nichts tun“, sagte sie, „würde dies definitiv zu Katastrophen für Hunderte Millionen Menschen führen.“

Und dann? Tat sie viel zu wenig.

Unter ihrer Regentschaft ist aus dem Klimavorreiter Deutschland einer der größten Sünder geworden. Seit drei Jahren steigt der CO₂-Ausstoß hierzulande, weil Kohlekraftwerke unter Volldampf laufen und die Energiewende falsche Signale setzt. Umweltfreundliche Gaskraftwerke werden stillgelegt, da sie mit der billigen Kohle nicht konkurrieren können. Dazu wird die besonders klimaschädliche Braunkohle munter weiter gefördert. Gerade bekam der Energiekonzern

Vattenfall die Genehmigung dafür, von 2026 an 200 Millionen Tonnen zusätzlich im Tagebau zu fördern.

Und auch in Brüssel stellte sich Merkel zuletzt eher auf die Seite der Klimagegner. Um die heimische Industrie zu erfreuen, machte sie sich persönlich dafür stark, den CO₂-Ausstoß der Autos großzügig zu bemessen.

Vor allem aber versäumen es die Bundeskanzlerin und ihre Kollegen aus den anderen EU-Ländern, das Handelssystem für Kohlendioxid zu reformieren. Seit Jahren gibt die EU zu viele Zertifikate aus, die es der Industrie erlauben, CO₂ in die Luft zu blasen. Dadurch sind die sogenannten Verschmutzungsrechte so billig wie selten zuvor, und deshalb werden entsprechend viele Treibhaus-

gase ausgestoßen.

Anstatt massiv Zertifikate vom Markt zu nehmen, wie es Umweltpolitiker seit Langem fordern, entschlossen sich die europäischen Staats- und Regierungschefs Anfang des Jahres nur zu einer eher symbolischen Geste. Die Industrie-Lobbyisten, die vor dramatischen Arbeitsplatzverlusten gewarnt hatten, setzten sich durch.

Nun muss sich Merkel entscheiden, ob sie als Umweltschützerin oder als Autokanzlerin in Erinnerung bleiben will. Denn der Zeitpunkt für ein internationales Klimaschutzabkommen war noch nie so günstig wie jetzt.

Noch haben die Europäer die Chance, ihre Führungsrolle wiederzuerlangen. Doch als die

EU zu Jahresbeginn über ihre Klimastrategie beriet, verhinderten Länder wie Großbritannien oder Polen konkrete Vorgaben für einzelne Mitgliedsländer. Auch auf verbindliche Ziele, wie Europas Energieverbrauch bis zum Jahr 2030 gedrosselt werden soll, konnten sich die Regierungschefs nicht einigen.

Nach Obamas Vorstoß und den Ankündigungen aus China sollte sich die mächtigste Frau der Welt eine neue Agenda setzen. Der Emissionshandel braucht dringend eine Reform, und die Kanzlerin sollte sich für ein verbindliches Einsparziel für den Energieverbrauch bis zum Jahr 2030 einsetzen. Sparen ist das einfachste Mittel, die Klimaschutzziele zu erreichen.

Aber hat Angela Merkel auch erkannt, was zu tun ist? Im September lädt Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon Staats- und Regierungschefs aus der ganzen Welt zum Klimagipfel ein. Die deutsche Kanzlerin wird nicht dabei sein.

Sie müsse leider absagen, ließ sie wissen – aus Termingründen.





»» Wie lässt sich Armut besiegen?

Die Zahl der Menschen in extremer Armut hat sich seit 1990 halbiert. Und das ist nur einer von vielen Gründen, warum es sich lohnt, Verantwortung zu übernehmen. Darum fördert die KfW die Wirtschaft in armen Regionen der Erde – und ermöglicht jeder Generation, ihre Lebensbedingungen nachhaltig zu verbessern. Veränderung fängt mit Verantwortung an. [kfw.de/verantwortung](https://www.kfw.de/verantwortung)

Bank aus Verantwortung

KfW

Soziales

Rüffel für Nahles

Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles stößt im eigenen Haus auf Widerstände. So mussten die SPD-Politikerin und ihre Führungsmannschaft bei einer Personalversammlung am vergangenen Dienstag heftige Kritik einstecken. Vor allem eine neue Dienstvereinbarung, die derzeit verhandelt wird, ist umstritten. Nach ersten Plänen des Ministeriums sollen künftig die mächtigen Abteilungsleiter darüber entscheiden, welche Mitarbeiter eine zusätzliche leistungsabhängige Vergütung erhalten. Bislang liegt dies in der Verantwortung der niedriger angesiedelten Referatsleiter. Der Kreis der begünstigten Arbeitnehmer könnte dabei künftig stark eingeschränkt werden. Der Vorsitzende des Personalrats, Gerd Heyer, bezeichnete die Pläne vor den Teilnehmern als Rückkehr in das Zeitalter des Feudalismus. Außerdem stören sich die Beschäftigten daran, dass Nahles wichtige Positionen der Leitungsebene unter anderem mit ehemaligen Mitarbeitern der SPD-Parteizentrale besetzt hat. Hausinterne Karrieren seien schwieriger geworden, heißt es. Inzwischen hat das Ministerium zudem vier der insgesamt sieben Abteilungsleiter ausgetauscht, die künftige Führung der einflussreichen Grundsatzabteilung ist noch ungeklärt. Ungewöhnliche Kritik übte der Personalrat dabei auch an Staatssekretär Jörg Asmussen, der für Personalfragen zuständig ist. Dieser sei ein „Phantom“, weil



Betreuungsgeld

Prämie setzt falschen Anreiz

Das von der schwarz-gelben Koalition eingeführte Betreuungsgeld erfüllt seinen Zweck nicht – so das vorläufige Fazit einer umfangreichen Untersuchung der TU Dortmund und des Deutschen Jugendinstituts, gefördert durch das Bundesfamilienministerium. Danach erweist sich das Betreuungsgeld als besonders attraktiv für Familien, „die eine geringe Erwerbsbeteiligung aufweisen, durch eine gewisse Bildungsferne gekennzeichnet sind und einen Migrationshintergrund haben“. Die Reform, die Eltern mit einer Prämie belohnt, die ihre Kinder nicht in eine Krippe oder Kindertages-

stätte schicken, unterlaufe damit die Bemühungen um Chancengerechtigkeit in Deutschland. Demnach nutzen vor allem solche Eltern lieber das Betreuungsgeld, deren Kinder eigentlich in den Kitas gefördert werden sollen. Die von der CSU erkämpfte Leistung lässt sich gemäß der Studie „als besonderer Anreiz für sozial eher benachteiligte Familien identifizieren, kein Angebot frühkindlicher Bildung, Betreuung und Erziehung zu nutzen“. Deshalb, so der Schluss der Untersuchung, sei „das Betreuungsgeld bezogen auf Fragen der Chancengerechtigkeit kontraindiziert“. red

ihn die Mitarbeitervertreter nur selten zu Gesicht bekämen. Ministerin Nahles selbst warb in ihrer Ansprache um Sympathie. Sie schätze den „offenen Austausch“ mit dem Personalrat. cos, mad

Finanzen

Berater pfuschen

Anlage-, Versicherungs- und sonstige Finanzberater kommen nur sehr unzureichend ihrer Verpflichtung nach, die Beratungsgespräche mit Kunden umfassend zu dokumen-

tieren. Dies geht aus einer Studie des Berliner ITA-Instituts für Transparenz hervor, die dem Bundesjustiz- und Verbrauchermministerium vorliegt. Vor allem Versicherungsmakler und -vertreter schnitten schlecht ab. Der Gesetzgeber hatte in den vergangenen Jahren die Finanz- und Versicherungsbranche verpflichtet, Beratungsgespräche zu protokollieren. So soll die Position des Verbrauchers im Schadensfall gestärkt werden, er soll auch Chancen und Risiken eines Vertrags klarer erkennen können. Nun belegt

die Studie, „dass Dokumentationen häufig nicht erstellt und übergeben werden“ und dass darüber hinaus „ein erheblicher Teil der Dokumentationen Mängel aufweist“. So seien „wesentliche Inhalte des Gesprächs, zum Beispiel die Empfehlung eines Produkts und deren Begründung“ von den Beratern in vielen Fällen gar nicht dokumentiert worden. Die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht solle daher als zentrale Aufsichts- und Beschwerdestelle etabliert werden, heißt es in der Studie. red

Sommerferien

14 Länder rotieren, zwei nicht

Bayern und Baden-Württemberg behalten ihr Privileg eines festen Startzeitraums der Sommerferien. Das geht aus der internen Beschlussvorlage für die „langfristige Sommerferienregelung 2018 bis 2024“ hervor. Die Kultusministerkonferenz soll in der kommenden Woche darüber entscheiden. Laut der Vorlage werden die Sommerferien in den beiden südlichsten Bundesländern jeweils zwischen dem 25. Juli und dem 1. August beginnen. Die anderen Länder rotieren hingegen beim Ferienstart zwischen dem 20. Juni und dem 26. Juli. Der sogenannte Ferienkorridor zwischen dem Ferienbeginn im ersten und dem

Ferienende im letzten Bundesland wird demnach einmal 86 Tage, einmal 83 Tage, einmal 82 Tage und viermal 80 Tage betragen. Wirtschaftsminister und Tourismusverbände fordern eine Untergrenze von 85 Tagen. „Jeder Tag, um den sich die Ferienkorridore verkürzen, kostet die Tourismuswirtschaft bis zu 120 Millionen Euro Umsatz“, sagt Mecklenburg-Vorpommerns Ressortchef Harry Glawe (CDU), Vorsitzender der Wirtschaftsministerkonferenz. „Mit einer weiteren Ausweitung der Ferienzeiten wären die Schuljahre kaum noch vernünftig zu organisieren“, sagt hingegen Brandenburgs Bildungsministerin Martina Münch (SPD), vor allem im Hinblick auf „kontinuierliche Lernzeiträume“ und „gesicherte Prüfungsabläufe“. *fr*

Juli Zeh Die Klassensprecherin

Das Jahr Snowden



Kinder, wie die Zeit vergeht. Vor einem Jahr, am 6. Juni, erschienen die ersten Dokumente aus dem geheimsten Inneren der NSA, an Journalisten weitergereicht von einem jungen Mann, der beschlossen hatte, die Welt über den grenzenlosen Datenhunger der Geheimdienste aufzuklären. Für diese Gewissensentscheidung opferte Edward

Snowden, damals war er 29 Jahre alt, ein angenehmes Leben mit fester Freundin, gut bezahltem Job und Wohnung auf Hawaii. Er tauschte Freiheit gegen Verfolgung.

Seither haben wir, Enthüllung für Enthüllung, davon erfahren, wie hemmungslos wir durchleuchtet werden können. Wir haben lebhaft darüber diskutiert, was wir dagegen tun müssen, aber politisch ist nichts passiert. In Deutschland haben wir eine Kanzlerin, die das Abhören ihres Handys nicht gut findet und ansonsten keine Meinung zu „Big Data“ hat. Wir sehen einem Parlamentarischen Untersuchungsausschuss zu, der den wichtigsten Zeugen immer noch nicht geladen hat und den die Regierung brüskiert. Dazu gibt es eine Öffentlichkeit, die sich wegen der schieren Größe des Problems irgendwo zwischen Überforderung und Resignation verliert.

So könnte man meinen, Edward Snowden habe sein Leben für nichts und wieder nichts aufs Spiel gesetzt. Sein Mitstreiter Glen Greenwald versichert allerdings, es gehe Snowden bemerkenswert gut.

Es stimmt ja auch, dass Snowden sein Ziel erreicht und eine weltweite Debatte ausgelöst hat. Der Lohn für die geopfert Zukunft ist die Sicherheit, dass er das Richtige getan hat. Deshalb sollten wir uns den Whistleblower als glücklichen Menschen vorstellen, auch wenn er nicht weiß, wo er nach dem Asyl in Moskau unterkommen kann.

Snowden hat unser Bewusstsein verändert. Datenschutz gilt jetzt nicht mehr als Spielfeld für paranoide Alarmisten. Die meisten Menschen haben verstanden, dass etwas passieren muss, auch wenn noch niemand weiß, was. Stammtischrufe nach mehr Überwachung und mehr Sicherheit haben an Durchschlagskraft verloren.

Die Sorge um digitale Überwachung hat den langen Weg vom Rand in die Mitte der Gesellschaft gefunden. Dank Snowdens persönlichem Einsatz kennen wir den Istzustand und sind in der Lage, uns darüber zu verständigen, wie unsere Welt im Kommunikationszeitalter aussehen soll. Das ist, zugegeben, ein langer Prozess, weil die Materie kompliziert ist.

Immer noch gibt es Streit darüber, ob Edward Snowden ein Held oder ein Verräter ist und ob er Asyl bekommen sollte. Aber am Jahrestag seiner ersten Enthüllung gibt es einen einfachen Satz, um ihm gerecht zu werden. Die Initiative „Rechtsanwälte gegen Totalüberwachung“ hat sogar ein Flugzeug gechartert, um ein Banner über den Berliner Himmel zu ziehen: Thank you, Mr. Snowden.

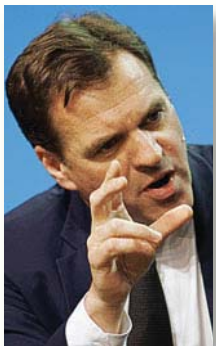
An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Jakob Augstein an der Reihe, danach Jan Fleischhauer.



Stau zu Ferienbeginn

Blick auf Deutschland

Der britische Historiker **Niall Ferguson** in einem Interview der italienischen Zeitung *La Repubblica* über die Machtstruktur innerhalb der Europäischen Union



„Die Vorstellung, Europa würde von einer deutsch-französischen Doppelspitze gelenkt, ist schon seit Jahren passé. Heute gibt es eine neue Geometrie mit Angela Merkel im Zentrum, die verschiedene Länder dominiert und mit ihnen

in Dreiecksbeziehungen tritt ... Merkel ist das Herz des Systems, Frankreich hat schon seit Langem keine privilegierte Stellung mehr.“



Fluthilfe

Überdimensionierter Fonds

Der Fluthilfonds, den die Bundesregierung nach dem Hochwasser an Elbe und Donau im vorigen Sommer eingerichtet hatte, war mit acht Milliarden Euro offenbar überdimensioniert. Bisher wurden zur Begleichung von Schäden lediglich rund 750 Millionen Euro ausgegeben, noch nicht einmal zehn Prozent des Fonds. Sachsen-Anhalt, das am stärksten von der Elbeflut betroffen war, zahlte aus dem Fonds bisher 192 Millionen Euro an Hochwasseropfer, in Sachsen waren es 216 Millionen und in Bayern, wo die Donau ganze Landstriche unter Wasser gesetzt hatte, 240 Millionen Euro. Der Bund hat seine Schadensbilanz bereits erheblich nach unten korrigiert und will eine Milliarde Euro wieder aus dem Fonds herausziehen. Bayern hingegen bleibt bei seiner Schadensrechnung von 1,3 Milliarden Euro, Sachsen hat sie gerade um 200 Millionen auf zwei Milliarden Euro erhöht. Länder wie Berlin, die an der Finanzierung des Nothilfegrunds beteiligt sind, befürchten nun, dass die Fluthilfe als „Infrastruktur-fördertopf“ missbraucht werden könnte. So will die Stadt Halle aus dem Fonds den Neubau einer Eissportarena finanzieren, deren Kosten mit rund 15 Millionen Euro veranschlagt wurden. Ein vom Gericht beauftragter Gutachter hatte den Hochwasserschaden an der alten Eissport-halle auf eine Million Euro beziffert. srö, was

Geheimdienst

BND ausgebremst

Das Vertrauensgremium des Bundestags hat die Pläne des Bundesnachrichtendienstes (BND), technisch massiv aufzurüsten, vorerst gedämpft. Für das Jahr 2014 bewilligten die Parlamentarier zusätzlich nur sechs Millionen Euro zur Vorbereitung der „Strategischen Initiative Technik“ (SIT), für die der BND bis zum Jahr 2020 insgesamt 300 Millionen Euro fordert. Mit dem Programm will der BND unter anderem ein

Frühwarnsystem für Cyberangriffe aufsetzen und seine Fähigkeit verbessern, soziale Netzwerke im Ausland zu überwachen. Vor den Wirtschaftsplanberatungen für 2015 im Herbst erwartet das Vertrauensgremium des Bundestags einen Bericht über die Ergebnisse der Vorbereitungen. Zudem muss der Auslandsdienst „eine ausführliche Darlegung und Begründung der geplanten Maßnahmen“ liefern, heißt es in einem Beschluss der Sitzung des Gremiums vom 6. Mai. gud

Versorgungswerke

Existenz gefährdet

Seit das Bundessozialgericht die angestellten Anwälte in Rechtsabteilungen in die gesetzliche Rentenversicherung gezwungen hat, bangen die Versorgungswerke der Freiberufler um ihre Zukunft. „Wir werden allein durch dieses Urteil jeden fünften Rechtsanwalt als Beitragszahler verlieren“, sagt Michael Jung, Hauptgeschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft berufsständischer Versorgungseinrichtungen. „Sollten im nächsten Schritt auch noch angestellte Anwälte in Kanzleien ausgeschlossen werden, steht die Existenz des privaten Versorgungssystems infrage“, so Jung. Zudem seien ähnliche Urteile für andere Gruppen von Freiberuflern zu befürchten, etwa zu angestellten Ärzten in medizinischen Berufen. Die Rechtspolitiker der Union im Bundestag streben daher eine gesetzliche Klarstellung an, um die Rentenversicherung der Freiberufler zu schützen. „Im Koalitionsvertrag haben wir uns eindeutig zu den eigenständigen Versorgungswerken bekannt“, sagt Rechtsexperte Jan-Marco Luczak (CDU). „Auch bei unseren Sozialpolitikern ist die Sensibilität hoch. Wir werden daher darauf dringen, dass wir mit der SPD eine Regelung finden, die die Freiberufler schützt.“ ama

FDP-Finzen

Große Milde

Die Bundestagsverwaltung zeigt Nachsicht mit der FDP: Die Liberalen müssen trotz Bedenken des nordrhein-westfälischen Verfassungsgerichtshofs keine Strafe wegen illegaler Parteienfinanzierung zahlen. Man sehe nach internen Prüfungen keinen Grund, die Partei zu belangen, heißt es. Die FDP-Bundestagsfraktion hatte vor den Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein im Jahr

2012 mehrere Millionen Werbebriefe an Haushalte verschickt. Der Verfassungsgerichtshof in Nordrhein-Westfalen hatte in einem Beschluss erklärt, die Fraktionsbroschüre sei offenbar gezielt für den Wahlkampf der Partei eingesetzt worden. Die Prüfer des Bundestags finden die Broschüre dagegen in Ordnung. Das Bundesverfassungsgericht hatte am vergangenen Dienstag eine Klage der NPD gegen die Werbebriefe aus formalen Gründen abgewiesen. Auch die Tatsache, dass die Liberalen Fraktionssprecher für Bereitschaftsdienste der Partei eingesetzt hatten, bleibt folgenlos. ran

Flughafen BER

Falsch kalkuliert

Beim Berliner Flughafen BER wurden offenbar über Jahre Bau- und Planungsaufträge in erheblichem Umfang fehlerhaft und zu knapp kalkuliert. Die Flughafengesellschaft hat inzwischen 995 Millionen Euro an Nachtragsforderungen der beauftragten Unternehmen als berechtigt akzeptiert, allerdings noch nicht vollständig beglichen. Weitere Ansprüche in Höhe von 452 Millionen Euro werden derzeit geprüft. Dies geht aus der bisher unveröffentlichten Antwort des Bundesverkehrsministeriums auf eine Anfrage des Bundestagsabgeordneten Stephan Kühn (Grüne) hervor. Nachträge sind dann fällig, wenn die Leistungen in der Auftragsvergabe unvollständig beschrieben sind und damit eine ordnungsgemäße Erfüllung der Arbeiten zum vereinbarten Preis nicht möglich ist oder unverschuldet Fristen nicht eingehalten werden können. Eine Marge von 10 bis 15 Prozent gilt in der Branche bei großen Bauvorhaben als üblich. Beim BER ist sie aber gut doppelt so hoch. „Das wurde offenbar schöngerechnet, um die Kosten auf dem Papier niedrig zu halten“, so Verkehrsexperte Kühn. was

T*Up to 80 Hours of power reserve*

TISSOT LUXURY AUTOMATIC. POWERMATIC 80 WERK, OFFIZIELL CHRONOMETER ZERTIFIZIERT DURCH DAS COSC (CONTRÔLE OFFICIEL SUISSE DES CHRONOMÈTRES), BIETET BIS ZU 80 STUNDEN GANGRESERVE IN EINEM 316L EDELSTAHLGEHÄUSE. **INNOVATORS BY TRADITION.**

TISSOTSHOP.COM

T+
TISSOT

LEGENDARY SWISS WATCHES SINCE 1853

Zu viele eckige Kreise

Europa Die Berufung des nächsten EU-Kommissionschefs spaltet Europa und die Große Koalition. Kanzlerin Merkel kann es nicht CDU und SPD, den Wählern und den Briten zugleich recht machen. Wächst ihr zum ersten Mal eine Krise über den Kopf?

Die Stimmung war nicht gut, als sich die CDU-Parlamentarier aus Nordrhein-Westfalen am vergangenen Montagabend in ihrer Landesvertretung trafen. Normalerweise geht es bei solchen Runden darum, die Linie für die Abstimmungen im Bundestag abzusprechen. Dieses Mal hatten die Abgeordneten jedoch das Bedürfnis, sich den Frust von der Seele zu reden, der sich über Monate aufgestaut hat. Vielen passt der Auftritt der Großen Koalition nicht mehr und vor allem die raumgreifende Rolle der Sozialdemokraten nicht, die sich stets als treibende Kraft der Regierung präsentieren.

Dieser Frust brach sich jetzt Bahn.

„Wir müssen den Eindruck vermeiden, dass die SPD regiert und wir als Wahlsieger froh darüber sind, dass wir mitregieren dürfen“, schimpfte CDU-Haudeggen Wolfgang Bosbach. Der junge CDU-Abgeordnete Jens Spahn aus dem Münsterland kritisierte, dass sich nach Rente und Mindestlohn schon der nächste Fall abzeichne, bei dem die SPD die Union auszuspielen drohe. „Es fehlt nur noch, dass die jetzt auch noch den deutschen EU-Kommissar stellen“, sagte Spahn. „Wenn Schulz Kommissar wird, widerspricht das gleich zwei Wahlergebnissen – dem der Bundestags- und dem der Europawahl.“

Der Kampf um die Führung der nächsten EU-Kommission hat die Berliner Innen- und Parteipolitik erfasst. Das macht eine Sache nicht einfacher, die ohnehin eines der vertracktesten Probleme ist, mit denen es Bundeskanzlerin Angela Merkel je zu tun hatte. Die Zahl einander ausschließender Ziele und Interessen ist ungewöhnlich groß: Merkel will die Briten in der Europäischen Union halten, den Koalitionspartner SPD nicht verprellen, ihre eigene CDU nicht verärgern – und am Ende nicht wie eine Betrügerin dastehen, die dem Wahlsieger Jean-Claude Juncker den Lohn seines Sieges geraubt hat. Ökonomen haben für solche Lagen einen Fachausdruck parat: „lose-lose“; der Schriftsteller Joseph Heller nannte sie „Catch-22“. Egal, für welche Option man sich entscheidet: Man kann eigentlich nur verlieren.

Anders als in den diversen Runden der Eurokrise kann sich Merkel dieses Mal nicht voll auf die SPD verlassen. Der Koalitionspartner steht bei den europäischen Schwesterparteien im Wort, die ihren Wahlkampf-Spitzenkandidaten Martin Schulz als Vizechef der EU-Kommission auf den Posten des deutschen Kommissars hieven wollen. Es wäre der Preis für die sozialdemokratischen Stimmen im Europaparlament, die Juncker braucht, um Präsident der EU-Kommission zu werden.

Aus Sicht der Union dagegen ist Schulz ein Mann, der in Europa das zu tun verspricht, was die Genossen auch in der Heimat am besten können: den Leuten das

Geld aus der Tasche zu ziehen. Schon im Wahlkampf hatten sie Schulz als „gefühlten Italiener“ abqualifiziert, also als einen, der die Abkehr vom strikten Sparkurs will und damit von einer Grundlinie der merkelischen Europapolitik. „Schulz als deutscher Kommissar kommt nicht infrage, die SPD hat genug Ministerposten für eine 25-Prozent-Partei“, sagt Hans-Peter Friedrich, der für Europa zuständige Unionsfraktionsvize (CSU).

Außerdem will die Union sich den deutschen Kommissar nicht vom Europaparla-



EU-Partner Cameron, Merkel

Der britische Premier wird deutlich machen, dass er unter großem Druck steht.

ment diktieren lassen. Dafür gebe es „null Rechtsgrundlage“, heißt es.

Das sieht die Kanzlerin genauso. Sie will Schulz verhindern. Das ist Teil eines viel weiter reichenden Plans, mit dem sie die Briten in der EU halten will – bei dem aber Juncker notfalls auf der Strecke bleibt.

Zugrunde liegt die Einschätzung, dass die SPD die Berliner Koalition nicht wegen eines Streits um den richtigen Posten für Martin Schulz platzen lassen werde. Bereits am Montagabend nach der Wahl trafen sich Merkel, Gabriel und der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer um 19 Uhr im Kanzleramt. Bald sprechen die drei auch über den deutschen EU-Kommissar. Das Gespräch ist sachlich, nur einmal wird es unterbrochen, Merkel hat einen Telefontermin mit US-Präsident Barack Obama.

Gabriel fordert den Posten für den SPD-Mann Schulz nicht offen ein, doch Merkel und Seehofer wissen, worauf seine Einlassungen abzielen. Merkel wiederum lehnt nicht offen ab, aber sie macht deutlich, dass sie wenig von einem deutschen Kommissar namens Schulz hält. Merkel rechnet Gabriel das Ergebnis der Europawahl vor. Allein die CDU habe – „ohne die CSU“ – deutlich mehr Stimmen geholt als die SPD. Bei diesem Ergebnis sei es „sehr schwer“, in der Union einen SPD-Mann als deutschen Kommissar durchzusetzen.

Das weiß auch Gabriel. „Das spielt jetzt in Brüssel“, sagte er bei einer Telefonkonferenz des SPD-Präsidiums am vergangenen Montag und empfahl seinen Genos-

sen: „Wir setzen auf Juncker und sollten den Namen Schulz vorläufig gar nicht in den Mund nehmen.“

Um die fragile Lage in Deutschland weiß auch der Machttaktiker Schulz und hat sich deshalb einen Plan B zurechtgelegt. Er hat die – allerdings vor der Wahl – von rund zwei Dutzend europäischen sozialdemokratischen Partei- und Regierungschefs gegebene Zusage, dass sie ihn als Spitzenmann unterstützen würden. Zudem wird er sich Mitte Juni zum Fraktionschef der Sozialisten im Parlament wählen lassen. Und er wird, noch wichtiger, die Verhandlungen mit den Konservativen führen, wenn es um Programme und Personen für die nächsten fünf Jahre geht. Schulz' Kalkül: Juncker kann nur Präsident werden, wenn ihn auch die Sozialdemokraten im Parlament wählen. Deshalb müsse Juncker ein maximales Interesse haben, ihn, Schulz, im Rennen zu halten.

Die Kanzlerin hält diese Verbindung für die weiche Stelle. Trotz aller öffentlich bekundeter Solidarität für den Luxemburger wird sie versuchen, hier anzusetzen.

Demnach will sie Schulz mit Verweis auf den CDU-Unmut als deutschen Kommissar verhindern. Immerhin hat ihr Vizekanzler zu erkennen gegeben, dass er über diesen Konflikt die Große Koalition nicht zerbrechen lassen will. Wenn das den sozialdemokratischen Rückhalt im Europaparlament für Juncker bröckeln lässt, so Merkels Kalkül, werde Juncker einsehen, dass seine Chancen auf den Posten an der Spitze der EU-Kommission schwinden – und selbst zurückziehen.

Ein hochrangiger Mitarbeiter von EUPRäsident Herman Van Rompuy, der derzeit bei den Regierungschefs sondiert, bestätigt das Szenario: „Ich gehe davon aus, dass Juncker sich in den kommenden Wochen selbst aus dem Rennen nehmen wird, wenn die Kritik an ihm so weitergeht.“ Dann wäre zwar der Weg frei für einen Kompromisskandidaten. Ob das selbstbewusste Parlament ohne Weiteres dazu Ja sagt, scheint allerdings fraglich. Zumal bisher auch keine ernst zu nehmenden Alternativen kursieren.

Merkels Kalkül ist also eine Rechnung mit ungewöhnlich vielen Unbekannten, aber einer Konstanten: Die Briten sollen in der EU bleiben. Der Ärger um Juncker gilt für die Kanzlerin als tagespolitische Herausforderung, ein möglicher Bruch zwischen der Europäischen Union und den Briten dagegen als historischer Schaden.

Diesen Unterschied machte Merkel am vergangenen Mittwoch auch im Bundestag deutlich. Zwei, drei kurze Sätze sagte sie zu ihrer Rückendeckung für Juncker, dann

folgte eine mehrminütige, flammende Eloge auf die Bedeutung der Briten für Europa. Es sei „grob fahrlässig, mit welcher Lockerheit“ manche über einen EU-Austritt Großbritanniens redeten. Ob die Briten Mitglied blieben oder nicht, das sei „alles andere als gleichgültig, unwichtig, egal“. Ähnlich sieht es Außenminister Frank-Walter Steinmeier: „Großbritannien ist ein starker Partner Deutschlands und leistet einen entscheidenden Beitrag zur gemeinsamen europäischen Außenpolitik und damit zur Wahrung von Europas Interessen in der Welt.“ Die Bundesregierung habe sich vorgenommen, „außenpolitisch noch enger zusammenzuarbeiten“.

Und bei allem Unmut über die vielen Alleingänge, über die „Rosinenpickerei“ der Briten in der Vergangenheit schätzt auch Angela Merkel den britischen Einfluss in der EU. In einem vertraulichen Papier der Bundesregierung zu den Aufgaben der nächsten EU-Kommission werden die Gemeinsamkeiten deutlich. Vor allem „Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit“ in Europa sollen gefördert werden. Dazu müsse „das Potenzial von Binnenmarkt und Freihandel voll ausgeschöpft werden“, heißt es. Franzosen, Spanier und Italiener würden das derzeit nicht uneingeschränkt unterschreiben, der britische Premier David Cameron schon. Die Kanzlerin weiß zudem, dass es ihr der promarktwirtschaftliche Einfluss der Briten in vielen Diskussionen erlaubt, anderen Interessen wirksam entgegenzutreten (siehe Grafik), etwa beim EU-Budget, bei der Bankenunion, beim Freihandelsabkommen.

Cameron will seinen Widerstand bei einem Minigipfel mit dem schwedischen Premier Fredrik Reinfeldt, dem Niederländer Mark Rutte und Merkel südlich von Stockholm am Montag und Dienstag untermauern. Er hofft auf die Schweden, die Hol-

länder und Ungarn sowie den italienischen Ministerpräsidenten Matteo Renzi, der immer offener Zweifel an Juncker äußert. Damit läge eine Sperrminorität im Rat gegen Juncker in greifbarer Nähe – erst recht, wenn die Deutschen dabei wären.

Vor allem aber wird Cameron deutlich machen, dass er unter großem Druck steht.

Sollte sich Juncker durchsetzen, fürchten britische Beobachter und Diplomaten ein politisches Erdbeben an der Themse. Politik wird in Großbritannien oft als Nullsummenspiel betrachtet, es gibt nur Gewinner und Verlierer, nichts dazwischen. Cameron kann sich die hässlichen Schlagzeilen in der *Daily Mail* oder im *Daily Telegraph* auch gleich selbst schreiben, wenn er Juncker nicht verhindert.

Im Extremfall geriete der Premier derart unter Druck, dass er das EU-Referendum, das er für 2017 versprochen hat, vorziehen müsste. Es ist alles andere als ausgeschlossen, dass sich die Briten dann entscheiden, die Union zu verlassen.

Die Mitarbeiter Camerons sind deshalb nicht nur in London damit beschäftigt, das Europaparlament als den Gegner aller Staats- und Regierungschefs ins Zentrum der Kritik zu rücken. Das Parlament betreibe einen gefährlichen Machtkampf gegen die Staats- und Regierungschefs, sagen

britische Diplomaten. Juncker, Schulz und eine Handvoll weiterer Parlamentarier wollten die europäischen Verträge aushebeln, um die Position des Parlaments im Brüsseler Institutionengefüge zu verbessern. „Sie spielen mit Dynamit.“

Dass es so weit gekommen ist, hängt auch mit der Kanzlerin zusammen, die in den vergangenen Monaten für ihre Verhältnisse überraschend häufig den Dingen freien Lauf ließ. Sie hat lange ignoriert, wie der damalige Präsident des Europaparlaments, Martin Schulz, erst die SPD und dann die sozialistische Parteienfamilie in der EU hinter sich und die Idee einer europaweiten Spitzenkandidatur brachte. Schulz schaffte Fakten, und Merkel ließ sich auf Juncker als Kandidat der christdemokratischen EVP ein, obwohl sie viele der Bedenken gegen ihn insgeheim teilt. Und schließlich lief ihr der EU-Gipfel vergangene Woche aus dem Ruder, als sie eine Kampfabstimmung für Juncker nur mit Mühe verhindern konnte. Seitdem gibt sie öffentlich ein schwankendes Bild ab: Erst düpierte sie Juncker als nur einen unter vielen, die den Job machen könnten. Dann stützte sie ihn öffentlich und versprach mehrfach, sich für ihn zu verwenden. Seitdem hat sie mit annähernd jedem der 27 anderen EU-Staats- und Regierungschefs gesprochen, um einen Kompromiss zu suchen. Bis Ende Juni soll das so weitergehen, „wir haben die Zeit“, sagte sie im Bundestag.

Jean-Claude Juncker macht derzeit in Optimismus. Am Mittwoch meldete er sich zum ersten Mal seit Längerem wieder auf Twitter und schrieb: „Ich bin zuversichtlicher denn je, dass ich der nächste EU-Kommissionspräsident werde.“ Genauer wollte er auf Anfrage des SPIEGEL nicht mitteilen.

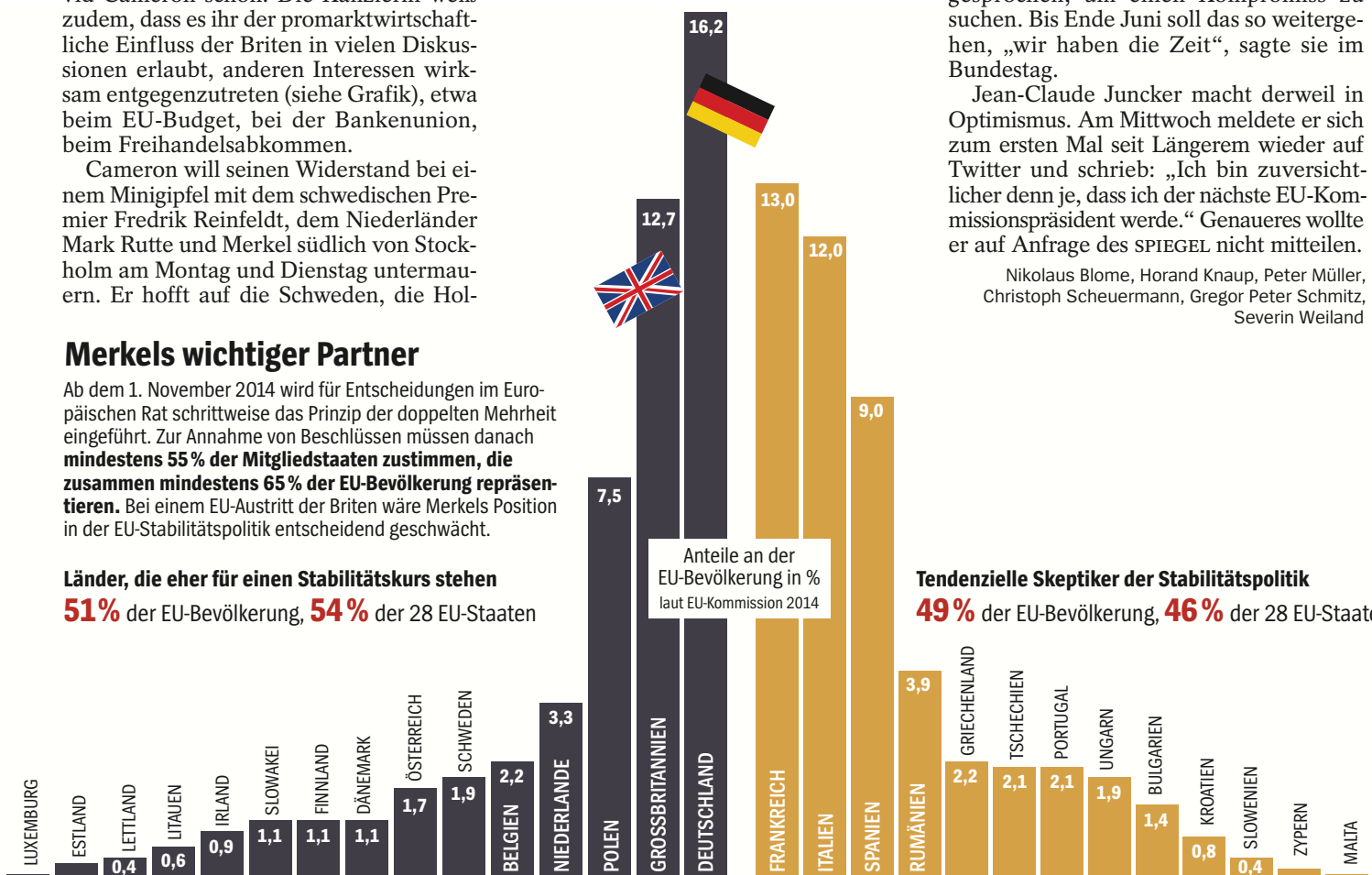
Nikolaus Blome, Horand Knap, Peter Müller, Christoph Scheuermann, Gregor Peter Schmitz, Severin Weiland

Merkels wichtiger Partner

Ab dem 1. November 2014 wird für Entscheidungen im Europäischen Rat schrittweise das Prinzip der doppelten Mehrheit eingeführt. Zur Annahme von Beschlüssen müssen danach **mindestens 55 % der Mitgliedstaaten zustimmen, die zusammen mindestens 65 % der EU-Bevölkerung repräsentieren**. Bei einem EU-Austritt der Briten wäre Merkels Position in der EU-Stabilitätspolitik entscheidend geschwächt.

Länder, die eher für einen Stabilitätskurs stehen

51 % der EU-Bevölkerung, **54 %** der 28 EU-Staaten





Das Ende der Ostpolitik

Diplomatie Die Ukraine-Krise hat den Blick von Frank-Walter Steinmeier auf Russland verändert. Die eigenen Leute machen ihm deshalb das Leben schwer.

Wie kommt es, dass ein bedächtiger Politiker wie Frank-Walter Steinmeier wegen einiger Schreihälse aus der Haut fährt? Steinmeier sitzt im Airbus der Bundesregierung. Sein Hemdkragen ist offen, er wirkt entspannt. Von Kollegen in EU und Nato muss er sich derzeit oft anhören, er sei zu weich gegenüber Russland. Und dann soll er sich als Kriegstreiber herabsetzen lassen? Auch er muss irgendwann mal Dampf ablassen.

Das Video von Steinmeiers Europawahlkampfauftritt vor zwei Wochen in Berlin ist im Internet zum Hit geworden. Ein paar Störer beschimpfen ihn. Er brüllt mit rotem Kopf und fuchtelndem Zeigefinger zurück: „Hätten wir auf Leute wie die da hinten gehört, wäre Europa heute kaputt!“ Bei Sigmar Gabriel hätte man von den üblichen Stimmungsschwankungen gesprochen. Für Steinmeiers Verhältnisse war es ein veritabler Ausraster.

Vermutlich hätten ihn einige Schreihälse allein nicht aus der Fassung gebracht, trotz des Drucks, unter dem er steht. Steinmeier sucht so unermüdlich wie kein anderer westlicher Außenminister einen Ausweg

aus der Krise in der Ukraine. Er muss die osteuropäischen Staaten davon überzeugen, dass Deutschland im Konflikt an ihrer Seite steht. Die Skeptiker in der SPD muss er auf eine Politik verpflichten, an deren Ende Sanktionen stehen könnten. Das ist schwierig, ein Erfolg ist nicht sicher.

Dann ist da noch sein Verhältnis zu Russland. Steinmeier ist über die vergangenen Monate von einem überzeugten Anhänger einer Partnerschaft mit Moskau zum Kritiker der Politik von Präsident Wladimir Putin geworden. Es war ein schwieriger Prozess, auch für ihn persönlich.

Für die SPD ist das eine Zäsur. Das gute Verhältnis zu Moskau ist das Erbe der Ostpolitik Willy Brandts. Diese Phase gilt als das goldene Zeitalter der sozialdemokratischen Außenpolitik. „Entspannungspolitik-Romantik“ nennt das der SPD-Verteidigungspolitiker Hans-Peter Bartels. Vor Steinmeier hat kein SPD-Politiker in der Regierung gewagt, an diesem Glaubenssatz zu rütteln.

Ausgerechnet in einer solchen Situation sind es nicht nur versprengte Chaoten, die behaupten, der Außenminister heize den Konflikt unnötig an. Es sind alte Sozialdemokraten, die diese Auffassung befördern.

Die ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt und Gerhard Schröder finden, der Westen springe zu kritisch mit Moskau um. Schmidt erklärte, er verstehe das Vorgehen des russischen Präsidenten Wladimir Putin. Die Gefahr entstehe, „weil der Westen sich furchtbar aufregt“. Egon Bahr, ein Architekt der Ostpolitik der Siebzigerjahre, klagt, die westliche Sanktionsspirale sei ein Rückfall in den Kalten Krieg.

Die Alten in der SPD sind eine schwere Bürde für Steinmeiers Krisendiplomatie. Sie gefährden im Ausland die Glaubwür-

digkeit seiner Politik. In der eigenen Partei befeuern sie jene, die den harten Kurs gegenüber Russland falsch finden.

Auf einer Europakonferenz des WDR im Auswärtigen Amt ließ sich Steinmeier vor einem Monat zur Lage in der Ukraine befragen. „Sie haben in den letzten Wochen Ihr Russlandbild erheblich korrigieren müssen“, sagte der Interviewer. Ihn ärgere die klammheimliche Freude darüber, die er bei manchen beobachte, erwiderte Steinmeier. „Als ob das ein Schritt nach vorne wäre.“

Steinmeier spricht nicht gern darüber, wie sich sein Verhältnis zu Russland verändert hat. In seiner ersten Amtszeit kam es über die Russlandpolitik fast zum Zerwürfnis mit der Kanzlerin. Angela Merkel lieferte sich vor der Presse Wortgefechte mit Wladimir Putin. Sie kritisierte lautstark den Umgang mit der Opposition in Russland. Steinmeier hielt das für unklug.

Er wettete gegen „moralischen Rigorismus“ und „folgenlose Empörung“, die die Isolation des Gegenübers heraufbeschwören. Man müsse den Leuten die Nase im Gesicht lassen, lautete seine Devise. Es wirkte bisweilen, als träte Steinmeier gegenüber einem autoritären Regime unnötig leise auf.

Das hat sich seit Beginn der Ukraine-Krise geändert. In seiner Antrittsrede im vergangenen Dezember nannte Steinmeier die russische Politik gegenüber der Ukraine „empörend“. Das waren Töne, wie man sie von ihm bis dahin nicht gehört hatte. Steinmeier ließ das Gespräch mit Moskau nicht abreißen, aber es war nicht der Dialog, den er sich wünschte. Das Vertrauen sei nicht mehr da, klagte er.

Außenminister und Kanzlerin arbeiteten beim Umgang mit Moskau nicht mehr gegen-, sondern miteinander. Deutschen

Wirtschaftsvertretern, die in Steinmeier einen Verbündeten für ihr Russlandgeschäft sahen, erteilte er eine Abfuhr: Das Vorgehen Putins auf der Krim sei „schlicht und einfach völkerrechtswidrig“. Im Bundestag sagte er, nicht der Westen oder die Ukraine sei schuld. „Die Verantwortung trägt Russland.“

Die klaren Worte sollten die osteuropäischen Verbündeten davon überzeugen, dass sie auf Deutschland zählen können. Steinmeier war früh ins Baltikum gereist, um deutlich zu machen, dass er die Angst vor Russlands Expansionsdrang ernst nimmt. Er stimmt sich eng mit seinem polnischen Kollegen Radoslaw Sikorski ab. Er betont, dass die Ukraine selbst über ihr Schicksal entscheiden müsse.

Damit zog er den Zorn der SPD-Altverbunden auf sich, die vor mehr als 40 Jahren die Ostpolitik initiiert hatten. Sie ist für die Identität der Partei noch immer wichtig. Dabei verschweigen die damaligen Protagonisten gern, dass die Ostpolitik zunächst sehr erfolgreich war, in den Achtzigerjahren aber zum Teil zur Kumpanei mit kommunistischen Regimen geführt hatte. Schmidt fühlte sich Erich Honecker näher als den Bürgerrechtlern in der DDR. Die Oppositionellen in Polen und anderen

Ländern galten als Störenfriede, die den Dialog mit den kommunistischen Herrschern erschwerten.

Die Reaktion auf Steinmeiers Kurswechsel fiel entsprechend aus. Erhard Eppler, der seinerzeit den Dialog der SPD mit der DDR-Staatspartei SED initiiert hatte, ließ in einem SPIEGEL-Essay Verständnis für die Zustimmung der Russen zu einem Präsidenten durchblicken, „der sich von Ukrainern und Westlern nicht auf der Nase herumtanzen lässt“. Sein Parteifreund Klaus von Dohnanyi belehrte eine ukrainische Journalistin, die auf das Selbstbestimmungsrecht ihres Landes pochte: „Sie können sich nicht einfach aus einer Einflusszone herauslösen.“

Am härtesten traf es Steinmeier, dass sich sein Weggefährte Gerhard Schröder von ihm distanzierte. Der Altkanzler antwortete in einem Interview für die *Welt am Sonntag* auf die Frage „Kann Steinmeier das?“ „Da vertraue ich ihm. Noch.“ Das „noch“ strich er in der gedruckten Fassung. So stellt es die *Bild*-Zeitung dar. Das sei Steinmeier wirklich nahegegangen, heißt es in seiner Umgebung.

Steinmeier hat sich nicht öffentlich zu den Vorwürfen der Alten geäußert. Er hat auch so genug Probleme. Er ärgert sich be-

sonders darüber, dass er von Leuten kritisiert wird, die seit Jahren keine politische Verantwortung mehr tragen.

Dabei muss man das Verständnis für Moskau ins Extreme treiben, um in Steinmeier jemanden zu sehen, der den Konflikt mit Russland anheizt. Steinmeier spricht nahezu jeden zweiten Tag mit seinem russischen Kollegen Sergej Lawrow. Die OSZE-Mission in der Ukraine und die Genfer Konferenz hätte es ohne ihn nicht gegeben.

Offen bleibt, was an die Stelle der Partnerschaft mit Russland, für die Steinmeier lange gekämpft hat, treten wird. Er weiß es selbst noch nicht. Einen Kalten Krieg will Steinmeier verhindern. Eine Zusammenarbeit wird es aber nur geben, wenn Moskau mitspielt.

Ob er eine neue Ostpolitik konzipieren kann, wird möglicherweise über den Erfolg von Steinmeiers Außenpolitik entscheiden. Es ist eine ziemliche große Aufgabe. Auf die Kritik alter Besserwisser kann er gestrost verzichten.

Ralf Neukirch



Video: Die Karriere von Frank-Walter Steinmeier

spiegel.de/app242014steinmeier
oder in der App DER SPIEGEL

Freudenprämie für KRANKENKASSEN-MEHR-ERWARTER

Das DAK-Gesundheitspaket® rechnet sich für Sie und punktet auch mit Leistungen von Gesundheitsförderung bis hin zum Arzttermin-Service. Damit Sie jederzeit gesund leben und arbeiten können, sind wir 24 Stunden täglich an 365 Tagen für Sie da: **040 32532555**.*

Jetzt wechseln: www.dak.de/vorteile

Das DAK-Gesundheitspaket®

Geld zurück: bis zu **600 € jährlich**

und viele weitere Leistungen

Wahltarif-Kombination
Rückerstattung und Bonusprogramm
Ausgabe 44/2013

* Zum Ortsanfang

„Russland ist derzeit kein Partner“

SPIEGEL-Gespräch Ministerin Ursula von der Leyen, 55, über die Aufgaben der Bundeswehr in der Ukraine-Krise, eine Bilanz des Afghanistan-Einsatzes und neue weltweite Herausforderungen

SPIEGEL: Frau Ministerin, wären Sie eigentlich manchmal lieber Chefin des Auswärtigen Amts?

Von der Leyen: Nein. Ich bin gern Verteidigungsministerin.

SPIEGEL: Außenminister Steinmeier profiliert sich in der Ukraine-Krise, bei Ihnen ist es anders: Wenn Sie sich äußern, wird Ihnen das als Kriegstreiberei ausgelegt.

Von der Leyen: Das liegt in der Natur des Amtes. Es ist doch klar, dass die durch Russland ausgelöste Krise vor allem eine diplomatische Lösung braucht. Trotzdem muss das Verteidigungsbündnis angesichts des militärischen Vorgehens Russlands deutlich machen, dass es stark und geschlossen ist. Nur wer einig und sicher ist, verhandelt auch gut.

SPIEGEL: Ist die Ukraine-Krise also auch ein Fall für die Verteidigungspolitik?

Von der Leyen: Die Ukraine ist kein Nato-Territorium. Aber Wladimir Putin hat durch sein Verhalten enorm Vertrauen zerstört. Die Sorgen der östlichen Partner in der Nato müssen wir deswegen sehr ernst nehmen.

SPIEGEL: US-Präsident Barack Obama hat diese Woche in Warschau eine Verstärkung der amerikanischen Militärpräsenz in Osteuropa angekündigt. Kann das zur Lösung der Krise beitragen?

Von der Leyen: Ich begrüße die Ankündigung Obamas. Sie ist ein Zeichen des Engagements Amerikas für Europa und das transatlantische Bündnis ...

SPIEGEL: ... das dazu führt, dass in Europa aufgerüstet wird. Ist das der richtige Weg?

Von der Leyen: Zuerst müssen wir unseren östlichen Partnern einmal Sicherheit geben. Wir Deutschen wissen doch selbst, was es bedeutet hat, an der Grenze zum Warschauer Pakt zu leben. Die Alliierten haben uns Sicherheit gegeben, sodass ein prosperierendes Westdeutschland entstehen konnte. Das haben wir nicht vergessen.

SPIEGEL: Fallen wir zurück in die Zeit des Kalten Krieges?

Von der Leyen: Nein. Aber die Lage ist ernst. Russland hat unendlich viel Vertrauen zerstört. Trotzdem können in einer global vernetzten Welt viele Krisen nicht ohne Russland gelöst werden. Wir müssen deshalb alles tun, damit Russland wieder zu einer Politik des Dialogs zurückfindet.

SPIEGEL: Ist Russland eigentlich noch Partner, oder ist es Gegner?

Von der Leyen: Russland ist derzeit kein Partner. Partner halten sich an gemeinsame





Bundeswehrsoldaten bei Gefechtsübung: „Die Nato ist das stärkste Bündnis der Welt“

Vereinbarungen. Andersherum gilt aber auch: Russland darf nicht zu unserem Gegner werden.

SPIEGEL: Das westliche Verteidigungsbündnis ist gerade dabei, militärische Signale an Russland zu senden.

Von der Leyen: Die Nato ist das stärkste Bündnis der Welt und hat über Jahrzehnte bewiesen, dass es sich an neue Bedrohungsszenarien anpassen kann. Ihre Philosophie ist, aus der Position der Stärke heraus einen Dialog führen zu können. Die ausgestreckte Hand zu Russland muss aus der Position der Stärke kommen.

SPIEGEL: Muss sich die Nato nun einer neuen Bedrohung anpassen? Balten und Polen wollen Nato-Kampfruppen in Osteuropa. Das berührt aber den Grundlagenvertrag mit Russland. Was ist Ihre Position?

Von der Leyen: Auch wenn Russland die Grundakte einseitig verletzt hat, sollten wir sie einhalten. Regeln, die wir uns einmal gegeben haben, sollte man nicht leichtfertig über Bord werfen. Sie können eine Basis für einen Neuanfang sein. Auch eine erschütterte Basis ist besser als gar keine. Für Polen und das Baltikum ist wichtig, dass die Nato schnell reagieren kann. Das kann man heute auch ohne fest stationierte Verbände gewährleisten.

SPIEGEL: Könnte die Nato in der gegenwärtigen Aufstellung das Baltikum konventionell verteidigen?

Von der Leyen: Ja.

SPIEGEL: Nach unseren Recherchen sehen das viele in der Nato, in den Geheimdiensten und in der Politik anders.

Von der Leyen: Noch mal, die Nato ist das stärkste Militärbündnis der Welt. Präsident Putin weiß, dass die Nato geschlossen hinter ihren östlichen Mitgliedern steht. Deshalb wird er nicht an die Souveränität und Integrität dieser Länder rühren.

SPIEGEL: Was trägt die Bundeswehr dazu bei, dass die Krise bewältigt wird?

Von der Leyen: Die Bundeswehr beteiligt sich an Maßnahmen der Nato, die den baltischen Staaten Sicherheit geben. Wir führen den Nato-Minenabwehrverband in der Ostsee, wir werden uns ab September an der Luftüberwachung beteiligen. Als erstes Nato-Mitglied haben wir mit Polen und Dänemark einen konkreten Vorschlag für die mittelfristigen Maßnahmen der Rückversicherung. Wir stärken in Polen das Multinationale Korps Nordost in Stettin, damit die Nato künftig im östlichen Bündnisgebiet schneller reagieren kann. Das wird anerkannt.

SPIEGEL: Sie wollen gut 50 zusätzliche Soldaten nach Stettin, an einen der denkbar westlichsten Standorte in Osteuropa, schicken. Ist das mehr als Symbolpolitik?

Von der Leyen: Dahinter steht viel mehr. Wir gehen jetzt in die Feinplanung. Das Korps Nordost steht für die Anpassungsfähigkeit der Nato: Es ist multinational, rotierend und flexibel. Die Truppen bleiben über Europa verteilt, üben aber gemeinsam und sind im Ernstfall in der Lage, gemeinsam zu agieren. Das ist die moderne Nato-Philosophie. Es geht nicht mehr um die statische Stationierung großer Truppenverbände. Das ist das veraltete Konzept des Kalten Krieges.

SPIEGEL: Obama hat am Dienstag in Warschau auch noch einmal mehr finanzielles Engagement der Europäer für die Nato angemahnt.

Von der Leyen: Die Vereinigten Staaten können nicht dauerhaft überproportionale Lasten in der Nato tragen. Aber viele europäische Nationen haben wegen der Eurokrise schrumpfende Staatshaushalte und damit auch Verteidigungsbudgets. Wir müssen den Abwärtstrend stoppen. Wichtiger ist aber, dass wir unsere Mittel effektiver einsetzen.

SPIEGEL: Muss auch Deutschland aufgrund der veränderten Bedrohungslage mehr für Verteidigung ausgeben?

Von der Leyen: Wir haben zahlreiche Herausforderungen zu meistern. Dafür brauchen wir einen solide finanzierten Verteidigungshaushalt. Wie sich dieser Etat in Deutschland entwickelt, hängt vor allem von der wirtschaftlichen Entwicklung ab.

SPIEGEL: Wenn die deutsche Wirtschaft weiter wächst, kann auch das Verteidigungsbudget wachsen?

Von der Leyen: Darüber rede ich erst mit meinem Finanzminister.

SPIEGEL: In Deutschland sind Aufrüstung und Militäreinsätze unpopulär. Wären militärische Investitionen überhaupt durchzusetzen?

Von der Leyen: Nicht als Selbstzweck. Die Deutschen gehen sehr differenziert an diese Fragen heran. Sie stellen zu Recht die Frage, wofür und warum Geld ausgegeben wird. Umfragen zeigen, dass die Deutschen durchaus befürworten, dass wir uns zur Sicherung von Frieden und Freiheit engagieren. Das ist die deutsche Farbe, die wir in die Bündnisse tragen: Wir wollen uns einbringen. Aber nicht tollkühn und um jeden Preis, sondern mit der deutschen Gründlichkeit und Beharrlichkeit.

SPIEGEL: Für den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan gab es nie Rückhalt in der Bevölkerung. Warum?

Von der Leyen: Afghanistan ist ein komplexer Konflikt, der nicht kurzfristig gelöst werden kann. Es ist der steten Mühe wert zu erklären, dass Deutschlands Sicherheit auch am Hindukusch verteidigt wird, um es in den Worten meines Vorgängers Peter Struck zu sagen. Erfolge sind langsam sichtbar, aber die lange Zeit des Einsatzes, die Verluste, die Zweifel prägen die deutsche Debatte.

SPIEGEL: Muss man sich deshalb mit wenig zufriedengeben?

Von der Leyen: Nein. Es macht einen Unterschied für die Zukunft Afghanistans, wenn acht Millionen Kinder zur Schule gehen, al-

lein drei Millionen Mädchen. Wenn bei den Präsidentschaftswahlen die Bevölkerung auch unter Gefahr durch hohe Wahlbeteiligung mit den Füßen für ihre Rechte abstimmt. Dieser Weg ist doch der richtige.

SPIEGEL: Die Sicherheitslage hat sich im vergangenen Jahr aber wieder massiv verschlechtert.

Von der Leyen: Die Übergabe der Sicherheitsverantwortung in die Hände der Afghanen ist auf Dauer der einzige Weg zur Selbstbestimmtheit. Die internationale Gemeinschaft tritt jetzt in die zweite Reihe. Wir beraten, unterstützen und bilden aus.

SPIEGEL: Und die Afghanen sehen sich nun mit einer wachsenden Anzahl an Zwischenfällen konfrontiert, während die Bundeswehr sich mehr und mehr zurückzieht. Nennen Sie das Erfolg?

Von der Leyen: Das ist bitter, aber der Punkt ist gekommen, dass wir die Verantwortung übergeben. Diese Verantwortung wollen die Afghanen auch haben.

SPIEGEL: Waren die Fortschritte zwölf Jahre Einsatz und die mehr als 50 Opfer unter Bundeswehrsoldaten wert?

Von der Leyen: Ich halte nichts von diesen Aufrechnereien. Der Schmerz der betroffenen Familien ist durch nichts aufzuwiegen.

SPIEGEL: Können Sie sich vorstellen, dass man in einigen Jahren zu dem Schluss kommt, dass die Mission gescheitert ist?

Von der Leyen: Die jüngste Entwicklung stimmt hoffnungsvoll, aber ich kann nicht in die Glaskugel sehen. Wichtig ist, dass wir unsere Lehren aus dem Einsatz ziehen. Eine davon ist, dass militärische Einsätze immer mit Diplomatie und zivilem Aufbau kombiniert sein müssen.

SPIEGEL: Dennoch scheint sich die Politik nur zögerlich kritisch mit dem Einsatz auseinanderzusetzen zu wollen. Fehlt es an einer ehrlichen Bilanz?

Von der Leyen: Stellen wir uns doch einmal vor, die internationale Gemeinschaft hätte den Taliban die Herrschaft überlassen. Stünden wir heute besser da?

SPIEGEL: US-Präsident Obama hat angekündigt, die eigenen Truppen 2016 komplett vom Hindukusch abzuziehen. Steht das nicht dem Ziel der Nachhaltigkeit entgegen?

Von der Leyen: Ich bin froh, dass Obama Zahlen genannt hat. Jetzt können wir mit allen anderen Nationen die Unterstützungsmision nach dem Ende des Kampfeinsatzes gemeinsam ausplanen. Jetzt sind viele Schritte bis 2016 zu tun. Wir sollten überlegen, wie wir das Land bis dahin auf einen möglichst guten Weg bringen.

SPIEGEL: Was bedeutet es für das Bundeswehr-Engagement, wenn die Amerikaner abziehen?

Von der Leyen: Das ist aktuell reine Spekulation. Klar ist nur, wir haben diesen Einsatz im Bündnis begonnen, und wir werden ihn auch im Bündnis beenden. Auch Obama hat in seiner West-Point-Rede vor einigen Tagen die Bedeutung der engen Zusammenarbeit mit den Partnernationen betont.

SPIEGEL: Gleichzeitig hat er seine Ankündigung im Alleingang gemacht.

Von der Leyen: Es war ein wichtiges Startsignal. Die Amerikaner nehmen nun mal eine Schlüsselrolle ein. Viele Nationen haben auf dieses Startsignal gewartet und gehen jetzt daran, die Unterstützungsmision auszuplanen.

„Deutschland muss sich mehr engagieren. Das ist auch passiert.“

SPIEGEL: Die USA nehmen eine weniger dominante Rolle in der Weltsicherheitspolitik ein als früher. Was bedeutet das für Deutschland?

Von der Leyen: Die USA bleiben ein wichtiger Partner. Deshalb ist Obamas Ansage, in Bündnissen zu agieren, ein gutes Zeichen: Innerhalb von Nato und EU wird Deutschland seine Verantwortung wahrnehmen.

SPIEGEL: Die Zahlen sagen im Moment das Gegenteil. Vor einigen Jahren waren mehr als 10 000 Soldaten im Auslandseinsatz, jetzt sind es weniger als die Hälfte.

Von der Leyen: Die Zahl der Soldaten im Einsatz sagt wenig darüber aus, wie Deutschland sich international engagiert. Da gibt es andere Anhaltspunkte.

SPIEGEL: Nämlich?

Von der Leyen: Es geht nicht immer nur um Militär, sondern um die grundsätzliche Haltung, ob man bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Ich habe aus der Enthaltung der Bundesregierung in der Libyen-Krise im Weltsicherheitsrat im Jahr 2011 gelernt. Das hat international für starke Irritationen gesorgt, deswegen teile ich die Haltung des Bundespräsidenten und des Außenministers, die gesagt haben: Deutschland muss sich mehr engagieren. Das ist auch passiert. Aber Vertrauen zurückzugewinnen, das gelingt nicht über Nacht.



Von der Leyen, SPIEGEL-Redakteure*
„Wir beraten, unterstützen und bilden aus“

SPIEGEL: Nach den Reden konnte man eher den Eindruck gewinnen, es bleibt bei spektakulären Ankündigungen, denen kaum etwas folgt.

Von der Leyen: Das sehe ich überhaupt nicht so. Schauen Sie, was sich seit Jahresbeginn getan hat. Deutschland beteiligt sich bei der Vernichtung syrischer Chemiewaffen, in Mali setzen wir einen Schwerpunkt bei der Ausbildungsmission. In Somalia sind wir wieder an der Seite unserer Partner der EU-Trainingsmission aktiv. Und der EU-Einsatz in Zentralafrika kam erst ins Rollen, als Deutschland die Schlüsselfähigkeit im Lufttransport und in der medizinischen Evakuierung zur Verfügung gestellt hat.

SPIEGEL: Besser geht es der Zentralafrikanischen Republik seitdem nicht.

Von der Leyen: Schnellen Erfolg hat auch niemand versprochen. Die Mission steht ganz am Anfang. Das Problem in Zentralafrika ist, dass wir es mit einer zerfallenden Gesellschaft zu tun haben. Da sind schon Schutzzonen ein Wert an sich.

SPIEGEL: Wie passt Ihr Satz aus München, dass Gleichgültigkeit keine Option sei, zu der Passivität in Syrien?

Von der Leyen: Die Diplomatie arbeitet unermüdlich. Und Deutschland engagiert sich vielfältig.

SPIEGEL: Noch einmal: Es ist ein Konflikt mit mittlerweile 160 000 Toten und neun Millionen Flüchtlingen. Deutschland vernichtet lediglich einige Chemiewaffen. Nennen Sie das deutsches Engagement?

Von der Leyen: Die bittere Wahrheit ist: Für eine Lösung dieses höchstkomplexen Konflikts braucht es einen gemeinsamen politischen Willen aller. Das wäre auch nicht durch militärisches Eingreifen zu ersetzen.

SPIEGEL: Gibt es für Sie Kriterien für ein militärisches Engagement Deutschlands?

Von der Leyen: Einen Generalschlüssel gibt es nicht, dafür sind die Konflikte und Gefahren der globalisierten Welt zu unterschiedlich. Fest steht, Deutschland wird sich immer nur in Bündnissen militärisch engagieren. Und wir sind überzeugt vom Prinzip der vernetzten Sicherheit. Das heißt, Diplomatie Hand in Hand mit wirtschaftlicher Zusammenarbeit und wenn nötig auch mit dem Militärischen. Das ist das deutsche Markenzeichen.

SPIEGEL: Warum bekommen Sie eigentlich für Ihre neue Außenpolitik so viel Gegenwind aus den eigenen Reihen?

Von der Leyen: Ich habe die Erfahrung gemacht, dass beharrliche Überzeugungsarbeit auf Dauer wirkt.

SPIEGEL: Frau Ministerin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Gordon Repinski und Christiane Hoffmann im Verteidigungsministerium in Berlin.

Einfach genial.



Der XL1.



Der e-Golf. Das e-Auto.

Der XL1* braucht für 100 km weniger als einen Liter Kraftstoff. Der e-Golf** kommt sogar ganz ohne aus: Spielend einfaches Laden an jeder Steckdose, so wird e-Mobilität alltagstauglich. Und das Schnellladeverfahren bringt die Batterie in nur einer halben Stunde auf 80 % ihrer Leistung. Das Einzige, was fehlt, sind Emissionen. Und natürlich Tankstellenbesuche. Testen Sie selbst, wie einfach ab jetzt elektrisch ist.



Think Blue.

Weitere Fahrzeug-
informationen.

Einfach elektrisch.



Der neue e-Golf.



Das Auto.



Theaterpraktikantin Pladeck

Teures Ausprobieren

Gehälter Der geplante Mindestlohn zwingt Theater, Verlage und Musiklabels, Praktikanten angemessen zu bezahlen. Viele halten das für nicht finanzierbar.

Wendy Pladeck hastet von der Garderobe in den Vorführraum, schaltet im Vorbeilaufen die Deckenlampen ein und telefoniert einem Schauspieler hinterher, der noch in der S-Bahn feststeckt. In einer halben Stunde beginnt auf der Bühne des Berliner Kinder- und Jugendtheaters Grips die Vorstellung. Im Foyer strömen der 26-Jährigen tuschelnde Fünftklässler entgegen. Für Pladeck ist das alles Routine, während der vergangenen Spielzeit hat die Studentin zehn Monate lang als Praktikantin gearbeitet. Danach bot ihr die Theaterleitung die Mitarbeit an einem Projekt an – sie sagte zu. „So kann ich neben dem Studium weiterarbeiten“, schwärmt sie.

Praktika wie das von Wendy Pladeck wird es ab dem 1. Januar 2015 in Deutschland kaum mehr geben; dafür sorgt Arbeitsministerin Andrea Nahles (SPD). Ihr Gesetzentwurf zum Mindestlohn gilt auch für Praktikanten, falls der Probejob länger als sechs Wochen dauert und

nicht zum Studium oder zur Ausbildung gehört.

Viele Unternehmen der Kultur- und Medienindustrie befürchten, sich die geforderten 8,50 Euro Stundenlohn nicht leisten zu können. Und so haben zahlreiche Intendanten, Verlagsmanager und Musikunternehmer angekündigt, zukünftig keine freiwilligen Praktika mehr anzubieten. Vielen jungen Erwachsenen wird der Berufseinstieg dadurch erschwert.

Das Hamburger Musiklabel Tapete Records etwa will keine Probejobs mehr anbieten. „Es verlieren beide Seiten“, klagt Mitgründer Gunther Buskies. „Die Praktikanten können unser Unternehmen nicht mehr kennenlernen, und wir wissen nicht, wie wir die ganze Arbeit erledigen sollen.“ Auch der Berliner Suhrkamp Verlag, der derzeit vier Hilfsjobber beschäftigt, hält die Stellen künftig für „nicht finanzierbar“.

Die Einschätzung ist in der Branche weit verbreitet, das zeigt eine Studie des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Danach bekommen zwei Drittel der Hochschulabsolventen, die im Bereich Kunst und Kultur ein Praktikum machen, kein Geld für ihre Arbeit. Wohl kaum eine andere Branche profitiert derart von dem Idealismus und der Fremdfinanzierung ihres Nachwuchses, man könnte auch sagen: Viele Betriebe nutzen ihre Probejobber als billige Arbeitskräfte aus.

Jetzt, wo deren Arbeit erstmals angemessen vergütet werden soll, werden Stellen gestrichen: Die 25 Praktikumsplätze, die das Berliner Ensemble (BE) derzeit anbietet, wird es ab 2015 nicht mehr geben. Die meisten Praktikanten studieren noch oder haben ihr Studium gerade beendet.

An dem Theater der Hauptstadt haben sie bisher bei der Regie, der Dramaturgie und dem Bühnenbild mitgearbeitet – in der Hoffnung, den Einstieg in ihren Traumjob zu schaffen. Zwar bezahlt das Ensemble seinen Probejobbern kein Gehalt, nicht selten münde ein Praktikum aber in eine Festanstellung, rechtfertigt BE-Intendant Claus Peymann das Vorgehen. „Für uns wird es schwieriger, junge Talente zu finden, und den Studenten bleiben wertvolle Berufserfahrungen verwehrt.“

So sieht es auch Kolja Briedis. Er forscht über den Werdegang von Studierenden am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung in Hannover. „Ein Praktikum macht man nicht, um zu arbeiten, sondern um etwas zu lernen“, sagt er. „Deshalb ist es nicht richtig, dass diese Beschäftigungsform unter die Mindestlohnregelung fällt.“

Angesichts der großen Mehrheit der Koalition im Bundestag erwartet Briedis keine grundlegenden Änderungen an dem Gesetz. Er fordert daher, den vom Mindestlohn ausgenommenen Zeitraum auf drei Monate zu erhöhen. „Sechs Wochen sind zu wenig, um sich einzuarbeiten“, findet Briedis.

Einige Unternehmer wollen auch in Zukunft nicht auf Verstärkung verzichten: Julian Allitt, Geschäftsführer des Berliner JazzRadios, will dann statt Praktikanten junge Minijobber auf 450-Euro-Basis anstellen. „So bleibt immerhin der Kontakt zur kommenden Generation erhalten.“

Andere dagegen kündigen an, sich am Mindestlohn vorbeitricksen zu wollen: Sie lassen ihre Praktikanten künftig länger arbeiten als offiziell ausgewiesen. „Ich werde die Verträge meiner Praktikanten ab jetzt so frisieren, dass auf dem Papier alles stimmt“, droht etwa ein Designer aus Berlin-Mitte. „8,50 Euro kann ich einfach nicht bezahlen.“ Hinter vorgehaltener Hand äußern sich Theaterchefs und Musikproduzenten ähnlich.

Horst Hippler, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, erhebt im Namen der Kulturindustrie Forderungen an die Bundesregierung: „Wenn der Bund den Mindestlohn beschließt, muss er dafür sorgen, dass zumindest die öffentlich finanzierten Einrichtungen ihn auch bezahlen können.“ Die Kulturindustrie sei besonders benachteiligt, weil in den Lehrplänen zahlreicher geisteswissenschaftlicher Studienfächer wie Germanistik, Philosophie oder Geschichte kein Pflichtpraktikum vorgeesehen ist. „Deshalb sind die Fakultäten gefragt, zumindest ein Praktikum im Rahmen der Studienordnung zu verlangen“, sagt Hippler. „Denn junge Kulturschaffende müssen ausprobieren dürfen, was ihnen liegt.“

Das Ausprobieren muss man sich allerdings auch leisten können.

Josh Groeneveld, Paul Middelhoff

FOTO: HG PLAMBECK / DER SPIEGEL

Politisches Privatarchiv

Karrieren Maike Kohl-Richter will allein über den Nachlass des Altkanzlers herrschen. Das Erbe aber wäre bei Wissenschaftlern viel besser aufgehoben.

Liebe, Liebe, Liebe, fünf Seiten Liebe, Verklärung, so anrührend, dass die Kampfansage fast nicht auffällt. Sie kommt, ganz nebenbei, auf der dritten Seite, sieben Zeilen, die für das Gedächtnis der Bundesrepublik Deutschland schwerwiegende Folgen haben könnten.

Maike Kohl-Richter, 50, hat gesprochen. Die Frau von Helmut Kohl, 84, hat der *Welt am Sonntag* ein langes Interview gegeben. Sie sprach von Liebe, Pflege, Unverbrüchlichkeit. Und sie sprach über die Zeit nach dem Tod ihres Mannes. Sie sagte, Kohl habe festgelegt, dass „ich die alleinige Entscheidungsbefugnis über seinen historischen Nachlass haben sollte“.

Damit allen klar wird, dass dies unanfechtbar sein soll, fügte sie hinzu: „Das sind alles Dinge, die schon lange vor dem Unfall von meinem Mann eindeutig geregelt worden sind.“ Soll heißen, er war nicht beeinträchtigt durch die Kopfverletzungen, die er 2008 bei einem Treppensturz erlitt.

Alleinige Entscheidungsbefugnis. Das richtet sich gegen die beiden Söhne Helmut Kohls, gegen die CDU, gegen die His-

toriker. Das Archiv Kohls wird zur Privatsache der Maike Kohl-Richter. Es soll gigantische Ausmaße haben und auch Briefwechsel mit anderen Politikern umfassen. Das Private und das Politische sind hier schwer zu trennen.

Was kann eine relativ junge Frau von einem alten Mann haben? Alles, was Liebe ausmacht, ohne Frage. Die Frau eines Spitzenpolitikers kann zudem Deutungsmacht haben. Kohl-Richter hat diese Macht jetzt schon. Besucher berichten, dass sie mitunter das sagt, was Kohl womöglich sagen würde, könnte er noch unbeschwert sprechen. Nach seinem Tod wird sie die Erinnerung an den Kanzler der Einheit beeinflussen können. Sie kennt dann seine letzten Worte zu allen Themen und entscheidet, was die Welt erfahren darf und was nicht. Viel Macht ist das, viel Bedeutung.

Es ist nicht schicklich, über das Nachleben eines Lebenden zu reden, zumal eines Kranken, aber Maike Kohl-Richter will es so. Sie ist in diesen Interviewpassagen als Witwe in Verdung aufgetreten, sie will diesen Kampf eröffnen, während Kohl noch lebt. So kann er ihr Zeuge sein. Das scheint alles sehr gut überlegt.

Den Fall der besitzheischenden Witwe gab es schon. Brigitte Seebacher-Brandt war die letzte Frau Willy Brandts. Auch sie hat sich um dessen Pflege verdient gemacht, wie Maike Kohl-Richter bei ihrem Gatten. Auch sie hat Anspruch auf Nachlass und Deutungsmacht erhoben, zum Leidwesen der SPD, in der mancher vermutete, Seebacher-Brandt wolle ihren Mann nachträglich in einen rechten Sozialdemokraten verwandeln.

Wie es dabei zugeht, verraten einige Schlagzeilen aus den Jahren 1993 und 1994, also nach Brandts Tod im Oktober 1992.

Frankfurter Rundschau: „Wem gehört Willy? oder Der Streit um ein politisches Erbe“. *Stern*: „Die Macht der Witwe“. *Zeit*: „Die Erbin auf dem Kriegspfad“. Es könnte wieder so kommen.

Allmählich etablieren sich junge Spitzenpolitikergattinnen zu Politfiguren der Bundesrepublik. Sie haben Machtansprüche. Entweder sie gehen in die Parlamente – Doris Schröder-Köpf in den niedersächsischen Landtag, Michelle Müntefering in den Bundestag. Oder sie arbeiten am politischen Gedächtnis der Bundesrepublik. Das ist natürlich ihr gutes Recht. Aber eine „alleinige Entscheidungsbefugnis“ geht über dieses Recht hinaus.

Ein Spitzenpolitiker gehört nicht allein seiner Familie, schon gar nicht in einer Demokratie, in der das Wahlvolk einen Politiker zu dem macht, was er ist. Das haben die Kinder und Frauen von Brandt und Kohl schon zu deren aktiven Zeiten leidvoll erlebt. Lars Brandt und Peter Kohl haben eindrucksvolle Bücher darüber geschrieben.

Ein Politiker, der Geschichte schreibt, gehört auch nach seinem Ableben nicht allein seiner Familie. Auf lange Sicht gilt nicht einmal der Schutz der Intimsphäre. Zwei Jahre nach dem Tod des Reichsgründers Otto von Bismarck wurden dessen Briefe an seine Frau veröffentlicht. Seither weiß die Welt, dass dieser eisenharte, hasserfüllte Mann eine zarte Seite hatte. Ohne dieses Wissen wäre das Bild von Bismarck nicht vollständig.

Das Interview hat gezeigt, warum Maike Kohl-Richter nicht die alleinige Hüterin über den Nachlass Helmut Kohls sein sollte. Sie sieht ihn mit einem liebenden, verklärenden Blick, sie sieht einen großen Mann, dem „furchtbares Unrecht“ geschehen ist. Sie behandelt seine Parteipendenaffäre wie eine Petitesse. Sie ist in hohem Maße befangen, und anders kann es gar nicht sein: Sie ist die Ehefrau, nicht eine Historikerin. In dem Interview klingt an, dass sie sich eine Mission vorgenommen hat: Helmut Kohl ein gerechtes Bild in der Geschichte zu verschaffen. Gerecht heißt hier gut.

Und sie ist die zweite Ehefrau, auch das spielt eine Rolle. Während Kohls Kanzlerjahren war Hannelore Kohl an seiner Seite. Auch das fördert womöglich nicht gerade Maike Kohl-Richters Neutralität im Umgang mit der Geschichte ihres Mannes, die auch als Privatgeschichte interessant sein wird, wie bei Bismarck.

Kohl-Richter hat in dem Interview gesagt: „Ich bin nicht in der Lage, den historischen Nachlass meines Mannes allein zu verwalten.“ So ist es. Sie will sich Hilfe holen, weiß aber noch nicht, wer ihr helfen könnte. Am besten wären Wissenschaftler, die neutral sind und die sich nicht ihrer „alleinigen Entscheidungsbefugnis“ unterwerfen müssen.

Dirk Kurbjuweit



Ehepaar Kohl-Richter, Kohl

„Ganz ehrlich“

Ermittlungen Durchsuchung bei Alice Schwarzer: Fahnder gehen dem Verdacht nach, dass die Feministin über Jahre weit mehr Steuern hinterzog, als sie bisher eingeräumt hat.

Wer wissen will, was der Stand in der Steuersache Schwarzer, Alice, ist, der kann zum Beispiel auf die Website der Feministin gehen. Dann weiß er zumindest schon mal, wie ihre Fans die Causa mit dem früheren Millionen-versteck in der Schweiz sehen.

„Ich bin es langsam leid, die Anfeindungen gegen Sie zu lesen“, schreibt einer im Gästebuch. Ein anderer ist „erschüttert. Nicht über Sie, sondern über die Berichterstattung der Medien bezüglich dieser Lappalie“. Und der Nächste gibt ihr den Tipp: „Hinfallen, aufstehen, Krone richten, weitergehen“. Von den 66 Einträgen, die etwas mit ihrem Steuerfall zu tun haben, sind 66 von Sympathie getragen, und dafür gibt es wohl nur zwei Erklärungen: Entweder hat keiner Alice Schwarzer etwas richtig Böses geschrieben. Oder sie hat ihre Krone gerichtet und alle Meinungen unterdrückt, die ihr nicht gefielen.

Wer dagegen wissen will, wie es wirklich um die Steuersache steht, ziemlich prekär nämlich, der verlässt sich besser auf Fahnder als auf Fans. Was nach Schwarzers Lesart nur ein juristischer Routinefall sein sollte, eine Selbstanzeige und damit verbunden die Nachzahlung von rund 200.000 Euro Steuern plus Zinsen, könnte noch zum Fiasko für sie werden. Die Sache ist nämlich keineswegs erledigt, nicht für das zuständige Finanzamt Gummersbach, nicht für die Steuerfahndung Köln und auch nicht für die dortige Staatsanwaltschaft, die Spezialisten der Schwerpunktabteilung 113.

Im Gegenteil: Die Finanzbeamten und Ermittler haben die Selbstanzeige der 71-Jährigen zum Anlass genommen, ihre Steuererklärungen der vergangenen Jahre aufs Genaueste zu durchforsten. Sie stießen offenbar auf etliche Hinweise für Steuervergehen, die nichts mit dem Schweizer Konto zu tun haben. So belastende Hinweise, dass die Ermittler im Mai in einer großangelegten Aktion mehrere Objekte durchsuchten und mehrere Bankkonten überprüften.

Dabei gingen sie dem Verdacht nach, dass die Emma-Herausgeberin, offenbar zusätzlich zur Causa Schweiz, Steuern in sechsstelliger Höhe hinterzogen haben soll. Damit wäre aber auch die Selbstanzeige wertlos – und das Geld, das sie mit dem Schweizer Konto hinterzogen hatte, doch ein Fall für die Strafverfolger. Denn Selbstanzeigen gelten nur, wenn darin alle maßgeblichen Steuersünden ausgepackt wer-

den. Wer dagegen etwas verschweigt, im schlimmsten Fall vorsätzlich, um den Fiskus erneut zu hintergehen, muss die besondere Härte des Gesetzes fürchten.

Ihre Verdienste um die Gleichberechtigung der Frau kann Schwarzer zwar niemand nehmen. Seit 37 Jahren steht sie an der Spitze ihres Blattes, sogar einen mittelalterlichen Wehrturm in Köln hat sie für die Sache der Frau erobert und im „FrauenMediaTurm“ ein feministisches Archiv untergebracht. Doch mit der neuen Wendung ihres Steuerfalls könnte ihr ein ähnlicher Absturz wie Ex-FC-Bayern-Chef Uli Hoeneß drohen. Nicht nur eine empfindliche Strafe, sondern auch das Aus als moralische Instanz der Republik. Schon seit ihrer Selbstanzeige erscheint sie kaum noch in Talkshows.

„Ich habe einen Fehler gemacht, ich war nachlässig. Aber ich habe den Fehler wieder gutgemacht.“

„Inzwischen ist alles legal ... Meine Steuern sind gezahlt.“

„Der Fall ist auch aus Sicht der Steuerbehörde bereinigt. Mit welchem Recht also jetzt diese Denunzierung?“

Alice Schwarzer am 2. Februar 2014

Im Februar hatte sie in einer – je nach Lesart – selbstbewussten, selbstgerechten, selbstherrlichen Erklärung ein kleines Schuldbekenntnis und ein großes Lamento gegen den angeblichen Sittenverfall der Presse formuliert. „In eigener Sache“, so überschrieb sie den Beitrag auf ihrer Website. „Der Fall ist auch aus Sicht der Steuerbehörde bereinigt. Mit welchem Recht also jetzt diese Denunzierung?“, fragte sie und schrieb Sätze wie: „Inzwischen ist alles legal“, „Meine Steuern sind gezahlt“, „Steuerfehler, wie ich einen gemacht habe, kann man wieder gutmachen. Und genau das habe ich getan.“

Sollte dagegen stimmen, was die Ermittler vorerst nur annehmen, dann müsste Schwarzer damals eigentlich klar gewesen sein, dass sie die Öffentlichkeit getäuscht hatte. Das Ende solcher Legenden würde in diesem Fall auch das Ende einer Legen-

de bedeuten. Alice Schwarzer wäre dann nicht nur die Heroine des Feminismus, sondern eine Herumtrickserin gewesen, die an ihr Geld dachte, nicht ans Gemeinwohl. Noch dazu im Wiederholungsfall.

Die Selbstanzeige für das Schweizer Konto hatte Schwarzer am 25. November 2013 über einen Münchner Steuerspezialisten beim Finanzamt Gummersbach eingereicht. „Ganz ehrlich: Auch mein persönliches Unrechtsbewusstsein hat sich an dem Punkt erst in den letzten Jahren geschärft“, schrieb sie später dazu.

Aber es dürften wohl vor allem die letzten Monate vor dieser Entscheidung gewesen sein, die ihr Bewusstsein akut geschärft hatten. Im April 2013 war der Fall von Uli Hoeneß mit seinem Schweizer Konto bekannt geworden; er hatte Steuersünder mit ähnlichen Gelddepots aufgeschreckt. Schwarzer zeigte sich für falsche Steuererklärungen der Jahre 2002 bis 2012 an. Was sie vorher an Gewinnen eingestrichen hatte – das Schweizer Konto hatte sie schon seit den Achtzigerjahren –, blieb vor dem Zugriff des Staates sicher.

Gleich nach der Selbstanzeige, noch im alten Jahr, hatte die Staatsanwaltschaft Köln ein Verfahren mit dem Aktenzeichen 113 Js 1561/13 eröffnet. Daran war nichts Ungewöhnliches, denn mit einer Selbstanzeige wird die Steuerhinterziehung zugegeben, nur dass sie mit einer korrekten Anzeige ohne strafrechtliche Folgen bleibt. Ob korrekt oder nicht, das aber müssen Ermittler von Steuerfahndung und Staatsanwaltschaft zunächst überprüfen, erst dann gibt es den erhofften Freibrief – oder auch nicht.

Unklar ist, ob die Fahnder im Fall Schwarzer auch etwas an den Angaben zum Schweiz-Konto an sich auszusetzen haben. Solche Selbstanzeigen sind juristische Hochseilakrobatik ohne Netz; ein einziger Fehler, und die ganze Erklärung kann sich in ein wertloses Stück Papier verwandeln. Doch aufs Hochseilakrobatische kommt es bei der Frauenrechtlerin möglicherweise nun nicht mehr an. Wie es aussieht, wurden die Steuerfahnder bei ihrer Wühlarbeit woanders fündig, mit dem Effekt, dass auch die Selbstanzeige für die Schweiz aus ihrer Sicht ungültig ist.

Sie hatten, wie es in der Juristensprache heißt, zureichende tatsächliche Anhaltspunkte dafür entdeckt, dass Schwarzer für die Jahre 2006 bis 2012 falsche Einkommensteuererklärungen abgegeben hatte und für 2010 bis 2012 auch falsche Umsatzsteuererklärungen. Dabei geht es diesmal nicht



Publizistin Schwarzer vor „FrauenMediaTurm“
Hochseilakrobatik ohne Netz

um Zinsen aus Geldanlagen wie in der Schweiz, wo mal 3,5 Millionen Euro gelegen haben sollen – ein Betrag, den Schwarzer nicht kommentiert. Die Ermittler konzentrieren sich offenbar auf ihre Einnahmen, die sie als Selbstständige erzielt hat.

Im Visier der Fahnder könnten damit zum Beispiel die Honorare stehen, die Schwarzer mit ihren Büchern, Zeitungsartikeln oder Fernsehauftritten kassiert haben dürfte. Nach einer ersten Prüfung hält das Finanzamt Gummersbach Schwarzer für verdächtig, mindestens ab 2010 Einnahmen aus ihrer selbstständigen Arbeit nicht vollständig angegeben zu haben, auch nicht in ihrer Selbstanzeige von 2013.

Das reichte den Ermittlern aus, um sich einen Durchsuchungsbeschluss zu besorgen. Am 20. Mai stand die Kölner Steuerfahndung vor Schwarzers Tür. Sie durchsuchte nicht nur im Oberbergischen Kreis, wo sie ein altes Fachwerkhaus bewohnt, sondern an sechs weiteren Adressen, die mit der *Emma*-Chefin in Verbindung stehen.

Gleichzeitig hatte ein Richter den Fahndern noch acht Durchsuchungsbeschlüsse bewilligt, damit sie bei Banken im ganzen Bundesgebiet in Konten hineinschauen durften. Damit ist für Schwarzer der Albtraum jedes Steuerzahlers wahr geworden: dass jetzt jeder Beleg, jede Buchung durchleuchtet werden dürfte, um kleineren oder größeren Steuerhinterziehungen auf die Spur zu kommen.

Schwarzer wollte sich zum Stand des Verfahrens und zu den Verdachtsmomenten der Ermittler nicht äußern. Ihr Anwalt begründete das damit, dass die Fragen des SPIEGEL Schwarzers Privatsphäre betreffen und das Steuergeheimnis verletzen. Weil aber offensichtlich sei, dass hier Informationen direkt von einer Behörde nach außen durchgestochen worden seien, habe Schwarzer schon eine Strafanzeige gegen unbekannt gestellt.

So wenig sie ihren Anwalt zu den neuen Verdachtsmomenten sagen lässt – im Februar, in eigener Sache, hatte sie noch viele Sätze geschrieben. Darunter einen, der nun noch eine andere Bedeutung gewinnen kann. „Ja, ich habe einen Fehler gemacht, ich war nachlässig.“ Der Fehler könnte nun gewesen sein, dass sie nur einen Fehler gebeichtet hat, den in der Schweiz, und nachlässig darin war, auch zu ihren möglichen anderen Fehlern zu stehen.

„Fehler“ heißen solche Vergehen aber nur in der Sprache von Journalisten. In der Sprache der Juristen nennt sich so etwas „Ordnungswidrigkeiten“ oder gar „Straftaten“.

Jürgen Dahlkamp, Barbara Schmid

Fundstück im Pappkarton

Verbrechen 1995 wurden ein Dresdner Skinhead und sein Bruder ermordet, jetzt rollen Ermittler den Fall neu auf. Führt die Spur bis zum „Nationalsozialistischen Untergrund“?

Der Leichnam war grausam zugerichtet. Sven Silbermann lag blutverschmiert, nur mit einer Unterhose bekleidet, hinter dem Fußballstadion des Eisenbahner-Sportvereins Dresden. Ein Kind hatte den Toten am 11. November 1995 im Brombeergestrüpp gefunden.

Die Handflächen waren mit Schnittwunden übersät; ein Knochen unterhalb des Kiefers war gebrochen, weil der Mann offenbar stranguliert worden war. Die Peiniger hatten, so rekonstruierten die Ermittler, das Opfer gezwungen, sich hinzuknien und Lackfarbe zu trinken. Zum Tod führten drei Messerstiche in den Hals.

Vier Tage später entdeckten Spaziergänger in einem Teich 17 Kilometer entfernt eine weitere Leiche: Michael Silbermann, den Bruder des Toten vom Fußballfeld. Er war, trotz des kalten Novemberwetters, nur mit Slip, Sweatshirt und Socken bekleidet. Schädel und Augenbrauen wiesen Spuren stumpfer Gewalt auf. An Hand- und Fußgelenken fanden sich, wie die Polizei im Tatortbericht festhielt, „ausgeprägte Fesselungsmerkmale“.

Die Morde, sagte der Dresdner Polizeisprecher damals, seien für Sachsen eine „neue Art der Gewalt“. Die Täter konnten nie ermittelt werden. Der Fall mit dem Aktenzeichen 401 Js 53540/95 blieb ungelöst.

Jetzt beschäftigt er erneut die Ermittler: Nachdem die Mordserie des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) aufgefliegen ist, werden rund 700 Tötungsdelikte auf ein rechtsextremistisches Tatmotiv überprüft. Gab es weitere Mörderbanden nach dem Muster des NSU? Oder gehen womöglich noch mehr Taten auf das Konto der mutmaßlichen Rechtsterroristen Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe?

Hinweise auf eine Verbindung des Trios zum Dresdner Doppelmord haben die sächsischen Fahnder bislang offenbar nicht gefunden. Doch ein SPIEGEL-Team stieß bei der Auswertung der NSU-Ermittlungsakten auf mehrere Indizien für einen Zusammenhang. Insbesondere die Zeugenaussage eines Jugendfreunds von Mundlos gegenüber Beamten des Bundeskriminalamts legt nahe, dass Mundlos den Toten aus dem Stadion persönlich kannte – und für einen V-Mann des Verfassungsschutzes hielt.

Das wirft Fragen auf: Was wussten Mundlos oder seine rechtsextremen Kumpane von dem Doppelmord? Hatten sie mit Sven Silbermann zu tun? Und: Wer hatte ein Interesse am Tod der Brüder?

Spuren führten schon damals ins Neonazi-Milieu. Sven Silbermann war ein Skinhead, der Mitte der Neunzigerjahre aus der rechten Szene aussteigen wollte und zeitweise mit Ermittlern kooperiert haben soll. Unter sächsischen Extremisten galt der 24-Jährige als Verräter, er wurde als „Polizei-Silbermann“ geschmäht. Als die brutale Tat 1995 publik wurde, kamen Mutmaßungen auf: Silbermann sei womöglich einem rechtsextremistischen Racheakt zum Opfer gefallen, hieß es damals in der Lokalpresse. Seinen 22-jährigen Bruder Michael könnte es getroffen haben, weil er die Täter erkannt habe.

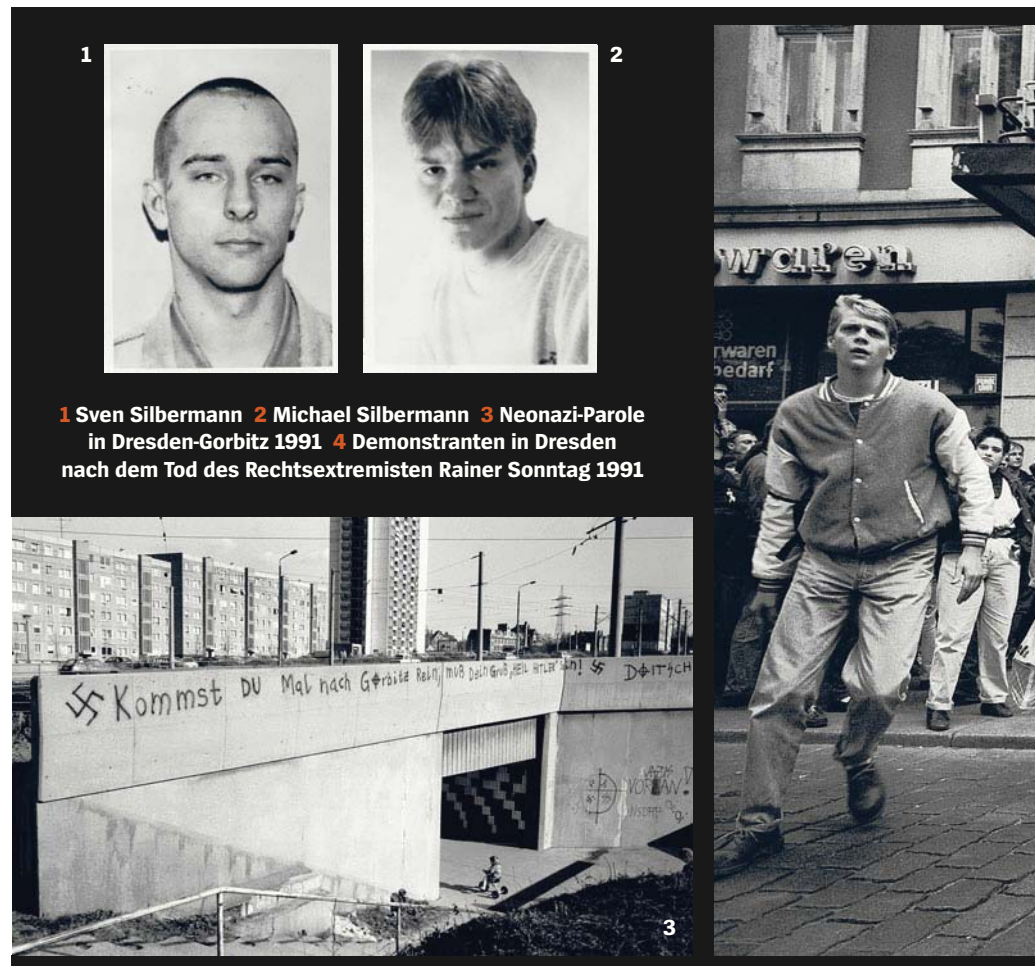
Doch die Dresdner Polizei konzentrierte ihre Ermittlungen bald auf Drogen- und Waffengeschäfte, bei denen Sven Silbermann mitgemischt haben sollte. Für denkbar hielt sie einen Streit im Rotlichtmilieu oder Verbindungen Silbermanns zur „algerischen Mafia“. Für „diese Variante“, so heißt es in einem alten Polizeivermerk,

spreche unter anderem die „typische algerische Mordart Messerstich“. Bis heute konnten solche Hypothesen nicht bestätigt werden. Ermittlungen in der Dresdner Halbwelt führten zu keinem Ergebnis.

Dass der Fall Silbermann jetzt neu aufgerollt werden soll, liegt an der Arbeit des „Gemeinsamen Abwehrzentrums gegen Rechtsextremismus“ von Bund und Ländern. Das Zentrum wurde Ende 2011 als Reaktion auf das Behördenversagen im NSU-Komplex gegründet. Den Dresdner Doppelmord stuften sächsische Fahnder als überprüfenswert ein.

Hinter der „regelrechten Hinrichtung“, so heißt es nun in einem internen Papier des Dresdner Innenministeriums, könnte durchaus „eine Bestrafungsaktion“ der rechten Szene gesteckt haben. Allerdings sei bis heute unklar, „weswegen sich die Brüder“ in den Augen der Täter „schuld gemacht haben könnten“. Derzeit durchforsten sächsische Beamte noch einmal die

FOTOS: STEPHAN MORGENSTERN / LAIF (L.U.); MARTIN JEHNICHEN / TRANSIT LEIPZIG (R.)



1 Sven Silbermann 2 Michael Silbermann 3 Neonazi-Parole in Dresden-Gorbitz 1991 4 Demonstranten in Dresden nach dem Tod des Rechtsextremisten Rainer Sonntag 1991

knapp 4000 Seiten starke Ermittlungsakte, prüfen alte Spuren und vernehmen neue Zeugen. Außerdem jagen sie – dank verbesserter Analysetechnik – seinerzeit sichergestellte DNA-Fragmente durch die Datenbanken.

Wichtige Hinweise könnte außerdem die Zeugenaussage des einstigen Mundlos-Vertrauten aus dem NSU-Verfahren liefern. Fast fünf Stunden lang hatte der Mann dem Bundeskriminalamt im Dezember 2011 Rede und Antwort gestanden. Der Zeuge gehörte zu den wenigen Freunden von Mundlos, die nie mit der rechten Szene sympathisiert und dennoch das Vertrauen des Neonazis genossen hatten. Bis kurz nach Mundlos' Abtauchen im Januar 1998, so sagte er aus, habe er Kontakt zu ihm gehabt. In präzisen, reflektierten Sätzen berichtete der Zeuge über die Jugend, die Gesinnung und die stetige Radikalisierung des einstigen Schulkameraden.

Ob Mundlos jemals „Beziehungen zum Verfassungsschutz“ erwähnt habe, wollten die Ermittler am Ende der Vernehmung wissen, egal ob von sich selbst oder von Freunden. Die Antwort des Zeugen fiel seltsam aus: In den letzten Monaten vor seiner Flucht habe Uwe einmal über „eine Sache“ in einem „Stadion in Dresden“ gesprochen, „wo eine tote Person gefunden

wurde“. In diesem Zusammenhang habe er „von einem V-Mann“ gesprochen. Er, der Zeuge, habe den Eindruck gehabt, dass Uwe den Toten persönlich gekannt habe.

Die Ermittler stutzten: ein toter V-Mann mit Verbindungen zum NSU? Sie fragten nach, doch eine zweite Vernehmung des Zeugen brachte sie nicht weiter – an Details konnte er sich nicht erinnern. Auch als ihn die Beamten mit dem Namen Silbermann konfrontierten, gab es keine Reaktion.

Dass Mundlos damals tatsächlich von Sven Silbermann gesprochen hat, legt jedoch ein weiteres Beweisstück nahe, das das SPIEGEL-Team bei der Auswertung in den NSU-Akten fand: ein Zeitungsartikel, der einst in der zur Bombenwerkstatt umfunktionierten Garage des Trios Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe in Jena sichergestellt worden war. Die Überschrift: „Ermordete Silbermann-Brüder – Einziger Zeuge hat Todesangst“.

Warum die Neonazis einen Artikel über den Dresdner Doppelmord archiviert hatten, ob sie den darin erwähnten Zeugen kannten oder gar selbst etwas mit der Tat zu tun hatten, wurde jahrelang nicht ermittelt. Dabei hatten die Fahnder den Zeitungsausschnitt schon im Januar 1998, kurz nach der Flucht des Trios, gefunden – zwi-

schen rechtsextremistischen Schulungsunterlagen, Anleitungen zur konspirativen Kommunikation und Aufrufen zur Bildung brauner Widerstandszellen.

Der Artikel verstaubte als „Asservat 23 C“ in einem „Karton mit diversen Papieren“. Forensisch ausgewertet wurden die Dokumente aus der Garage erst, nachdem der NSU im November 2011 aufgefliegen war und die Bundesanwaltschaft die Ermittlungen übernommen hatte. Es sollte bis zum Januar 2013 dauern, bis das Bundesamt für Verfassungsschutz einen 46-seitigen Untersuchungsbericht zu den Unterlagen vorlegte. Der Fund aus dem Karton wird aber nur mit einem Satz erwähnt: In dem Artikel gehe es um „unaufgeklärte Foltermorde an Aussteigern der gewalttätigen Dresdner Neonazi-Szene“.

Hätten die NSU-Fahnder nicht spätestens jetzt alarmiert sein müssen? Schließlich wussten sie, dass die Mitglieder der Terrorzelle akribisch Medienberichte über ihre Taten sammelten. Zudem war bekannt, dass Mundlos über enge Verbindungen ins sächsische Neonazi-Milieu verfügte. Wie aus Verfassungsschutzunterlagen hervorgeht, hatte er Kontakte nach Dresden. Im Jahr des Doppelmords besuchte er dort mindestens ein Rechtsrock-Konzert. Die sächsische Landeshauptstadt zählte in der Nachwendezeit zu den Hochburgen der ostdeutschen Neonazi-Szene. Bewohner des Plattenbauviertels Gorbitz, wo die Silbermann-Brüder aufwuchsen, erinnern sich an den Spruch: „Kommst du mal nach Gorbitz rein, muss dein Gruß ‚Heil Hitler!‘ sein.“ Gesäumt von zwei Hakenkreuzen prangte der Satz in aufgespritzten Lettern über einem Fußgängertunnel.

Sven Silbermann, so heißt es in seinem früheren Umfeld, sei „in der ganzen Stadt bekannt“ gewesen. Selbst Polizisten hätten den Skin begrüßt. Silbermanns Bekannten zufolge hielt er sich häufig in einem Gorbitzer Jugendklub auf, der damals fest in der Hand rechter Kameraden gewesen sei. Mehrere Gefängnisaufenthalte sollen den Skinhead dann radikalisiert haben.

Kontakt hatte er auch mit dem 1991 von einem Zuhälter erschossenen Rechtsextremisten Rainer Sonntag, einem gefeierten Vorbild der gewaltbereiten Dresdner Skinheads. Der Neonazi besuchte, so erinnern sich Bekannte von Silbermann, Sven seinerzeit in der elterlichen Wohnung. In Silbermanns privatem Telefonbuch, das dem SPIEGEL vorliegt, findet sich zudem die Nummer eines Sonntag-Vertrauten.

Sven Silbermann hätte den Sicherheitsbehörden also einiges berichten können – und hat dies offenbar auch getan. Bei den aktuellen Nachermittlungen sagte ein Zeuge den sächsischen Fahndern, dass Silbermann der Dresdner Polizei 1992 Tipps gegeben habe. Zudem existieren merkwürdige Erzählungen seiner inzwischen



MONTAG, 9. 6.

SPIEGEL TV REPORTAGE

Die Sendung entfällt wegen des Pfingst-Sonderprogramms

DIENSTAG, 10. 6., 21.50 – 22.40 UHR | ARTE

Aktion Leder – Die Stasi und das deutsche Fußballduell WM 74

22. Juni 1974: Bei der Fußballweltmeisterschaft kommt es im Hamburger Volksparkstadion zum einzigen deutsch-deutschen Länderspiel der Geschichte, das zu einem 90-minütigen Klassenkampf stilisiert worden ist. 40 Jahre nach dem Spiel schildert die Dokumentation von SPIEGEL TV, wie die Stasi mit der „Aktion Leder“ versuchte, den Sieg der DDR-Mannschaft über Beckenbauer und Co. zu planen, und gleichzeitig alles unternahm, dass kein Spieler, kein Funktionär und auch keiner der 1500 Schlachtenbummler im Westen bliebe.

SONNTAG, 15. 6., 21.45 – 23.30 UHR | SKY

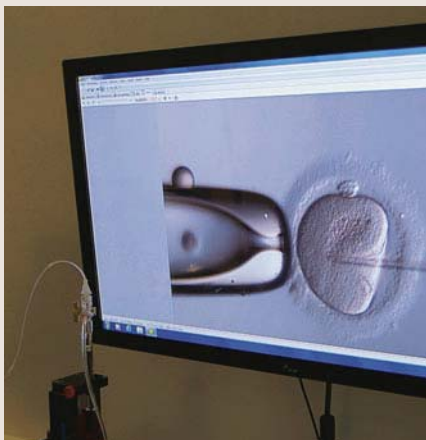
SPIEGEL GESCHICHTE
Godfathers of Ganja – Die Hasch-Barone

Der Dokumentarfilm stellt drei ungewöhnliche Marihuana-Schmuggler-Ringe der Siebziger- und Achtzigerjahre in Südflorida vor. Nie zuvor gezeigtes Archivmaterial, ausführliche Interviews mit ehemaligen Schmugglern sowie erstaunliche Statements der Polizei sorgen für einen Einblick in die Welt des Marihuana-Handels.

SONNTAG, 15. 6., 22.40 – 23.25 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Tödliche Tradition – Blutrache in Albanien; **Nachwuchs verzweifelt gewünscht** – Der mühsame Weg zum eigenen Kind; **Die Copacabana der Ostsee** – Besuch im norddeutschen Brasilien.


Künstliche Befruchtung
Deutschland

verstorbenen Großmutter. Sven Silbermann habe ihr, so schrieben die Zeitungen damals, kurz vor seinem Tod gesagt: Er habe Bodyguards und eine Geheimnummer, die er anrufen könne, wenn er in Schwierigkeiten stecke. Auch habe man ihm eine neue Wohnung versprochen, wo ihn niemand finden würde.

Sollte das stimmen, kooperierte Sven Silbermann womöglich doch mit den Sicherheitsbehörden – obwohl die Dresdner Polizei nach seinem Tod eilig dementiert hatte, den Skinhead jemals als Informanten geführt zu haben. Heute wollen die Ermittler dies nicht mehr kategorisch ausschließen. Oder war er dem Verfassungsschutz zu Diensten, wie Mundlos einst seinem Schulfreund, der später als Zeuge aussagte, angedeutet hatte? Darauf gebe es keine Hinweise, heißt es heute in sächsischen Sicherheitskreisen.

Ob V-Mann oder nicht – am Ende seines kurzen Lebens muss Sven Silbermann eine Menge Feinde gehabt haben. Knapp drei Monate vor seiner Ermordung griff ihn in Gorbitz jemand mit einem Messer an und verletzte ihn am Handgelenk. Wie aus alten Unterlagen hervorgeht, kannte Silbermann den Täter, anzeigen wollte er ihn jedoch nicht. Silbermanns Verwandte berichten zudem von einem Skinhead-Trupp, der sich bei ihnen nach Sven erkundigt habe.

Später ging bei der Polizei ein Hinweis ein: Sven Silbermann habe eine „Morddrohung aus der JVA Bautzen“ erhalten. Bei einem der Urheber habe es sich um einen einschlägig bekannten Dresdner Rechtsextremisten gehandelt. Diese Spur führte die Fahnder jedoch ebenso wenig zum Erfolg wie der Verdacht, dass Silbermann einer rechten Szenegröße aus Dresden den Kaufpreis für eine Waffe – 2500 Mark – schuldig geblieben sein soll.

Wenige Tage vor seinem Tod, so berichten Augenzeugen, suchte Sven Silbermann Zuflucht in einem Jugendklub am Altgorbitzer Ring in Dresden. „Die wollen mich umbringen! Die sind hinter mir her!“, soll er gerufen haben. Wer „die“ waren und worum es ging, sagte er nicht.

Seine Todesangst aber war begründet. Kurz nach dem Vorfall im Jugendklub stürmte ein Rollkommando die Dachgeschosswohnung, in der Sven Silbermann und sein Bruder Michael für 87,06 Mark Monatsmiete hausten. Die Tür hatte kein funktionstüchtiges Schloss; sie konnte mithilfe einer einfachen Türklinke geöffnet werden, die für gewöhnlich auf dem Spülkasten der Außentoilette lag. Das müssen die Täter gewusst haben.

Was genau in jener Novembernacht 1995 geschah, wurde nie geklärt. Nachbarn aus der Leipziger Straße berichteten den Angehörigen der Silbermanns später von zwei Autos, die auf den Hof gefahren seien und aus denen acht dunkel gekleidete


Dokumente aus der Garage des Neonazi-Trios
 „Einzigster Zeuge hat Todesangst“

„Glatzen“ gestiegen seien. Anschließend, so die Nachbarn, hätten sie Schreie aus der Wohnung der Brüder gehört.

Die Dachwohnung der Brüder wurde verwüstet. „Überall waren Blutflecken, auch im Treppenhaus und auf dem Außenklo“, erinnert sich eine nahe Verwandte. Die Schränke seien durchwühlt, die Möbel umgeworfen, das Sofa sei aufgeschlitzt gewesen. Zahlreiche Habseligkeiten hätten gefehlt und wohl auch schriftliche Aufzeichnungen: Einige Wochen nach dem Tod der Brüder, so erzählen es die Verwandten, seien Kriminalbeamte erschienen und hätten sie gebeten, die Handschrift in einem Schulheft von Sven zu identifizieren. Das Heft sei in einem Waldstück bei Chemnitz gefunden worden.

Chemnitz? Die Spur in die 75 Kilometer entfernte Stadt könnte ein weiteres Indiz für eine Verbindung zwischen dem Umfeld des NSU und dem Mordfall Silbermann sein. Die Chemnitzer Neonazi-Szene galt seinerzeit als besonders militant und diente den Rechtsextremisten Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe als Rückzugsort. Seit Mitte der Neunzigerjahre verfügte das Trio dort über beste Verbindungen. Einer ihrer engsten Kontakte war der langjährige „Blood and Honour“-Aktivist Thomas S., der zeitweise im selben Gefängnis inhaftiert war wie Sven Silbermann. Er war den drei Flüchtigen später bei der Suche nach einer konspirativen Wohnung mit Kontakten und eisernem Schweigen behilflich.

Hinter einer Mauer des Schweigens verbergen sich bis heute auch die Täter und möglichen Mitwisser des Doppelmords an den Silbermann-Brüdern. Ob die Spur des Verbrechens tatsächlich ins Umfeld des NSU führt, werden die Ermittlungen der Strafverfolger zeigen. Vielleicht, so hofft die Polizei, melden sich nach fast 19 Jahren ja doch noch Zeugen, die endlich zu sprechen bereit sind. Damals, so heißt es in einem alten Polizeivermerk, wollten viele potenzielle „Auskunftspersonen“ nichts sagen: Sie hätten „eine immense Angst“ vor „Vergeltungsmaßnahmen“.

Maik Baumgärtner, Sven Röbel, Steffen Winter

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten

Jürgen Kohr
Leiter Cyber Security T-Systems

*Dank mir bleibt
Datensicherheit auch unterwegs
nicht auf der Strecke.*

WIR SCHAFFEN SICHERE VERBINDUNGEN FÜR IHR BUSINESS

Um Ihre mobile Kommunikation effizient gegen unerlaubte Zugriffe zu schützen, nutzen wir neueste Verschlüsselungsstandards. So bleiben Ihre Daten auch unterwegs im sicheren Netz. Mehr zum Thema Mobile Security unter www.telekom.com/mehr-sicherheit



ERLEBEN, WAS VERBINDET.

„Trifft man auf Menschen, die arbeiten, fühlt man sich sofort minderwertig.“

Ehepaar S. in seiner Mietwohnung in Bremerhaven



„Das blöde Ding macht mir Angst“

Arbeitsmarkt Die Zahl der Menschen ohne Job ist so niedrig wie seit Jahren nicht. Nur die Langzeitarbeitslosen profitieren nicht vom Boom: Warum ist das so? *Von Bruno Schrep*

Er hat keine hohe Meinung von sich, der Johann T. aus Frankfurt am Main. „Ich bin eine verkrachte Existenz“, sagt er, „ich bin ein Versager.“

Da hat er nun, ach, Philosophie, Geschichte, Publizistik, Germanistik studiert mit heißem Bemühen. Und nun steht er da mit seinem Intelligenzquotienten von 130, nicht mehr gesund, 61 Jahre alt, arbeitslos seit über zehn Jahren. Empfänger von Hartz IV. Meldet sich zweimal im Jahr im Jobcenter und lässt sich von einer jungen Mitarbeiterin erklären, was für ihn noch infrage kommt, nämlich: nichts.

„Ich bin bedürftig“, sagt der kräftige Mann mit dem hessischen Zungenschlag, „schon der Begriff ist demütigend.“

Johann T. ist einer von 6,1 Millionen Menschen, die in Deutschland Hartz IV beziehen. Mehr als zwei Millionen der Betroffenen gelten nicht als arbeitslos, darunter alleinerziehende Mütter, Kranke, nicht mehr Vermittelbare. Die übrigen Hartz-IV-Empfänger werden in Fortbildungsmaßnahmen geschult, arbeiten als Ein-Euro-Jobber oder versuchen, sich etwas dazuzuverdienen.

Für Arbeitslose beträgt die durchschnittliche Bezugszeit von Hartz IV anderthalb Jahre. Als Langzeitarbeitslose gelten Menschen, die bereits seit mehr als einem Jahr einen Job suchen – Johann T. gehört schon viel länger dazu.

Er sitzt mit traurigem Lächeln in einem Frankfurter Café und zieht eine bittere Bi-

lanz. Die Beziehung? Mehr oder weniger gescheitert. Die finanzielle Situation? Desolat. Der Rentenanspruch? Null. Die Gefühlslage? Geprägt von Verzweiflung und Scham. Die Perspektive? Altersarmut.

Früher, da hatte Johann T. große Pläne. Wollte zuerst die Welt verbessern, später als Unternehmer die Mietwagenbranche aufmischen. Sein Studium – er schloss die Fächer Germanistik und Geschichte mit dem Magister ab – finanzierte er mit nächtlichem Taxifahren, geriet dabei in die linke studentische Taxifahrerszene, in der Leute wie Joschka Fischer den Ton angaben. „Man hat sich jede Nacht getroffen“, erinnert sich Johann T., „geredet, geraucht, Strategien ausgeheckt.“

FOTO: JOHANNES ARLT / DER SPIEGEL

Student T. machte mit bei den großen Taxidemos gegen die Frankfurter Startbahn West, sympathisierte mit Hausbesetzern, klebte Plakate, verteilte Flugblätter. Für eine bürgerliche Existenz, die als spießig galt, war er nicht zu haben.

„Ich wollte mich nie unterordnen, nie vor einem Chef kuschen, nie abhängig sein“, sagt er. Stattdessen überführte er gebrauchte Lastwagen in die Türkei oder nach Osteuropa. Verdiente gut, sorgte sich wenig um die Zukunft. Rentenversicherung? „So was brauch ich nicht.“ Krankenversicherung? „Ich bin kerngesund.“

„Bewirb dich doch als Lehrer“, beschwor ihn seine Mutter, „warum hast du sonst studiert?“ Doch Johann T. lachte nur. „Hätte ich bloß auf sie gehört“, sagt er heute.

Nach der Wende wollte er als Unternehmer groß rauskommen. Zunächst im Osten, später im Rhein-Main-Gebiet gründete er Autovermietungen, nahm hohe Kredite auf, stellte Personal ein, warb mit Sonderbatten.

Anfangs hatte er Erfolg, dann kam es zum Desaster. „Diesem knallharten Geschäft war ich nicht gewachsen“, hat Johann T. inzwischen erkannt, „ich war einfach zu naiv.“

Er musste Privatinsolvenz beantragen. Fortan bestritt die Freundin, mit der er zwei Kinder hat, mit ihrem Bürojob den Lebensunterhalt für die Familie. T. saß meist zu Hause, konnte sich zu nichts aufraffen, zu keiner Umschulung, zu keinem Neubeginn. Lautstarke Auseinandersetzungen um Geld bestimmten den Alltag.

„Geh doch zum Sozialamt“, forderte ihn die Freundin auf. Doch Johann T. wehrte sich lange, aus Stolz – bis er schließlich nachgab, in ein kleines Zimmer zog und sich mit Anfang fünfzig einreichte in die Schlange vor dem Jobcenter, resigniert, geschlagen. Seither lebt T. von Hartz IV und schämt sich dafür.

Beim Klassentreffen, wenn die ehemaligen Mitschüler mit ihren Erfolgen prahlen, sitzt er still in einer Ecke, wimmelt Nachfragen mit vagen Angaben ab. Wenn er Bekannte von früher sieht, Studienfreunde oder Kumpel vom Fußballverein, dreht er sich um und geht schnell in eine andere Richtung.

Selbst vor seinen inzwischen erwachsenen Kindern fühlt sich der Erwerbslose minderwertig. „Der Respekt ist weg“, vermutet er. Und glaubt zu wissen, was sie über ihn denken: „Der Alte hockt den ganzen Tag in seiner Bude, starrt auf den PC und qualmt.“

Um wenigstens etwas dazuzuverdienen, entwickelt Johann T. Software für kleine Autofirmen, davon versteht er noch was von früher. Zwar kommt nicht viel dabei her. Doch offiziell gilt er als Selbstständiger, als sogenannter Aufstocker. Die Differenz zwischen dem kleinen eigenen

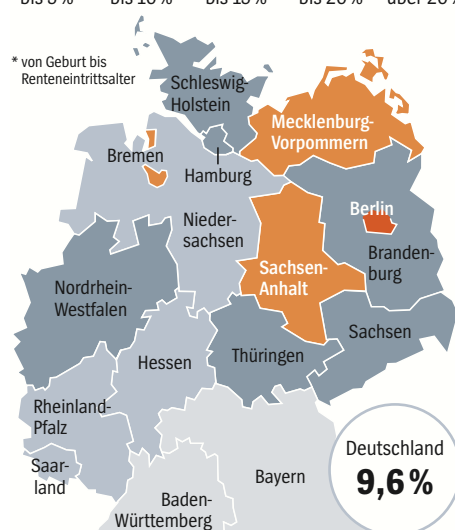
Verdienst und seinem Anspruch, also den größten Teil seines Einkommens, zahlt der Staat.

Die selbstständige Tätigkeit bewahrt ihn davor, dauernd Bewerbungen verfassen zu müssen, Vorstellungsgespräche zu führen oder sich umschulen zu lassen. Sein schlimmster Albtraum: Er wird verdonnert, Laub im Park zu fegen, und Joschka Fischer kommt vorbei und macht eine süffisante Bemerkung.

Hartz-IV-Empfänger*

Anteil an der Bevölkerung Stand: April 2014

bis 5% bis 10% bis 15% bis 20% über 20%

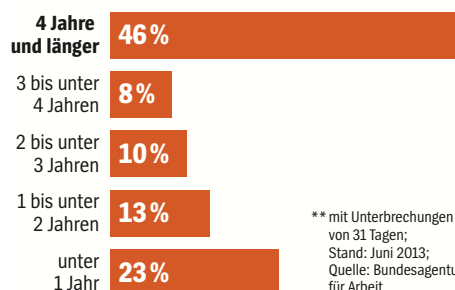


Städte über 100 000 Einwohner mit dem ...	... höchsten Anteil	... niedrigsten Anteil
	22,5% Gelsenkirchen	5,3% Erlangen
	22,4% Bremerhaven	5,3% Heidelberg
	19,8% Berlin	5,5% Ingolstadt
	19,4% Halle (Saale)	6,3% Würzburg
	19,3% Offenbach/Main	6,4% München

Hartz-IV-Empfänger...

... weiblich	... männlich	... unter 25 Jahren
3,1 Mio.	3,0 Mio.	2,4 Mio.

Verweildauer in Hartz IV **



** mit Unterbrechungen von 31 Tagen;
Stand: Juni 2013;
Quelle: Bundesagentur für Arbeit

Als sie erstmals in ihrem Leben vor einem Computer sitzt, überfällt Barbara S. eine Art Panik. Die 45-Jährige zittert, schwitzt heftig, kriegt kaum noch Luft. Sie drückt auf eine Taste, der Bildschirm, zuvor hell, wird plötzlich schwarz, es erklingt ein kurzes Summen. „Ich kann das nicht“, sagt sie leise, „das blöde Ding macht mir Angst.“

„Alles halb so schlimm“, sagt der Ausbildungsleiter, „die anderen lernen es doch auch.“ Im Computerkurs für Arbeitslose über vierzig, vom Jobcenter Bremerhaven organisiert, wird es still. Die übrigen Kurs Teilnehmer starren verwundert oder belustigt auf die Frau mit den rötlichen Haaren, die mit den Tränen kämpft. Es ist der Moment, in dem Barbara S. aufspringt, davonläuft und nicht wiederkommt.

Es ist nicht das erste Mal, dass Barbara S. vor Herausforderungen flüchtet. Sie selbst etwas zuzutrauen, sich einen Ruck zu geben, um etwas Neues zu beginnen, hat sie nie gelernt.

Als sie mit 14 aus der Hauptschule entlassen wurde, mit überwiegend schlechten Noten, kümmerte sich niemand um einen Ausbildungsplatz. Die Mutter starb, als Barbara gerade sechs Jahre alt war. Der Vater, ein Bauarbeiter und meistens auf Montage, steckte die Tochter als Dienstmädchen in eine Handwerkerfamilie. Sie musste schrubben, waschen, bügeln, kochen, und an den Wochenenden führte sie auch beim Vater den Haushalt.

Weil sie keinen Beruf gelernt hat, blieben ihr später, oft unterbrochen von Arbeitslosigkeit, nur schlecht bezahlte Aushilfsjobs: Barbara S. ölte Räder in einem Fahrradladen, räumte schmutziges Geschirr weg in einer Nordsee-Filiale, putzte Büros, sortierte Gemüse und Obst in einem Einkaufszentrum.

Mit 18 Jahren heiratete sie, kurz danach kam das erste Kind. Ehemann Uwe S., ein gelernter Maurer, wurde im Alter von 28 Jahren erstmals arbeitslos, seine Firma machte Konkurs. Die Werttenkrise traf Anfang der Achtzigerjahre auch die Baubranche, in Bremerhaven gingen viele Unternehmen kaputt. Familie S. hielt sich mühsam mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Mal ergatterte sie eine Stelle als Aushilfsverkäuferin, mal wurde er für ein paar Monate auf einer Baustelle gebraucht.

Lange her. Seit vor knapp zehn Jahren die Hartz-IV-Regelung eingeführt wurde, stehen die Eheleute S. auf der Liste der sogenannten Langzeitbezieher. Ihre Miete wird von der Stadt bezahlt, beide kassieren jeweils 353 Euro monatlich. „Luftsprünge kann man damit nicht machen“, sagt Barbara S., deren zwei erwachsene Söhne längst ausgezogen sind.

In der kleinen Parterrewohnung, blitzsauber geputzt, penibel aufgeräumt, stehen viele alte Möbel. Die Schrankwand



Sachbearbeiter Marschall an seinem Schreibtisch im Jobcenter Frankfurt-Höchst

„Manchmal sage ich einem auf den Kopf zu, dass er ein Arschloch ist. Ich rede ganz offen mit den Leuten.“

stammt aus dem Nachlass einer verstorbenen Schwester, die weiße Ledergarnitur spendierte die Mutter von Uwe S., als sie sich eine neue zulegte. Sie sprang auch ein, als der alte Gefrierschrank kaputtging.

Uwe S., der amerikanische Countrymusik liebt, auch selbst Gitarre spielt, hat an der Wand des ehemaligen Kinderzimmers mehrere Reklamespiegel für amerikanische Whiskeysorten aufgehängt, die ihm ein Verwandter aus Übersee mitbrachte, dazu alte Gitarren. Seinen Traum von einer USA-Reise symbolisiert ein Straßenschild mit der Aufschrift „Route 66“.

Seit ihrer Hochzeit vor 33 Jahren sind Barbara und Uwe S. kein einziges Mal in Urlaub gefahren, sind nie aus der Siedlung herausgekommen, in der sie aufwuchsen. Sie lernten sich dort in der einzigen Kneipe kennen, auch ihre wenigen Freunde leben in den Wohnblocks am Bremerhavener Stadtrand. Beide Eheleute besitzen nicht mal den Führerschein.

Das Leben mit Hartz IV wäre einfacher, wenn es die anderen nicht gäbe. „Triffst man Menschen, die arbeiten, fühlt man sich sofort minderwertig“, gesteht Uwe S., „als Mensch zweiter Klasse.“ Als kürzlich bei einer Geburtstagsfeier ein Gast sagte, Arbeitslose seien alle Drückeberger, sei er aufgestanden und wortlos gegangen. „Die Leute würden ganz anders denken, wenn sie selbst in dieser Lage wären.“

Wie schnell das passieren kann, hat die Familie 1999 erlebt. Uwe S. war 42 Jahre alt, als Ärzte eine chronische Krankheit feststellten. Seitdem wurde er 17-mal operiert – und hatte nie mehr eine feste Anstellung. „Ich würd ja gern noch etwas tun“, sagt er, „doch einen wie mich will niemand.“ Früher habe er sich noch öfters auf offene Stellen bewerben müssen, aber heute, mit 58, lasse man ihn in Ruhe – im

Gegensatz zu seiner sechs Jahre jüngeren Frau. Sie gilt als schwer vermittelbar.

Barbara S. sträubt sich gegen alles, was sie nicht kennt. Forderungen von Mitarbeitern des Jobcenters, sich neuen Aufgaben zu stellen, empfindet sie als Bedrohung. Nachdem sie vom Computerkurs davongelaufen war, drohte ihr richtig Ärger. Um eine Kürzung der Bezüge zu verhindern, schilderte sie einem Psychiater ihre Versagensfantasien, ihren Widerwillen gegen eine Technik, die für die meisten Menschen zum Alltag gehört. Der Mediziner attestierte ihr Angststörungen, das ersparte ihr lästiges Nachhaken vom Amt.

Auch andere Angebote lehnte Barbara S. ab, wehrte sich gegen eine neunmonatige Ausbildung zur Altenpflegerin. Begründung: „Ich klammere bei Beziehungen. Wenn dann so ein altes Mütterchen stirbt, heul ich mir die Augen aus.“ Im Tierheim hielt sie es nur einen Tag aus. „Was da passiert, ist so grausam“, fand sie, „diese winzigen Käfige, diese vielen eingesperrten Tiere.“ Nein und nochmals nein.

Bei einer von der Stadt finanzierten Beschäftigungsgesellschaft hat Barbara S. vor Kurzem einen Job gefunden, dem sie sich gewachsen fühlt. Im Lager eines Sozialkaufhauses spült und poliert sie viereinhalb Stunden pro Tag gespendete Gläser, Vasen und Porzellanfiguren – eine Tätigkeit, die sie an ihre Kindheit erinnert. Den Verdienst, monatlich rund hundert Euro, darf sie behalten.

Manchmal sage ich einem auf den Kopf zu, dass er ein Arschloch ist“, verrät Klaus Marschall, „ich rede ganz offen mit den Leuten.“ Wenn jemand Einnahmen von 1600 Euro verheimliche, um weiter Stütze zu kassieren, könne er richtig sauer werden. Aber dies,

schränkt Marschall ein, sei „die absolute Ausnahme“.

Der 55-Jährige, ein drahtiger Hobbyradler, sitzt im dritten Stock des Jobcenters Frankfurt-Höchst, Zimmer 346, zuständig für die Anfangsbuchstaben A, C und E. Vor sich auf dem Schreibtisch ein paar Akten, schräg hinter sich einen gläsernen Kühlschrank mit Joghurt, Milch, Zitronensaft und der Aufschrift „Immer schön wach bleiben“. Der Mann mit dem Frankfurter Dialekt und der hohen Tenorstimme, der mehr singt als spricht, rechnet als sogenannter Leistungssachbearbeiter aus, was den einzelnen Hartz-IV-Empfängern zusteht. Er kürzt, genehmigt, prüft. Gewährt Umzugskosten, zieht Einkünfte ab, studiert Wirtschaftspläne auf Plausibilität.

Es ist ein täglicher, oft zermürbender Kampf um kleine und große Vorteile. Müssen für die Fahrt zur alten Mutter wirklich Kosten erstattet werden? Und wie oft? Wurde dem Kunden, wie Leistungsempfänger inzwischen höflich genannt werden, wirklich von der Firma gekündigt, oder hat er den Nebenjob selbst geschmissen, weil er ihm lästig war?

Es gibt viele Tricks, und Marschall, der früher bei der Post als Fernmeldehandwerker arbeitete, kennt inzwischen die meisten. Aber er weiß auch um die Not vieler Bezieher. Neulich pumpte er einem seiner Klienten 30 Euro aus eigener Tasche, weil der kein Geld mehr besaß, um sich Lebensmittel zu kaufen. „Und er hat pünktlich zurückgezahlt.“

Den Anteil der Menschen, die keinerlei Initiative mehr zeigen, schätzt Marschall auf 15 Prozent. Meist Leute, die schon vor der Einführung von Hartz IV die früher übliche Sozialhilfe bezogen hätten. Die Zahl von Kunden, die unbedingt aus der Abhängigkeit rauswollten, sei ungleich größer. Marschalls Lieblingsbeispiel ist eine afghanische Flüchtlingsfamilie. Das Ehepaar habe es mit jeweils drei Putzstellen geschafft, so viel zu verdienen, dass es keinerlei Hilfe mehr benötigte.

Eine Ausnahme. „Ich kenne viele Menschen, die schufteten mehr als 60 Stunden die Woche, und das Geld reicht trotzdem nicht“, berichtet Michaela Ehrhardt. Die resolute Endvierzigerin sitzt ein paar Zimmer neben Klaus Marschall und versucht, Arbeitslose wieder in Lohn und Brot zu bekommen, die Willigen und die Unwilligen, die Netten und die Stinkstiefel. Sie bemüht sich, für jeden Arbeitslosen das Passende zu finden – und erntet doch oft Unzufriedenheit, manchmal auch Krawall.

Die Menschen, die zu ihr kommen, fühlen sich häufig ausgegrenzt, gedemütigt, zu kurz gekommen, überfordert, manche zu Recht, andere zu Unrecht. Einige sind einfach nur wütend.

Besonders elend fühlt sich die Vermittlerin, wenn sich vor ihren Augen eine Tra-

gödie ereignet. Dieser Reiseleiter aus Barcelona, arbeitslos aufgrund der Pleite seiner Agentur, war bei seinen ersten Besuchen modisch gekleidet, gut gelaunt, voller Tatendrang. Als dem Mittfünfziger nach vielen vergeblichen Anläufen klar wurde, dass in seiner Branche nur flotte junge Leute gesucht werden, ging es bergab. „Zuletzt kam er nur noch im Trainingsanzug“, sagt Ehrhardt, „er roch nach Alkohol, hatte zerzauste Haare, war unrasiert.“ Inzwischen ist der Mann erwerbsunfähig, bezieht Sozialgeld.

Über ihre unangenehmsten Erfahrungen spricht die Sachbearbeiterin ungern, sie will keine Vorurteile schüren, keinen Beifall von der falschen Seite. Doch Erlebnisse mit jungen männlichen Migranten empören und verbittern sie. „Die treten mit unfassbarer Arroganz auf“, berichtet sie.

Vor allem ein junger Türke, 25 Jahre alt, habe sie behandelt wie Dreck. „Mit Frauen konnte der gar nicht“, erzählt sie, „Menschen wie mich hat der total verachtet.“ Der Mann ohne Schulabschluss und ohne Ausbildung, der noch keiner Tätigkeit nachgegangen sei, immer nur Hartz IV kassierte, habe sie geduzt, ausgelacht, als „Schlampe“ beschimpft. Als sie ihm bei einem Besuch 30 Prozent seiner Bezüge strich, weil er sich nirgends beworben hatte, kam es zum Eklat. Der junge Mann baute sich vor ihr auf, schlug auf den Tisch, drohte mit Schlägen. Er musste schließlich von vier Polizisten abgeführt werden.

Immer öfter wird die Sachbearbeiterin auch mit Menschen konfrontiert, die im Jobcenter am falschen Platz sind: Drogenabhängige, psychisch Kranke, Gewaltopfer. Dem jungen deutschen Junkie, der in ihr Büro torkelte, konnte sie ebenso wenig helfen wie dem verwirrten Afrikaner, der auf die harmlose Frage nach seinem Ausweis zu zittern begann, unverständliche Worte schrie und den Schreibtisch umwarf.

Einfach nicht vergessen kann Michaela Ehrhardt den Flüchtling aus Pakistan, der mitten im Beratungsgespräch sein T-Shirt hochzog, ihr stumm seinen von Folterspuren gezeichneten Oberkörper zeigte: Schussverletzungen, Stichwunden, Brandnarben. Eine Woche später bekam sie die Nachricht, dass sie die Akte schließen könne. Der Mann war im Krankenhaus an Spätfolgen der Misshandlungen verstorben. „Daraufhin musste ich mich drei Tage krankschreiben lassen.“

Wenn er morgens aufwacht, meist gegen acht Uhr, stellt sich für Stefan M. stets die gleiche Frage. Soll er hoch oder sich noch mal umdrehen? Meistens entscheidet er sich fürs Weiterschlafen, so bis gegen zehn. „Warum soll ich früh aufstehen, wenn es sowieso nichts zu tun gibt?“

Stefan M., 41 Jahre alt, alleinstehend, ist seit Jahren arbeitslos. Und er hat sich ir-



Exjournalist M. auf dem Balkon seiner Wohnung in Frankfurt am Main

„Ich kannte so viele Leute, ich war so gut vernetzt, ich sah da kein großes Problem.“

gendwie daran gewöhnt. Zwar fühlt er sich nicht glücklich, häufig plagt ihn ein schlechtes Gewissen. Doch mit jedem Tag geht ihm ein Stück Kraft verloren. „Manchmal fühle ich mich wie gelähmt“, sagt er.

Dabei war er doch mal ein begeisterter Journalist. Einer, der jedes Wochenende arbeitete, einer, für den der Job auch Hobby war. Der für den Traumberuf die angepeilte akademische Laufbahn schmiss, einfach so, nach sieben Semestern Politik. Und der jetzt nicht mehr weiß, wie er die Kurve kriegen soll.

Die Karriere beim Mainzer Fernsehsender 3sat begann 1998 mit einem sechswöchigen Praktikum. Stefan M. stellte sich so geschickt an, dass er sofort für ein Ratgebermagazin engagiert wurde. „Freier Autor, das hörte sich nach etwas an“, erinnert er sich heute, „ich war richtig stolz.“ Der junge Journalist, Seiteneinsteiger ohne Ausbildung, drehte Filme über Verkehrsthemen, drei bis fünf Minuten lang. Testete neue Autos, stellte neue Berufe in der Kraftfahrzeugbranche vor. Er verdiente rund 2500 Euro monatlich. Nebenbei schrieb er für die *Frankfurter Allgemeine*.

Als das TV-Magazin 2007 eingestellt wurde und alle freien Mitarbeiter ihren Job verloren, machte sich Stefan M. keine Sorgen: „Ich kannte so viele Leute, war so gut vernetzt, ich sah da kein Problem.“ Doch im Rhein-Main-Gebiet, wo inzwischen viele arbeitslose Journalisten lebten, waren alle Türen zu. Auch das tolle Zeugnis nutzte nichts. Stefan M. schulte zum Versicherungsfachmann um, ein Jahr lang.

Weil er bei seiner ersten Anstellung versagte, zu wenig Policen verkaufte, bekam er Druck von Vorgesetzten. Den hielt er nicht aus. „Das ist nichts, was ich die nächsten 30 Jahre machen möchte“, erklärte er im Jobcenter. Er traf auf Ver-

ständnis und bekam eine Ausbildung zum Onlineredakteur finanziert. Lernte neue Schneidetechniken, Tricks bei der Bildbearbeitung und verschiedene Redaktionssysteme kennen, paukte Medienrecht.

Seitdem verschickte Stefan M. viele Bewerbungen, vergebens. Die meiste Zeit verbringt er in seiner kleinen Frankfurter Hochhauswohnung. Schaut fern, raucht, liest Zeitung. Betrachtet von seinem Balkon aus die Wolkenkratzer von Mainhattan, die Symbole einer pulsierenden Metropole. Den Hartz-IV-Regelsatz, 391 Euro plus Miete, stocken die Eltern, beide Rentner, manchmal mit ein paar Scheinen auf. 100 Euro zusätzlich kassiert der Exjournalist, weil er mittwochs in seinem Stadtbezirk ein Anzeigenblatt verteilt. Es ist sein einziger fester Termin in der Woche.

„Mir fehlt die Struktur“, gibt er zu. Zeit dehnt sich endlos und wird doch knapp. Die Wohnung muss sauber gemacht werden, klar. Aber wann? Heute? Nee, lieber morgen. Oder, besser noch, übermorgen. Sicher, bei der Frachtabfertigung am Flughafen könnte er sofort als Hilfskraft anfangen, das weiß er. Und er ahnt auch, dass es viele Menschen gibt, die genau dies von ihm erwarten. Aber bisher hat ihn niemand zu so einer Tätigkeit gedrängt.

„Noch macht meine Sachbearbeiterin keinen Stress“, sagt Stefan M. Die Vorstellung, etwas Ähnliches wie seinen früheren Traumjob zu finden, hat er zwar aufgegeben. „Doch es muss etwas sein, was mir annähernd Spaß macht.“

Weil Stefan M. ungern aus Frankfurt weg möchte, hat er sich bisher auf Angebote in der Region beschränkt. Künftig will er seine Suche auf ganz Deutschland ausdehnen. Er weiß: Die meisten offenen Stellen für Onlineredakteure gibt es in Hamburg, München und Berlin.



JU-Bundesvorsitzender Mißfelder: Verlust der Hausmacht

Herbst des Patriarchen

Junge Union Seit zwölf Jahren führt Philipp Mißfelder die Organisation. Jetzt tritt er ab und will seine Nachfolge bestimmen. Erstmals regt sich Widerstand.

Wer Freude hat am politischen Sommertheater, kann in dieser Saison auf die Junge Union hoffen. Der ewige JU-Chef Philipp Mißfelder scheidet aus dem Amt, weil er mit bald 35 Jahren an die Altersgrenze stößt. Wie die meisten Patriarchen hat er im Laufe der Jahre eine gewisse Abneigung entwickelt gegen so lästige Dinge wie unabhängige Geister. Er findet, dass er selbst am besten weiß, wer ihm nachfolgen sollte.

Mißfelders Favorit, das ist ein offenes Geheimnis, heißt Benedict Pöttering. Für den Niedersachsen dürfte aus Sicht des scheidenden Chefs vor allem sprechen, dass er eine Art Mißfelder 2.0 ist. Pöttering ist charismatisch, schlau, trinkfest und kann wie Mißfelder dem politischen Erfolg mit einem dicken Adressbuch auf die Sprünge helfen. Mit Vorschlägen zur Sache ist er bundesweit noch wenig aufgefallen.

Doch nun bläst Mißfelder erstmals Wind ins Gesicht. Viele Mitglieder sind sein Management by Strippenziehen leid. Sie haben den Eindruck, dass die JU sich unter ihm von einer diskussionsfreudigen Jugendorganisation zur Kontaktbörse für geschniegelte Karrieristen entwickelte. Dass er sogar mit einem Autokraten wie

Wladimir Putin feierte, stieß auf große Empörung.

Gut möglich, dass sich bei der Neuwahl im Herbst ein Kandidat durchsetzt, der das Gegenbild zu Mißfelder darstellt: Paul Ziemiak. Der 28-jährige Stadtrat aus Iserlohn ist zwar nicht so eloquent und vernetzt wie Pöttering und Mißfelder. Bundespolitisch mischt er auch nicht mit. Doch seine bodenständige Art kommt gut an.

Offiziell gibt sich Mißfelder neutral. „Beide Kandidaten könnten den Job gleich gut machen“, sagt er. Er habe alles versucht, um eine Kampfkandidatur zu verhindern, denn die JU müsse geschlossen sein. Doch an der Basis berichten viele, der Bundesvorsitzende greife seinem Wunsch Kandidaten kräftig unter die Arme.

„Er sagt es nie offen, aber es ist erkennbar, dass er hinter den Kulissen für Pöttering wirbt“, sagt ein JU-Landeschef. Dass Ziemiak kandidiert, sei „dem Philipp“ gar nicht recht gewesen. Das Gerücht geht um, der Vorsitzende habe versucht, Ziemiak von der Kandidatur abzuhalten, indem er ihm einen spannenden CDU-Posten versprach. Mißfelder will dazu nichts sagen.

Für Ziemiak sah es lange nicht schlecht aus, 10 von 18 Landesverbänden hat er schon auf seiner Seite. „Paul Ziemiak hat es ohne Netzwerke geschafft“, sagt Schleswig-Holsteins Landeschef Frederik Heinz. „Und er bringt gute Inhalte mit.“ Doch nun hat Pöttering einen geschickten Gegenschlag gewagt. Und das Drehbuch dafür, so ist mancher in der JU überzeugt, lieferte Mißfelder. Der will sich dazu nicht äußern. Pöttering schrieb einen Kandidatenbrief an die JU-Basis. Darin beklagt er den „oft inhaltsleeren und konfliktscheuen Politikstil der letzten Jahre“ und fordert eine „Neuausrichtung“, die nicht nur „eigne Wenige“ in der JU bestimmen sollten.

Die Botschaft – zeitgleich auch medial platziert – war klar: Hier kommt ein Mann der Basis, der den Mauscheleien über den Spitzenjob Inhalte entgegenzusetzen will.

Dass ausgerechnet JU-Vize Pöttering, enger Mitstreiter Mißfelders, sich nun mit Kritik am Establishment profiliert, fanden viele in der JU dreist. Auch die Geschichte der spontanen Kandidatur gegen die Kungelei irritiert alle, die seit vorigem Sommer einen diskreten Wahlkampf Pötterings beobachtet haben wollen. „Ziemiaks Wahlkampf ist fair und transparent“, sagt Heinz, „von Hinterzimmer keine Spur.“ Aber Pöttering könnte das Rennen machen, Ziemiaks Mehrheit beim Deutschlandtag der JU wackelt.

Auch bei seiner Nachfolge im CDU-Präsidium zeigt Mißfelder ein ganz eigenes Demokratieverständnis. Vor zwei Wochen gab er bekannt, er kandidiere nicht wieder. Der junge Gesundheitspolitiker Jens Spahn solle den Posten kriegen, diese „Absprache“ hätten die beiden getroffen. Doch Präsidiumskandidaten werden von Landesverbänden nominiert und auf Parteitag gewählt, nicht nach Gutdünken vorgeschlagen. „Wer aus unserem Landesverband für das Präsidium kandidiert, wird sicher nicht von zwei Personen entschieden“, sagt Armin Laschet, Vizechef der Bundes-CDU. Auch Carsten Linnemann, als Chef der CDU-Mittelstandsvereinigung ein möglicher Unterstützer Spahns, hält sich bedeckt: „Zum heutigen Zeitpunkt stellt sich die Frage nicht“, sagt er diplomatisch.

Die JU grummelt auch, denn Mißfelder verdankte den Präsidiumsposten der Hausmacht von derzeit 117 000 JU-Mitgliedern. „Das ist genau die Hinterzimmerpolitik, mit der jetzt Schluss sein muss bei uns“, sagt ein Landeschef.

Melanie Amann

Gegendarstellung

Im Heft 18/2014 auf Seite 46 des Magazins DER SPIEGEL wird unter der Überschrift „Die Sphinx“ ausgeführt: „Dann ... betrat eine ... Frau [s.c. Beate Zschäpe] ... den Saal, ... Wo waren ihre drei Verteidiger? Sie gaben draußen Interviews. Es war der erste Verhandlungstag ...“

Hierzu stellen wir fest:

Wir haben zu diesem Zeitpunkt keine Interviews gegeben. Wir haben mit Justizmitarbeitern gesprochen.

Köln, den 26. Mai 2014
Rechtsanwältin Anja Sturm, Rechtsanwalt Wolfgang Heer, Rechtsanwalt Wolfgang Stahl

Anm. d. Red.:

Die Betroffenen haben recht. Unsere Darstellung beruhte auf Angaben aus Justizkreisen, die sich als unzutreffend erwiesen haben.

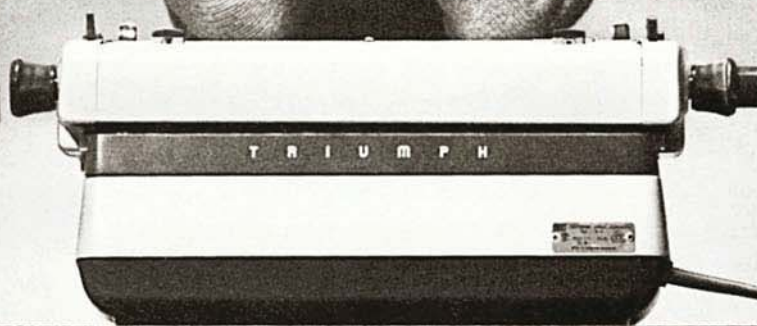
**Schon 1962
galt für uns:
Weniger ist
mehr!**



**Heute gilt:
Weniger ist
mehr denn je!**



erledigt



zu erledigen

**Und heute entwickeln wir einfache, effiziente
Dokumenten-Prozesse für das moderne Büro,
die ganz ohne Papier auskommen und sich
wie von selbst erledigen. Melden Sie sich!**

www.triumph-adler.de

Wir erfinden das Büro neu – seit 1898.



Für jede unserer
Lösungen haben wir
natürlich auch die
smarte Hardware.

TA Triumph-Adler auf dem
Hauptstadtkongress 2014,
25. - 27. Juni 2014, CityCube Berlin
mit eigenem Vortrag zum Thema
**„Strategisches Risikomanagement
als Erfolgsfaktor im Krankenhaus“**
und in der Ausstellung.

Ein letzter Gruß für Gustav Schulz

Zeitgeschichte Fast siebzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg erfährt ein norddeutscher Klempnermeister vom Schicksal seines verschollenen Vaters. Die Nachricht verändert sein Leben – und das seiner Familie. Die Geschichte einer späten Suche. *Von Katja Thimm*



Vater Gustav Schulz 1933

Als das Papier aus Moskau in dem kleinen Ort eintrifft, oben im Norden Deutschlands, scheint erste Frühlingssonne auf die roten Backsteinhäuser, und über den Äckern kehren die Vögel zurück. Gerhard Schulz aber, Mitbegründer des Schützenvereins und der Dorfkapelle „Dörpskapell“ in Hagen bei Stade, fällt heraus aus seiner Welt. Er betrachtet die kyrillischen Buchstaben, liest den deutschen Brief, der das Papier begleitet. Es ist, nach 67 Jahren, die erste Nachricht vom Verbleib seines Vaters.

„Wir freuen uns, Ihnen die Rehabilitierungsbescheinigung für Ihren Angehörigen zustellen zu können“, steht da. „Nun besteht auch die Möglichkeit, in seine Akte in Moskau Einsicht zu nehmen und Kopien vom Urteil und den Verhörprotokollen anzufordern.“

Akteneinsicht. Moskau. Verhörprotokolle. Nichts von alldem habe er an jenem Tag begriffen, sagt der Meister für Klempner- und Installationsarbeiten heute, drei Jahre später. „Ich war ja ahnungslos. Aber alles, was sich aus diesem Brief ergab, hat mein Leben mit fast achtzig Jahren noch einmal völlig verändert.“

Man könne jetzt endlich mit ihm über all das reden, so sagt es seine Frau. Er wirke wie genesen, findet sein Sohn. Das Explosive sei weg, auch die manchmal formelhafte Starre, meinen die Zwillingstöchter. Und überhaupt die Lebensangst.

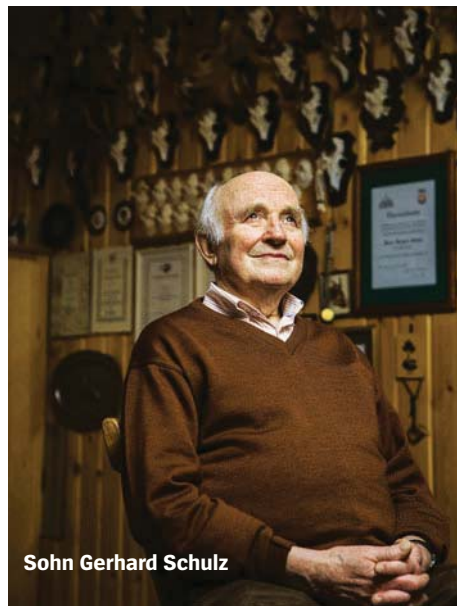
Zehn Jahre alt war Gerhard Schulz, als er den Vater zum letzten Mal sah. März 1945, er saß mit Eltern und Geschwistern in der Wohnstube zu Hause im brandenburgischen Raumerswalde an der Warthe. Im Türrahmen erschien eine Maschinenpistole, dann eine Fellmütze mit Sowjetstern; „rabotti, rabotti!“ – „arbeiten, arbeiten!“, riefen die Soldaten der Roten Armee und nahmen den Vater auf ihrem Pritschenwagen mit.

Am Abend wies die Mutter den Jungen an zu beten, dass der Vater wiederkomme, und der Junge betete jeden Tag. Das Dorf wurde polnisch, sie mussten es verlassen, eine Stunde hatten sie dafür Zeit, Richtung Berlin, wo die Arme und Beine der Toten aus dem Geröll stachen und einmal auch die Mutter mit einem Sprung von einer Brücke ihr Leben beenden wollte. Der Junge hielt sie ab und betete; noch als sie längst im Norden Deutschlands angekommen waren, betete er, dass der Vater wiederkomme. Aber irgendwann legte er die Vergangenheit mit der gleichen umtriebigen Tatkraft ab wie seinen Brandenburger Dialekt.

Als einen „Hansdampf in allen Gassen“ kennen ihn die Leute im Ort; ein Kegelbruder, Jäger, Jagdhornbläser und Chorkamerad, auch stellvertretender Bürgermeister war Herr Schulz einmal. Noch immer probt mit ihm am Mikrofon und

Schlagzeug jeden Montag seine Dörpskapell. Noch immer wirkt er, trotz der weißen Haare, drahtig und agil.

Und trotzdem hatten ihn, wie viele Männer und Frauen seines Alters, gegen Ende des Lebens die offenen Fragen bedrängt. Immer quälender, immer unnachgiebiger hatten sie sich auf sein Gemüt gelegt, bis er schließlich Nachforschungen angestellt hatte, angetrieben von seiner Familie, die sich von mehr Gewissheit auch endlich mehr Ruhe versprach. Ämter und Archive erhielten Post aus Hagen bei Stade, der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, all die Auskunftsstellen, die Vergangenes bewahren: Was wurde aus den Großeltern? Wo liegt die ältere Schwester begraben? Aber, vor allem: Was geschah dem Vater?



Sohn Gerhard Schulz

Die Papiere, die Briefe, Zettel und Informationen – er hat damals sofort entschieden, er würde die Akten einsehen.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass mich meine Kindheit noch einmal derart beschäftigen könnte“, sagt der Klempnermeister, er klingt noch immer erstaunt. Seine Frau hat eine Kaffeetafel auf dem Sofatisch im Wohnzimmer gedeckt. In einer Vase treiben Zweige weiße Blüten, an den Wänden die Fotos der erwachsenen Kinder, ein heimeliger Ort. „Nun ja“, widerspricht sie ihrem Mann freundlich, „ein Ereignis gab es, da war eigentlich klar, dass du die alten Geschichten nie losgeworden bist. Es fiel uns nur nicht auf, damals.“

Ein Verwandter war gestorben, damals, und die Töchter von Herrn Schulz hatten ihren Vater am Tag der Beerdigung umarmt: „Papa, wie gut, dass du noch da bist!“ Am nächsten Morgen ergriff Gerhard Schulz eine nie gekannte Panik. Der erschrockene Hausarzt wies den Mann in

eine psychosomatische Klinik ein, „Trauma-Aktivierung“ hieß die Diagnose heute: die plötzliche, unerwartete Wiederkehr eines vergessenen geglaubten Gefühls elementarer Hilflosigkeit. Doch damals, vor fast zwanzig Jahren, dachte niemand an das vaterlose Kind und seine ohnmächtigen Gebete von einst. Nicht einmal Hildegard Schulz kannte das Ausmaß der frühen Verlorenheit. Ihr Mann hatte, wenn überhaupt, nur formelhaft von Leid und Unheil berichtet. Viel lieber aber erzählte er von dollen Kindheitsabenteuern an der Warthe.

Bedächtig verteilt die dunkelblonde Frau den Apfelkuchen. „Nach diesem Klinikaufenthalt“, sagt sie vorsichtig, wurde „das, was vorher schon schwierig war, immer schwieriger“. Seine Unduldsamkeit, Wut und Ärger wegen nichtiger Anlässe; die bodenschwere Stimmung, die manchmal unvermittelt durchs Haus zog, nicht fassbar, aber trotzdem da. Die wiederkehrenden diffusen Beschwerden; Herzrasen, wenn ein Heiligabend nicht verlief wie erhofft, Taubheitsgefühle in den Beinen, wenn die Familie nicht um ihn war. Einmal verbrachte Hildegard Schulz einen Urlaub ohne ihn, da machte er sich beinahe täglich auf, um am Flughafen zu kontrollieren, dass ihrer Rückreise nichts im Wege stand. Herr Schulz knetet die Finger, während seine Frau erzählt. „Du hast wohl recht mit deiner Betrachtung“, sagt er dann. „Aber diese Klinik war für mich das Schlimmste. Sieben Wochen war ich weg von euch, weg von zu Hause.“

Verlustängste, den Menschen und den Dingen gegenüber, so sieht er es heute. Der betagte Klempnermeister ist bei der Suche nach seiner Geschichte auf Sachverständige gestoßen, die ihm vorher fremd, auch dann suspekt waren: Altersforscher, Histo-

riker, Psychologen. Gerhard Schulz, das weiß er nun, gehört zu jenen 12,5 Millionen noch lebenden Deutschen der Jahrgänge 1931 bis 1945, die seit einiger Zeit als „Kriegskinder“ späte Aufmerksamkeit erfahren. Mindestens dreieinhalb Millionen dieser ehemaligen Jungen und Mädchen des Zweiten Weltkriegs gelten als traumatisiert. Ein Großteil musste, genau wie er, sein Zuhause zurücklassen und sah eine Schwester oder einen Bruder nie wieder. Wie er verlor fast jeder Vierte den Vater im Krieg. Und wie er setzen sich viele erst jetzt, sieben Jahrzehnte später, mit ihrer Geschichte auseinander.

Ein Aktenordner steht neben dem Sofatisch platziert, den zieht Herr Schulz nun auf die Knie. Das erste Moskauer Schreiben ist darin abgeheftet, auch all die anderen Papiere, die Briefe, Zettel und

Informationen, die nach jenem einschneidenden Tag im Frühling vor drei Jahren hinzugekommen sind. Er hat damals sofort entschieden – er würde die Akten einsehen. „Alles russische Ablichtungen“, sagt er und nimmt neun eng beschriebene Fotokopien aus dem Ordner: kyrillische Schrift mit dicken Stempelvermerken, sie stammen aus dem Archiv des Moskauer Inlandsgeheimdienstes FSB. Haftbefehl, Verhörprotokoll, Urteil.

FALL Nr. 0062, 28. März 1945. Im Namen der Union der Sowjetischen Sozialistischen Republiken hat das Kriegstribunal geurteilt, Schulz Gustav Friedrichowitsch auf Grundlage von Artikel 1 des Erlasses des Präsidiums des Obersten Rates der

ein Drittel auf 43 000 erhöht. An den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wandten sich allein im vergangenen Jahr 30 000 Menschen.

Die Größe der Datenbanken, auch der in Dresden, ist immens. Ute Lange hat die „archivarische Strafsache Nr. P-2342“ herausgesucht. „Der Vorgang Schulz ließ sich rasch abschließen“, sagt die Sachbearbeiterin nach einem kurzen Blick in die Papiere. „Uns lag der Rehabilitierungsbescheid aus Moskau bereits vor; in solchen Fällen erhält man sofort Einblick in die Akte. Normalerweise dauert es Monate.“

Seit 1992 gelten diese Regeln, seither ist die russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft verpflichtet, die Rechtmäßigkeit von

reicht ihm die Dokumentenmappe. Die sogenannte Smersch habe Schulz Gustav Friedrichowitsch verhaftet, referiert Haritonow; sie wurde auch „Tod den Spionen“ genannt, ein Aufklärungstrupp, der hinter der Front operierte. Hilfsarbeiter sei der Verurteilte gewesen, Mitglied der NSDAP seit 1935, offenbar freigestellt vom Militärdienst; er sollte die Warthe mit einem Saugbagger für das kriegerische Deutschland schiffbar halten.

„Vielleicht waren Leute in dem Trupp, die ihre ganze Familie wegen der Nazis verloren hatten“, sagt der Historiker. „Und vielleicht meinten die, so ein Mann gehöre allein deshalb erschossen, weil er in der NSDAP war. Heute sagen wir: Er war einfaches Parteimitglied und kein politischer Überzeugungstäter. Und welche Verbrechen hat er begangen? Keine. Also gibt man ihm den guten Namen zurück.“

Jeder, so lautet die Vereinbarung, kann über die Dresdner Dokumentationsstelle die Rehabilitierung der ehemals Verurteilten beantragen. Zuweilen lassen Forscher die Urteile ganzer Gruppen in Moskau überprüfen. Und so lagern auch eine Menge Bescheide in der weißen Villa, von denen Angehörige wie Gerhard Schulz nichts ahnen. Ungefähr 13 000 Anträge hat die russische Militärstaatsanwaltschaft in den vergangenen Jahren bewilligt. Doch in mindestens der Hälfte dieser Fälle hat sich bisher noch niemand in Dresden gemeldet.

„Sie haben ihn erschossen“, sagt Gerhard Schulz, „ohne Rechtsbeistand und nach geschlossener Gerichtssitzung.“

UdSSR vom 19. April 1943 zur höchsten Kriminalstrafe zu verurteilen – dem Erschießen.

„Sie haben ihn erschossen, meinen Vater“, sagt Gerhard Schulz. „Ohne Rechtsbeistand und nach einer geschlossenen Gerichtssitzung. Die russische Militärjustiz hält das heute für Unrecht. Deshalb haben sie ihn rehabilitiert.“ Er schluckt, die Tränen, so zahlreich nach so langer Zeit, überraschen ihn noch jedes Mal.

„Es ist doch gut so“, sagt seine Frau und greift nach seinem Arm. „Wir hätten doch nie gehaut, dass man das überhaupt herausfinden kann.“

Dresden, Universitätsviertel. In der weißen Villa schräg gegenüber der Alten Mensa stehen im Keller Registrierschranke. In den Räumen stapeln sich auf den Tischen blaue Dokumentenmappen, im Flur hat jemand ein Postpaket aus Moskau abgestellt. Das ehemalige Wohnhaus beherbergt die „Dokumentationsstelle der Stiftung Sächsische Gedenkstätten“; sie ist in Deutschland als eine offizielle Anlaufstelle auch für die Fragen nach dem Verbleib ehemaliger Kriegsgefangener auf russischem und russisch besetztem Gebiet zuständig. Tausende Anträge sind hier bereits bearbeitet worden, auch der Antrag von Familie Schulz.

Fast siebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs gelten mehr als eine Million ehemalige deutsche Kriegsgefangene noch als vermisst. Und nach wie vor forschen jedes Jahr Zehntausende Angehörige nach deren Verbleib. Das Bedürfnis nach Belegen für die oft nur bruchstückhaft überlieferten Familiengeschichten scheint sogar zu wachsen. Bei der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (Wast) hat sich die Zahl der Anfragen seit 2010 um fast

Urteilen zu überprüfen, in denen Deutsche als Staatsfeinde der Sowjetunion schuldig gesprochen worden sind – auch Kriegsgefangene. So hatten es der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl und der russische Präsident Boris Jelzin zum Ende des Kalten Kriegs vereinbart. Rund 17 000 Anträge auf Rehabilitierung hat die Moskauer Militärjustiz seither bearbeitet. Sobald sie einen Fall positiv entschieden hat, darf der Antragsteller die gesamte Strafsakte im zentralen Archiv des russischen Inlandsgeheimdienstes einsehen. Er hat seinen Sitz in der Moskauer Innenstadt, im Gebäude des berüchtigten früheren KGB-Gefängnisses Ljubjanka.

„Und dann“, sagt die Sachbearbeiterin, „schlägt die Stunde von unserem Herrn Haritonow. Ich hole ihn gleich mal.“

Ein kräftiger Mann in robuster Kleidung, ein fester Händedruck. Alexander Haritonow ist promovierter Historiker, aber mindestens so hilfreich für seine Arbeit ist wohl, dass den Muttersprachler die Gepflogenheiten eines russischen Geheimdienstarchivs nicht überraschen. Ausgestattet mit den Vollmachten der Antragsteller aus Deutschland reist er alle paar Monate in die Hauptstadt seines Heimatlandes. Mehrere Tage lang zieht er sich dann im großen Lesesaal zurück, fotokopiert die Urteile und die Hauptprotokolle der Verhöre, und was er nicht vervielfältigen darf und dennoch für wesentlich hält, schreibt er aus den Akten ab.

Einmal, im August 2004, kam es zum Skandal, da war unstrittig ein Kriegsverbrecher rehabilitiert worden. Die Entscheidung wurde zurückgenommen, als Zeitungen berichteten und die Öffentlichkeit entsetzt reagierte. In der Regel, sagt der russische Geschichtsforscher, lasse sich schon erklären, warum Moskau einem Antrag stattgebe oder eben nicht. Und im Fall der Familie Schulz? Die Sachbearbeiterin

Hildegard Schulz wirtschaftet in der Küche. Hinter dem Fenster erstreckt sich der Garten, üppige Blüten und Stauden, alles ihr Werk; ihr Mann hantiert lieber im Anbau des Hauses. Dort versammelt er sein Werkzeug und an den Wänden, zu Hunderten, auch die Geweihe.

„Ohne die Kinder hätte er heute keine Gewissheit“, sagt Frau Schulz. Ohne die Kinder, da ist sie ziemlich sicher, hätte er sich mit den beiden abgegriffenen Fotografien begnügt, die ihm von seinem Vater geblieben sind. Vor allem hätte er sich wohl kaum so heilsam mit seinem Leben beschäftigt, meint sie. „Er hat ihnen vertraut.“

Die Kinder stehen mit Anfang und Mitte fünfzig mitten im Leben; Frank Schulz ist Schriftsteller in Hamburg, Anke Vollmers und Sabine Schuldt wohnen im Ort, beide sind berufstätige Mütter, Bürokauffrau die eine, Körpertherapeutin die andere. Nachdem sie erfahren hatten, dass sich Historiker und Therapeuten längst mit Menschen wie ihrem Vater auseinandersetzen, ließen sie nicht nach. Gemeinsam mit ihm schrieben sie Brief um Brief an Archive und Suchdienste, sie recherchierten im Internet, telefonierten durch Deutschland. Und sie zwangen ihn hinzusehen: Sie brachten ihm Bücher über



Rentner Gerhard Schulz mit Ehefrau und Kindern, als Jüngster mit Eltern und Geschwistern um 1940: Die Tränen überraschen ihn jedes Mal



die späten Folgen des Zweiten Weltkriegs; sie nahmen ihn mit in Seminare, in die Stuhlkreise der Erwachsenenbildung; unter ihrer Obhut vertraute er sich schließlich sogar einer Psychologin an und ließ sich für einen Fernsehfilm befragen. Und immer wieder redeten sie ihm seine Sorge aus, was die Nachbarn, die Leute im Ort denn nun von ihm, dem Jäger, Schlagzeuger, dem ganzen Kerl halten könnten.

Sie mussten so handeln, urteilen die Geschwister rückblickend – auch wenn sie anfangs unsicher waren, ob sie sich derart einmischen durften. Doch bei jedem ihrer Besuche im Elternhaus erschien ihnen der Vater trotz aller Geschäftigkeit zunehmend in seiner Vergangenheit gefangen. Der Zweite Weltkrieg hatte für sie Geschichtswissen bedeutet, eine entsetzliche Epoche der Barbarei. Nun setzten sie sich zum ersten Mal mit dem Gedanken auseinander, dass dieser Krieg auch ihren Vater beschädigt haben könnte.

„Wir waren wohl auch lange nicht in der Lage, das so zu sehen“, meint Frank Schulz. „Wir wuchsen ja in einem ganz anderen Bewusstsein auf.“ Seine Generation musste lernen, dass neben der maßlosen deutschen Schuld deutsches Leid zum Erbe des Zweiten Weltkriegs gehört. Auch der bärtige Schriftsteller, den Literaturkritiker als brillanten Autor rühmen, hätte es lange nicht so formuliert. Als Kind der Bonner Republik lernte er früh, alter Zeit und alter Ordnung zu misstrauen. Manchmal knirschte es deshalb erheblich im Elternhaus. Die ausgedehnten Mußestunden des Jungen, die Ohringe und die langhaarigen Freunde erschienen Herrn Schulz mehr als

unpassend – und der Sohn hielt die Furcht seines Vaters um den guten Ruf der Familie für hysterisch und reaktionär. Heute weiß er, dass der Vater sein Kind bereits aus der Dorfgemeinschaft ausgestoßen sah, die er selbst so mühsam mit aufgebaut hatte.

„Aber damals erging es uns Geschwistern wie vielen“, sagt Frank Schulz. „Wir ahnten zu wenig von den Hintergründen. Und schon gar nicht kamen wir auf die Idee, unsere Eltern könnten an ihrer kriegsversehrten Kindheit leiden. In dieser Hinsicht haben wir die Generation auch verkannt.“

Vierzehn Monate nachdem das erste Schreiben aus Moskau in Hagen eingetroffen ist, steigt Familie Schulz in ein Auto. Sie fahren gut vierhundert Kilometer weit bis an die Oder. Nahe den Seelower Höhen, dort, wo die Rote Armee im April 1945 die entscheidende Schlacht vor Berlin führte, nehmen sie Quartier.

Platz der Beerdigung – befindet sich etwa einen Kilometer nördlich von Quart-schen, auch das steht in der Akte des ehemaligen Kriegsgefangenen Gustav Friedrich Schulz verzeichnet. In Chwarszczany, dem einstigen Quart-schen, empfangen verwitwete Bruchsteinmauern sie und ein son-niger Tag. Ein Pole heißt sie willkommen; der Mann hat ihnen geholfen, den Platz zu bestimmen, wo, wie man sich in seiner Heimat erzählt, deutsche Soldaten begraben liegen. Heute wächst dort ein lichter Kiefern-hain rund um eine vereinzelte Buche.

Hier soll es sein. Der Klempnermeister greift zum Spaten, nach ein paar Stichen

übergibt er an den Sohn. Eine Kamera zeichnet die Szene für die Erinnerung auf. Sonne sprenkelt über den Waldboden, in den Armen der Frauen leuchtet roter Mohn, ein letzter Gruß für Gustav Schulz.

Hinterher werden die Kinder sagen, dass sie es nie für möglich gehalten hätten, beim Abschied eines unbekannten Menschen so viele Tränen zu vergießen. Sie werden berichten, dass es nun allen besser gehe – dem Vater, der Mutter, den beiden zusammen, auch ihnen selbst und der ganzen Familie im Verbund. Und alle miteinander werden sie darüber staunen, dass tatsächlich eingetreten ist, was Altersforscher, Psychologen und Therapeuten für den Idealfall annehmen: dass ein Mensch spät im Leben noch seelisch gesunden kann.

Die Familie tritt an das Erdloch. Herr Schulz hält einen Kasten in den Händen, aus Kupfer gelötet und luftdicht verschlossen, ein Klempnermeister weiß, wie das geht. Er hat einen Abschiedsbrief hineingelegt und Fotos von der Familie. „Ruhe sanft“, sagt Gerhard Schulz, dann verschwindet das Kupfer einen Meter tief in der Erde.

Weiter oben dürfe es auf keinen Fall stecken bleiben, hatte der Mann gewarnt, der sie an diesen Platz geführt hat. Weiter oben würde es sicherlich bald von den Detektoren der heimischen Schrottsammler erfasst. Und es sei doch bestimmt für die Ewigkeit gedacht.



Video: Gerhard Schulz über die Suche nach seinem Vater

spiegel.de/app242014vatersuche
oder in der App DER SPIEGEL

Surfen auf Umwegen

Internet Wer sein WLAN-Netz unverschlüsselt betreibt, haftet bislang auch für illegale Downloads Fremder. Die Bundesregierung will das nun ändern.

Auf den ersten Blick sah es aus wie eine dieser vielen alternativen Partys in Berlin-Mitte. Elektronische Beats wummerten durch höhlenartige Räume, die wie ein gestrandetes Raumschiff dekoriert waren. Junge bärtige Männer standen an der Bar, tranken tschechisches Blaubeerbier und rauchten.

Doch das lockere Treiben war in Wahrheit politischer Protest mit technischen Mitteln. Im C-Base-Club traf sich vorige Woche die digitale Bohème Europas zum „Freifunk Wireless Community Weekend“. Freifunk, so nennen sich Anbieter offener WLAN-Netze, die sie der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen, weil sie wollen, dass jeder anonym und kostenlos im Internet surfen kann.

„Wir kämpfen für das Grundrecht auf Internet“, sagt Monic Meisel, eine der Organisatorinnen des Treffens. Während in Spanien, Italien oder Griechenland solche Initiativen boomen, haben es die deutschen Freifunker schwerer. „In ganz Europa gibt es Initiativen zu offenen Netzen, die ihren Beitrag zu einer öffentlichen Infrastruktur leisten“, sagt die Medienberaterin, „nur in Deutschland kämpfen wir gegen juristische Hürden.“

Das Problem: Wer haftet, wenn Kriminelle ein offenes Netz missbrauchen, um zum Beispiel illegal Filme herunterzuladen? In diesem Fall greift die sogenannte Störerhaftung: Wer einen Zugang anbietet, muss dafür geradestehen, welche Daten über ihn laufen.

Betroffen sind Privatleute, aber auch Besitzer von Cafés und Kneipen. Sie müssen grundsätzlich für Urheberrechtsverstöße ihrer Kunden haften. Das zumindest legt ein Urteil des Bundesgerichtshofs von 2010 nahe. Bei dem Fall ging es um ein unzureichend gesichertes WLAN, über das ein Fremder das Lied „Sommer unseres Lebens“ ins Netz gestellt hatte.

Zu dieser Zeit rollte eine Abmahnwelle durchs Land, Anwälte verschickten im Auftrag

der Film- oder Musikindustrie horrenden Rechnungen an Internetnutzer. Für die Inhaber der Urheberrechte ist der Nachweis relativ einfach, denn bei jedem Datentransfer wird auch die Internetadresse des betreffenden Geräts übertragen – und der Besitzer sitzt somit in der Falle.

Kritiker sagen, das Rechtskonstrukt ähnele dem Versuch, bei einem Autounfall das Straßenbauunternehmen haftbar zu machen. „Das behindert die digitale Entwicklung Deutschlands“, klagt etwa Gesche Joost, Digitale Botschafterin der Bundesregierung. Nun scheint die Politik zu reagieren. Im Bundeswirtschaftsministerium entstehen derzeit erste Entwürfe für ein Gesetz, das die Haftungsfragen von WLAN-Betreibern endgültig klären soll.

Geplant ist demnach, private und gewerbliche Betreiber rechtlich ähnlich zu behandeln wie Internetprovider. Anbieter wie Kabel Deutschland oder die Deutsche Telekom haften schließlich auch nicht dafür, wenn Kunden zum Beispiel Kinderpornos herunterladen. Und die Post haftet nicht dafür, wenn ein Terrorist einen Briefkasten benutzt, um eine Briefbombe zu verschicken.

Doch wie könnte eine neue Regelung aussehen? Der Teufel steckt im Detail. Bei gewerblichen WLAN-Betreibern wie Kneipiers könnte es reichen, im Lokal einen Aushang mit den allgemeinen Geschäftsbedingungen anzubringen, so eine Überlegung.

Ein anderer Plan der Beamten von Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel würde vorsehen, dass Internetnutzer sich in öffentlichen Wifi-Netzen mit einem Passwort registrieren oder ihre Handynummer zur Identifikation hinterlegen.

Derzeit wird das Vorhaben zwischen dem Wirtschafts- und dem Justizministerium abgestimmt. Beide Ressorts sind in der Hand der SPD. Allerdings hat auch der christdemokratische Innenminister Thomas de Maizière ein Wort mitzureden.

Digitalbotschafterin Joost hofft auf Druck aus anderen europäischen Ländern, damit sich die für die Benutzer einfachste Lösung durchsetzt. Der Freifunk-Aktivistin Meisel gehen die Pläne der Sozialdemokraten nicht weit genug. Für sie besteht freier Netzzugang darin, sich anonym einzuwählen. „Wir sammeln keine Daten der Nutzer freier Freifunk-Netze, sie können bei uns auch ohne Registrierung oder Passwort surfen oder E-Mails abrufen“, sagt sie.

Die Freifunk-Aktivisten haben längst Schlupflöcher gefunden, um die Störerhaftung zu umgehen. Ihre Mitglieder betreiben deutschlandweit fast 4000 Zugangspunkte. Wenn sich ein Nutzer in ein freies WLAN einwählt, wird entweder eine Verbindung zu Freifunk-Servern aufgebaut. Die Serverbetreiber treten dabei als Provider auf und sind von der Störerhaftung ausgenommen. Oder die Daten gehen über verschlüsselte Verbindungen durch „VPN-Tunnel“ in Länder wie Schweden, wo die Störerhaftung nicht greift.

Von dort aus surfen Freifunker dann anonym weiter – sozusagen hinter schwedischen Gardinen.

Damit scheint die Störerhaftung zwar de facto ausgehebelt zu sein. Doch das täuscht. Denn Netzneulingen, die sich nicht zu wehren wissen, drohe nach wie vor juristischer Ärger, so Meisel: „Derlei Regelungen sind Angst-mache und verunsichern vor allem diejenigen Menschen, die sich nicht so gut auskennen.“

Hilmar Schmoldt,
Gerald Traufetter



Funknetzauswahl im Handymenü

Tunnel hinter schwedischen Gardinen



Porsche empfiehlt **Mobil 1** und **Michelin**

www.porsche.de

Eine Runde in 24 Stunden. Ausbaufähig.



Mission 2014. Our Return.

Seit 2 Jahren sind wir von einem Ziel elektrisiert – unserer Rückkehr in den Top-Motorsport: in die FIA World Endurance Championship (WEC) und zu ihrem Höhepunkt, den 24h von Le Mans. Wo wir mit dem Porsche 919 Hybrid Runde für Runde Erfahrungen sammeln, die in jedem Porsche spürbar sind.

Mission 2014. Our Return. Mehr unter: www.porsche.de/mission2014

DMG MORI

CHOPARD

SCHAEFFLER
 **FAG**

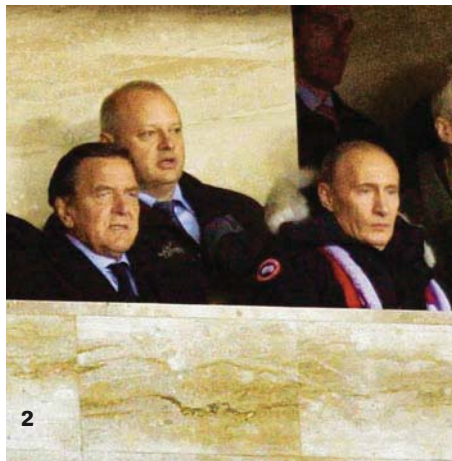
WEC
FOR ENDURANCE CHAMPIONSHIP



PORSCHE



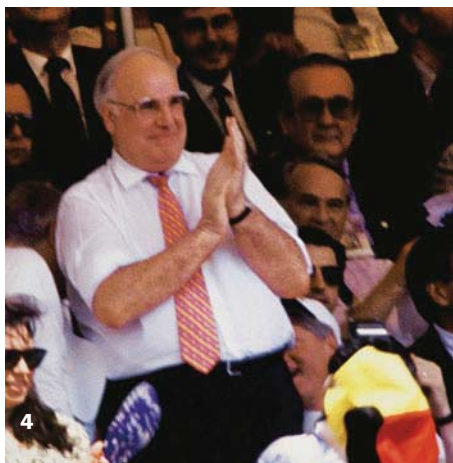
1



2



3



4



5



6

Sechserpack Fifa-Präsident Sepp Blatter sagt: „Fußball ist Opfer seiner Popularität und seines Erfolgs. Wir müssen unser Spiel schützen gegen den Einfluss der Politik.“ Ah geh, Sepp. Die Kanzler Adenauer (1; 1953), Merkel (3; 2010), Kohl (4; 1994), Schmidt (6; 1982) sowie Exkanzler Schröder (2; mit Wladimir Putin 2009) und Bundespräsident Wulff (5; 2011) bei Spielen der Nationalelf.

Ernährung

Wieso werden die Deutschen immer dicker, Frau Gahl?

Antje Gahl, 46, Ernährungsberaterin und Sprecherin der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE), erklärt, warum 64 Prozent der Männer und 49 Prozent der Frauen in Deutschland zu viel wiegen.



SPIEGEL: Frau Gahl, nach jüngsten Erkenntnissen ist jeder zweite Deutsche zu dick. Die DGE hat das Ziel, dass sich die Deutschen gut ernähren. Sind Sie gescheitert?

Gahl: Wir können nur Empfehlungen geben. Die Verantwortung trägt jeder Einzelne. Wer Schokolade essen will, isst Schokolade und fragt meistens vorher nicht die DGE.

SPIEGEL: Der Bund fördert Ihre Arbeit mit über drei Millionen Euro im Jahr. Ist das rausgeschmissenes Geld?

Gahl: Wir tragen Forschungsergebnisse zusammen, wir organisieren wissenschaftliche Tagungen, wir bilden Kinder in Kitas fort.

SPIEGEL: Was essen die Deutschen, dass sie so dick werden?

Gahl: Zu viel Fett und zu viele Kohlenhydrate. Die Deut-

schen essen gern Lebensmittel, die wenig satt machen, aber viel Energie liefern.

SPIEGEL: Ihre Gesellschaft unterstützt die Regel „5 Portionen Obst und Gemüse am Tag“. Nehmen die Deutschen das nicht ernst?

Gahl: Beim Gemüse wird die Empfehlung nur zu einem Drittel erreicht, bei Obst etwa zur Hälfte. Positiv ist: Der Gemüseverbrauch der Deutschen wächst um 1,1 Kilogramm pro Kopf und Jahr.

SPIEGEL: Das bedeutet eine Zunahme von drei Gramm am Tag, also fast nichts.

Gahl: Abnehmen geht nicht so schnell. Die Pfunde haben sich ja auch nicht über Nacht angesammelt.

SPIEGEL: Kann man laut Ihrer Regel auch fünf Honigmelonen am Tag essen?

Gahl: Nein. Fünf Portionen insgesamt, aber davon sollten drei Portionen Gemüse sein. Früchte enthalten fruchteigenen Zucker, der auch dick machen kann.

SPIEGEL: Hat die DGE denn eine Strategie entwickelt, damit die Deutschen dünner werden?

Gahl: Es gibt die zehn Regeln der DGE für gesunde Ernährung: Eine ausgewogene, volumenreiche und zugleich kalorienärmere Ernährung mit reichlich körperlicher Bewegung ist am besten geeignet.

SPIEGEL: Das liebste Kantinenessen der Deutschen ist seit Jahren Currywurst mit Pommes.

Gahl: Auf den Menüplan in deutschen Kantinen haben wir leider keinen Einfluss.

Falsch verbunden

Eine Meldung und ihre Geschichte Ein Bürgermeister aus Frankreich schickt seiner Angestellten 15 000 SMS in neun Monaten.

Es war im Herbst 2011, ein Montag im Oktober, als Agnès Desmarest die erste SMS von ihrem Chef bekam. Sie hatte ihre Arbeit als Sozialbeauftragte im Rathaus von Le Raincy, einem Vorort von Paris, wenige Monate zuvor angefangen, gerade bereitete sie ein paar Projektanträge vor. Eric Raoult, der Bürgermeister, befand sich auf einer Dienstreise in Israel. Er stellte eine einfache Frage. Er schrieb: „Mögen Sie lieber Honig oder Orangenmarmelade?“

Desmarest blickte auf ihr Handy und überlegte kurz. Sie kannte ihren Chef nicht gut, sie hatte erst einmal mit ihm gesprochen. Damals hatte sie einen Stapel Akten in sein Büro gebracht und sich ihm vorgestellt. Raoult hatte einen bestimmten, aber nicht unfreundlichen Eindruck auf sie gemacht. Groß und kräftig war er, ein jovialer Mann mit grauen Haaren, die ein wenig abstanden wie bei Mecki, dem Igel. Raoult hatte eine bemerkenswerte politische Biografie vorzuweisen, er war Minister für Integration unter Jacques Chirac und Mitglied der Nationalversammlung unter Nicolas Sarkozy gewesen.

Desmarest fand die Frage schließlich in Ordnung; offenbar freundete sich der Chef einfach mit allen schnell an. Weil sie aber keine süßen Aufstriche mag, antwortete sie nicht. Wenig später traf eine neue SMS ein. Raoult fragte: „Lieber Kette oder Armband?“

Eine der letzten Nachrichten verschickte Raoult am 7. Mai 2012 um 22.35 Uhr. Sie heißt: „Adieu le Raincy, c'est fini.“ Auf Wiedersehen, das war's mit dem Job in Le Raincy. Sie war gefeuert.

Zwischen der ersten und der letzten SMS hatte er 15 000 weitere geschrieben. 15 000 SMS in neun Monaten.

Rund zwei Jahre sind seit dieser Nachricht vergangen, Agnès Desmarest ist jetzt 33 Jahre alt, eine zarte Frau mit blondierten Haaren, Leopardeng leggings und lackierten Mustern auf den Nägeln. Sie erzählt ihre Geschichte im Wohnzimmer ihrer Anwältin, ganz in der Nähe des Bürgermeisteramts von Le Raincy. Sie hat einen Ordner mitgebracht, in dem sie einen Großteil der Nachrichten archiviert hat, die Raoult an sie verschickt hat. Sie hat die Nachrichten in verschiedenen Farben markiert. Rot für sexuelle Belästigung, gelb für persönliche Beleidigungen, grün für falsche Versprechungen. Sie hat die Nachrichten von ihren beiden Handys abgetippt, die inzwischen bei der französischen Polizei liegen, und sie anschließend von einem Notar beglaubigen lassen. Für die Termine vor Gericht. „Mein Leben ist zerstört“, sagt Desmarest. „Dabei wollte ich nur arbeiten.“

Vor zehn Jahren, als Agnès Desmarest von Limoges in Zentralf frankreich in einen Vorort von Paris zog, hoffte sie auf ein geregeltes Leben. Sie wollte eine Arbeit finden, eine Familie gründen und Geborgenheit finden. Ihre Kindheit war nicht besonders glücklich verlaufen, die Eltern hatten sich wenig um sie

gekümmert. Desmarest ergriff einen Beruf, bei dem sie für Menschen sorgte. „Senioren, Jugendliche und Arbeitslose“, sagt sie.

Auch als sie am 1. März 2011 auf dem Bürgermeisteramt in Le Raincy anging, nahm sie sich vor, den Schwachen in ihrer Gemeinde zu helfen. Sie stellte Projekte auf die Beine, kümmerte sich um „Essen auf Rädern“. Sie hatte 20 Mitarbeiter, ein eigenes Büro. Eric Raoult, ihren Chef, sah sie am Anfang nur von Weitem. Beim ersten Treffen hatte er sie um ihre Handynummer gebeten, um Arbeitsfragen schnell klären zu können.

„Doch es ging nie um Arbeit“, sagt Desmarest. Als die ersten Nachrichten kamen, ging es um Ringe im Ausverkauf, Seife, Diamanten. Von jeder Dienstreise wollte ihr der Bürgermeister Geschenke mitbringen. Wenn Desmarest schwieg oder ablehnte, kamen die Geschenke trotzdem. Sie lagen auf ihrem Schreibtisch. Als Raoult handgeschriebene Karten daran festband, wurde Desmarest klar, dass sie ein kleines Problem hatte.

Nach ein paar Wochen änderte sich der Ton der Kurznachrichten. „Sie sind schön und intelligent“, schrieb er. „Sie machen mich zu einem Adonis.“ – „Ihre Brüste sind Triple A, um es mit Dominique Strauss-Kahn zu sagen.“ – „Im Bett müssen Sie eine Furie sein.“ – „Sie sind unerreichbar, stimmt's?“ Und: „Agnès, Sie haben einen tollen Hintern.“ – „Was ich an Ihnen mag: Das Gesamtkonzept. Ihre Nägel. Ihre Ideen. Ihr Lachen. Ihre Körbchengröße 95E etc., etc., etc. ...!“

Agnès Desmarest trug jetzt hochgeschlossene Kleider bei der Arbeit. Sie versuchte, sich in ihrem Büro unsichtbar zu machen, und schrieb dem Bürgermeister: „Denken Sie an Ihre Ehefrau.“ Er antwortete: „Meine Frau macht mich alt.“ Kurz darauf: „Agnès, ich habe ein Phantasma. Ich wäre gern an der Stelle Ihrer kleinen Seife im Bad.“ Daraufhin schrieb Desmarest nichts mehr. Sie hatte einen befristeten Arbeitsvertrag.

Ein halbes Jahr später lud Raoult sie zu einer Dienstreise nach Marokko ein. 24-mal hatte er sie per SMS bereits gefragt, ob sie mit nach Israel oder London komme. Diesmal wagte Desmarest nicht, Nein zu sagen. Sie glaubte immer noch, der Bürger-

meister sei ein Gockel, aber ein harmloser. Am Tag besuchte sie mit ihm Konferenzen und streichelte Kamele. Am Abend fragte Raoult, ob sie ihn auf sein Zimmer begleiten werde. „Non“, sagte Desmarest. Und dass sie nur ihre Arbeit liebe.

Zurück in Frankreich schrieb Raoult die nächste Nachricht: „Passen Sie auf, wo Sie hingehen und mit wem und wie Sie sich anziehen.“ Danach: „Schlampe“. Und: „Korinthenkackerin“. Er meldete sich bei ihrem Lebensgefährten und behauptete, Agnès Desmarest schlafe mit seinem, Raoults, Chauffeur.

Nachdem sie die SMS mit ihrer Kündigung bekommen hatte, wollte Agnès Desmarest noch einmal in ihr Büro. Das Schloss war schon ausgetauscht. Die Begründung war, dass sie 860 Euro aus der Amtskasse gestohlen habe. Diesmal schrieb Desmarest eine SMS. Sie lautete: „Ich werde gegen Sie klagen.“

Der Prozess dauert an. Eric Raoult erklärte vor Gericht, Agnès Desmarest habe ihm eine Falle gestellt, um ihn politisch zu schwächen. Es habe keinerlei Liebesbeziehung zwischen ihnen gegeben, auch nichts Sexuelles, höchstens etwas Phantasmatisches. Er ließ Flugblätter in Le Raincy verteilen, auf denen eine Fotomontage von Desmarest in Unterwäsche zu sehen ist. Das war kurz vor den Gemeindewahlen im März. Raoult hat sie verloren. Er ist seitdem verschwunden. C'est fini.

Katrin Kuntz



Desmarest



Von der Website des *Nouvel Observateur*



Hochzeitspaar Ahmed, Tamara

Eine Liebe in Gaza

Schicksale Ahmed, 15, und Tamara, 14, sind seit vergangenem Herbst verheiratet. Sie versuchen, ein Kind zu bekommen – für Palästina. Ihre Eltern drängen. Im Weg steht dem jungen Paar nur eines: die eigene Kindheit. *Von Barbara Hardinghaus*

Er weiß nicht, wie oft er sich in den vergangenen Wochen schon gewünscht hat, dass ein Israeli kommt, um ihn zu erschießen. Aber der Israeli kam nicht, noch nicht, und so geht das Leben weiter für Ahmed Soboh, 15 Jahre alt, aus Beit Lahija im Norden von Gaza-Stadt, und für Tamara, seine Frau, die 14 ist.

Er stößt das Holztor im Hof seiner Eltern auf, er hebt die großen, vernarbten Hände zu einem Gruß: „Salam!“ Er hat den ganzen Tag lang Steine gesammelt, seine Haut ist verdreckt, das dunkle Haar verklebt, das T-Shirt zerrissen, er sieht abgekämpft aus. Auf dem Boden sitzt sein Vater, mit vollem Bart, und raucht. Seine Mutter hockt auf einem bunten Teppich, sie tut nichts.

Um sie herum spielen Kinder. Ahmed hat zwei jüngere Schwestern, die Nachbarin vier Töchter und zwei Söhne, von der anderen Seite des Hauses sind auch noch Jungs gekommen, sie laufen durcheinander, und wenn sie kurz stoppen, für einen Augenblick nur, setzen sich Fliegen auf sie, fallen Regentropfen durch das lichte Dach auf ihren Kopf. Es ist die erste Begegnung mit Ahmed und Tamara, November. Die kühle Luft am Abend kündigt den Winter an.

Im Lärm der vielen Leute, der Kinder, der Nachbarn, zeigt Tamara Fotos; Fotos ihrer Hochzeit zwei Monate zuvor und auch das Bild, das sie und Ahmed ein wenig berühmt gemacht hat.

Auf dem Bild trägt Ahmed ein weißes Oberhemd, eine Krawatte, die an ihm hängt wie ein Gewicht, und eine schwarze, feine Hose. Der Fotograf einer Nachrichtenagentur war gekommen, denn es waren Kinder, die da heirateten, und das ist auch in Gaza ungewöhnlich. Sie halten sich an den Händen fest. Sie sehen aus wie verkleidet, wie ein Scherz oder eine Sensation. Seltsam stolz und unsicher zugleich.

Es ging um die Welt, dieses Bild, in Deutschland tauchte es auf in einem Frauenmagazin. Ahmed kennt diese anderen Länder nicht, er kennt auch Deutschland nicht. Aber zumindest ergab es sich so, dass sich zum ersten Mal in seinem Leben jemand für ihn interessierte.

Tamara lächelt über das Bild, sie versteckt ihr langes Haar unter dem Schleier. Sie spricht klar, laut, fast wie ein Junge. Ihr gefallen die Bilder besser, die sie selbst in einem Fotostudio der Stadt machen ließen. Das Brautpaar sieht glücklich aus auf diesen Bildern, über ihren Köpfen steht „I love you!“ oder „White Angel!“. Tamara trägt blauen Lidschatten, auf ihr Kleid sind silberne Blumen genäht.

Sie feierten sieben Stunden lang, mit 100 Gästen, sie tanzten, aßen gekochte Tomaten und Chili, sie tranken starken schwarzen Tee mit Zucker. Ahmed hielt

die Hand von Tamara noch fest, bis es dunkel wurde, er flüsterte in ihr Ohr: „Hab keine Angst!“

Dabei war er es, der Angst hatte. Er wusste, dass mit jedem Tanz auch die Nacht ein Stück näher kam. Er wusste, er würde zum ersten Mal nicht mit seinen Geschwistern auf dem Boden schlafen. Er würde in dem großen Bett schlafen, das seine Eltern ihm hingestellt hatten. Sie hatten eine rote Decke dazugelegt, Make-up, Deo und ein transparentes Nachthemd für Tamara. Die kleinen Eheleute sollten ein Kind zeugen, noch in der ersten Nacht.

Ahmeds Eltern hatten schon lange von diesem Baby geredet. Sie erklärten dem Sohn in langen Gesprächen, wie man das macht, so ein Baby. Aber nun hatte Ahmed Angst, weil er ja noch nicht einmal jemanden richtig geküsst hatte. Er hatte immer nur Tamaras Hand gehalten.

Er kannte diese Hände gut, sie waren zu groß und auch vernarbt von der vielen Arbeit, wie seine eigenen. Ihre Mütter waren zur selben Zeit schwanger gewesen, sie waren Nachbarn. Er sah, wie sie wuchs,

Er entschied sich gegen die Kindheit, weil er verstanden hatte, dass es unmöglich ist, ein Kind in Gaza zu sein.

ihr Gesicht ovaler wurde und ihre Lippen, die Brüste voller. Sie spielten Verstecken, und irgendwann erzählten sie sich ihre Geheimnisse durch das Loch in der Wand, die ihre Häuser trennte.

An seinem 15. Geburtstag fragte Ahmed Tamara, ob sie ihn heiraten wolle. Er fand sie süß und schön, und er wollte tun, was seine Eltern ihm sagten. Er entschied sich gegen die Kindheit, vielleicht weil er verstanden hatte, dass es unmöglich ist, ein Kind in Gaza zu sein. Der Gazastreifen ist arm, der schmale Strich Landschaft am Meer, durch Israel isoliert vom Rest der Welt. Viele Erwachsene sind ohne Arbeit. Gaza ist vor allem aber arm an Kindheit und reich an Kindern. 780 000 Kinder gibt es in Gaza, mehr als die Hälfte aller Einwohner ist jünger als 18 Jahre.

Dass das so ist, sei nur ein Zufall, sagen die einen, eine gute Altersversicherung, auch das seien Kinder. Andere sagen, es sei eine Strategie, mit der die Palästinenser eines Tages doch noch die kinderärmeren Israelis besiegen würden.

Ahmeds Eltern wollten unbedingt, dass er und Tamara jetzt ein Baby bekommen. Sie erklärten Ahmed auch, warum. Ein Kind könne arbeiten gehen und Geld verdienen. Auch das verstand er. Er war ja selbst ein Kind und arbeitete. Wenn es gut lief, dann fand er an der Grenze viele Steine und viel Holz, das er verkaufte an Leute, die daraus etwas bauten. An solchen Tagen brachte er seinem Vater

abends 10 Schekel, manchmal 20, keine fünf Euro.

Ahmed verstand etwas von Arbeit und Geld. Er hatte von Fischern gehört, die keinen guten Fang mehr machten, weil draußen im Meer die Kanonenboote der Israelis auf sie zielten. Er sah, dass es mit den Straßen nicht voranging, weil Zement fehlte. In der Nacht fielen Bomben auf die Zitronen- und Orangenhaine. Er hörte sie fast jede Nacht.

Er hörte seine kranke Mutter, die viel weinte, er sah seinen Vater, der, seit er selbst seine Arbeit verloren hatte, nur noch auf dem Boden saß und rauchte.

Irgendwann war der Tag gekommen, an dem Ahmed sich also sagte, er sei jetzt bereit für eine Hochzeit und für ein Kind. Aber dann, als er in der Nacht nach dem Fest in dem großen Bett neben Tamara lag, die jetzt seine Frau war, sah er nur lange an der Wäscheleine vorbei durch das Fenster in den Himmel.

Am nächsten Morgen nahm er das Pferd, spannte es vor den Karren, lenkte es mit heftigen Hieben durch die Straßen bis an die Grenze. Hier hoffte er das

erste Mal auf den Feind und auf dessen Gewehr.

Nichts ist passiert. Zwei Monate lang ist schon nichts passiert. Nicht mit ihm, aber auch nicht im Bett mit Tamara. Zwei Monate sind vergangen, aber Tamara ist noch immer nicht schwanger.

An diesem Tag im November, bei der ersten Begegnung, hat Ahmed genug von den Fotos. Die Hochzeit war schön, „natürlich!“, sagt er, aber sie war keine richtige Party. Zu einer richtigen Party gehören gegrillte Hühner, ein Restaurant, Geld, und nichts von alledem hatten sie. Sie haben jetzt Schulden. 700 Schekel hat die Hochzeit gekostet, 200 Schekel allein, um Tamaras Kleid zu leihen. Ahmed holt seine Sachen und geht zum Duschen. Als er zurückkommt, macht er ein Feuer, so wie jeden Abend.

Dann setzt er sich zwischen seine Schwestern und malt ein Bild mit einem Schiff. Darauf ist er der Kapitän. Er schreibt seinen Namen dazu. Sein Name ist alles, was er schreiben kann. Er weiß nicht, wie viel sieben plus sieben ist. Er geht nicht mehr in die Schule, seit er elf Jahre alt wurde. Seine Eltern sagten ihm, er sei zu dumm. Sie wollten lieber ein Kind, das arbeitet.

Jetzt fragen sie ihn jeden Tag nach Geld. Und nach dem Baby. Sie reden nicht mit ihm über die Bomben, nicht über den Feind, sie sagen ihm nicht, wie lange das noch gehen wird oder wann es

aufhört. Sie reden nie vom Frieden, vielleicht haben sie sich selbst schon zu sehr an dieses Leben gewöhnt, sagt Ahmed.

So ist er aufgewachsen. Er war acht Jahre alt, als die Hamas im Gazastreifen die Macht übernahm. Er war zehn, als 22 Tage lang die Bomben der israelischen Armee in seine Nachbarschaft fielen und auch 300 Kinder töteten. Er war 14, als die Israelis im Jahr 2012 wieder jeden Tag Luftangriffe flogen.

Während beider Kriege war Ahmed mit seiner Familie in eine Schule der kleinen Stadt gelaufen, um sich zu schützen. Nach beiden Kriegen kam er zurück zum Haus seiner Eltern und sah, dass das Dach wieder ein Stück mehr zerborsten war. Und wenn es heute am Himmel brummt, dann erkennt er, ob es eine F-16 ist oder nicht. Wenn das Bild im Fernsehen verschwimmt, weiß er, dass eine Drohne über ihnen fliegt.

Der Arzt erklärt, dass die Frauen im Gazastreifen im Schnitt fünf Kinder bekommen oder mehr, weil sie glauben, dass die Kinder sie eines Tages schützen werden gegen den Feind. Er schickt Tamara nach Hause. Es stimme alles mit ihr. Und trotzdem steht sie nach der Untersuchung vor der Tür der Praxis und weint.

Sie hat längst aufgehört, Ahmed ihre Geheimnisse zu erzählen. Nun ist sie es, die nachts an der Wäscheleine vorbei durch das Fenster in den Himmel sieht, weil Ahmed Sex will, aber sie nicht, nicht jede Nacht.

Einen Tag später gehen sie gemeinsam an den Strand. Da waren sie zuletzt am Tag ihrer Hochzeit, vor zwei Monaten. Tamara macht seitdem jeden Tag die Wäsche, sie kocht und fegt. Die beiden sagen, am Strand seien sie frei. Da hören die Eltern nicht zu, da löst sich der Druck auf.

auf das Meer, auf ein Fischerboot, in die Weite, die dort endet, wo ein israelisches Schiff gerade Schüsse abgibt.

Tamara malt mit einem Stock zwei Buchstaben in den Sand: A+T. Auf dem Weg zurück kurbelt Ahmed auf der Rückbank das Fenster im Auto herunter, er lehnt seinen Oberkörper in den Fahrtwind. Er fährt sonst nicht Auto. Er schreit Dinge hinaus. Er sagt, er würde gern mitkommen nach Deutschland. „Wäre das nicht möglich?“, fragt er.

Er bleibt in seinem Leben. Er wird weiter Steine sammeln. Es wird Winter werden.

Im Dezember schreibt Ahmed einen Brief, er hat sich dabei helfen lassen. Er schreibt kurze Sätze: „Ich sammle Plastik und keine Steine mehr... Es ist kalt, der Regen kommt durch das Dach in unser Bett... Ich will Tamara einen Lippenstift kaufen... Meine Mutter ist schwanger und im Krankenhaus...“

Auch Tamara berichtet: „Ich habe das erste Mal Schnee gesehen, und ich war wieder beim Arzt. Er sagt, ich bin noch zu jung für ein Kind... Aber ich bin alt genug für ein Baby, ich möchte es, es würde mich sehr glücklich machen... Ahmed wird manchmal böse, er ist wie sein Vater...“

Im März schickt Ahmed einen weiteren Brief: „Meine Mutter hat das Kind verloren, es war ein Junge... Ich möchte, dass Tamara bald schwanger wird, wir sind nicht zu jung, wir sind alt genug... Die Bomben machen Pause... Es ist ruhig, die Luft ist wärmer, aber nichts macht mich richtig glücklich...“

Und Tamara: „Ich arbeite jeden Tag im Haus, ich koche, aber die Arbeit will niemals enden... Ich helfe Ahmeds Mutter, sie will, dass ich endlich schwanger werde. Wir arbeiten hart daran, aber es hat noch nicht geklappt... Ich liebe Ahmed, aber immer, wenn er an der Grenze ist, habe ich Angst, dass jemand ihn erschießt...“

Sechs Monate nachdem die beiden zusammen an den Strand gegangen sind, acht Monate nach ihrer Hochzeit, sitzen sie wieder im Hof ihrer Eltern, und Ahmed sagt: „Salam!“ Es ist die nächste Begegnung; die meisten Tunnel, die Gaza bislang mit Ägypten verbanden, sind mittlerweile zerstört. Die Hamas zahlt ihren Angestellten nur noch die Hälfte der Gehälter; die Polizisten sind in schlechter Stimmung. Es fehlt Benzin in diesen Tagen. In der Woche darauf fliegen wieder Bomben.

Ahmed sitzt auf einer Liege vor seinem Haus. Er hält in der Hand eine Peitsche, die er sich aus zwei Stöcken und Draht gebaut hat. Er schlägt sie durch die Luft. Er hat noch mehr Wunden im Gesicht und an den Händen als im Herbst, unter dem rechten Kinn wächst ein Ausschlag,



Liebespaar Ahmed, Tamara: Am Strand hören die Eltern nicht zu

Er weiß nicht, wann er Geburtstag hat. Er glaubt, dass Erez, der Checkpoint, der Israel mit dem Gazastreifen verbindet, ein Flughafen ist. Und er glaubt auch, dass der Auftrag, den er zu erfüllen hat, seine Familie retten wird. Aber wie sie, wie seine Eltern, wundert er sich jetzt auch, dass es nicht klappt. Er möchte, dass Tamara zum Arzt geht und sich untersuchen lässt. Er möchte sagen können, dass mit seiner Frau alles in Ordnung sei.

Am nächsten Morgen sammelt er Steine, allein, an der Grenze, während Tamara im Wartezimmer sitzt und hört, dass der Arzt noch schnell einem Baby auf die Welt hilft, dem zehnten dieser Frau, einem Mädchen. Als der Arzt Tamara ihr Ultraschallbild zeigt, ein Bild, mit dem sie nichts anfangen kann, weil sie nichts darauf erkennt, ist Ahmed draußen bei den Steinen.

Ahmed rennt los, sobald er den ersten Fuß in seiner schwarzen Sandale in den Sand setzt. Er rennt Richtung Meer, er wirft Flaschen und Dosen. In diesem Augenblick ist sein Lachen das eines Kindes.

Früher, sagt er, als der Vater noch Arbeit hatte, sei er oft an den Strand gekommen, er legte sich zum Schlafen in den warmen Sand. Früher besaß er einen Hund, Jolie. Ahmed hatte ihn gefunden und aufgezogen mit Milch und Zitronenlimonade. Der Hund hatte kleine Augen und ein großes Maul. Sie waren immer zusammen. Ahmed erzählt das zum ersten Mal, hier draußen am Strand. Der Hund hat ihn beschützt, bis jemand kam und den Hund vergiftete.

Jetzt beschütze er sich selbst, mit seinen Armen, mit seiner Kraft. Er wirft seinen Kopf kühn zurück. Er spricht laut. Er sieht



Vorführung des Hochzeitsvideos in Ahmeds Familie: Er war sich sicher, dass er perfekt ist, „mia mia“, zu hundert Prozent

der juckt. Er weiß nicht, woher der Ausschlag kommt.

Was hat sich verändert?

„Nichts“, sagt Ahmed und schlägt die Peitsche. Er beobachtet seine Eltern. Sie lachen. Sie küssen ein Baby, es ist Saja, seit Januar das Kind seines Bruders, der 17 ist. Er lebt zusammen mit seiner Frau im Haus seiner Eltern, und jetzt ist er der gute Sohn.

Die Schwägerin, seine Mutter und Tamara reden fröhlich darüber, warum Kin-

Inzwischen war auch Ahmed beim Arzt. Er wollte ja zunächst nicht gehen, er war sich sicher, dass er perfekt ist, „mia mia“, zu hundert Prozent. Dann ist er doch in eine Praxis gegangen, um sich untersuchen zu lassen, die Frauen drängten ihn, sagt er.

Der erste Arzt schickte ihn wieder nach Hause, das, was er abzugeben hatte, war zu wenig für das Labor.

Der zweite Arzt gab ihm einen Zettel mit. Darauf stand das Resultat. Farbe: weiß/grau. Zähflüssigkeit: normal. Gei-

ten sie doch auch getroffen, einen im vergangenen Jahr, einen in diesem Jahr. Oder sollte er versuchen, einfach über den Zaun zu klettern und loszurennen?

Als sich im vergangenen Jahr andere Kinder aus dem Gazastreifen der Grenze nach Israel näherten, wurden 35 von ihnen eingesperrt, eins starb. Darüber, wie viele flohen und Freiheit fanden, gibt es keine Zahlen.

Ahmed steht auf von seiner Liege vor dem Haus, er will zur Apotheke und fragen, was das für ein Ausschlag ist. Der Apotheker erkennt ihn, und er fragt Ahmed: „Bist du nicht der Junge, der mit 15 geheiratet hat?“

Das Bild, das ihn bekannt gemacht hat, tauchte nicht nur in der fernen Welt auf, auch in seiner Nachbarschaft. Der Apotheker schüttelt den Kopf. Er sagt, andere heiraten doch auch erst mit 18 oder 19 Jahren. Er gibt ihm eine Salbe gegen den Pilz. Er solle besser essen, sagt der Apotheker. Er solle besser aufpassen, beim Sex.

Ahmed geht nach Hause. Mit seiner schwarzen Plastiktüte in der Hand läuft er die Straße hinab, und kurz vor dem Tor bleibt er stehen, er schlägt das Pferd.

Es ist Abend, als die beiden noch einmal an den Strand fahren, wieder mit dem

Tote Spermien nach einer Stunde: 40 Prozent. Er solle Honig essen und Milch trinken, sagt der Arzt.

der für sie so wichtig sind: „Sie sollen arbeiten und mir helfen“, sagt Ahmeds Mutter. „Der Koran sagt, dass Kinder Geld sind“, sagt die Schwägerin. „Sie verdienen das Geld und versorgen uns“, sagt Tamara. Sie redet jetzt wie eine Erwachsene.

Tamara ist inzwischen auch einverstanden mit dem Sex in jeder Nacht. Aber nun will Ahmed nicht mehr. Er hält sie nachts nicht mehr fest. Er kauft sich manchmal Nüsse, und obwohl er weiß, wie gern Tamara Nüsse isst, gibt er ihr keine einzige.

ßeln: abwesend. Spermienkonzentration: 17 500 000 pro Milliliter. Aktiv nach einer Stunde: 35 Prozent, tot nach einer Stunde: 40 Prozent.

Der Arzt sagte ihm, er solle Honig essen und viel Milch trinken. Er solle, das vor allem, älter werden. Das Resultat lautete: Es lag an ihm. Es würde noch ein wenig dauern.

Als er am nächsten Tag zurück an die Grenze kam, jetzt, um Plastik zu sammeln, dachte er wieder an den Israeli, der ihn hoffentlich erschießen würde. Andere hat-



Eheleute Ahmed, Tamara: Die Hoffnung, dass ein Israeli kommt und ihn erschießt

Auto, wieder kurbelt Ahmed das Fenster herunter. Aber er sagt nichts.

Im Fahrtwind hört er nicht, dass Tamara hinten auf der Rückbank über ihn redet. Dass sie sich beschwert über ihn und auch, dass sie sich Sorgen macht.

„Er ist so, seit er beim Arzt war“, sagt sie und kratzt an einem Rest roten Lacks auf ihren Fingernägeln.

Er hört nicht, dass sie sagt: „Ich glaube nicht, dass er noch die gleichen Gefühle für mich hat wie früher.“ Sie sagt: „Ich bin zu scheu, um es ihm zu sagen.“ Sie

wächst, wird sie bald noch mehr brauchen. Bis 2020 werden auch 1000 zusätzliche Ärzte fehlen, 2000 Schwestern, 800 Betten in Krankenhäusern und Wasser. Bis 2020 ist Saja, das Baby von Ahmeds älterem Bruder, gerade sechs Jahre alt. Es sieht nicht so aus, als wären die Kinder die Rettung.

Das Auto fährt mit Ahmed und Tamara am Regierungsgebäude vorbei, dem Sitz der Hamas. Wenn man Hamas-Leute nach der Zukunft der Kinder im Gazastreifen fragt, sagen sie, die Kinder selbst seien die Zukunft.

fragt er nur, was ich gefunden habe und wie viel Geld ich verdient habe. Sonst nichts.“

Er redet jetzt viel, er ist bockig, er schreit, er weint.

Er sieht lange auf das Wasser hinaus. Ein paar Jungs in Shorts springen hinein, sie fangen eine Qualle und werfen sie mit viel Schwung an den Strand.

Erinnerst du dich an das Herz vom Herbst, mit den Buchstaben A+T?

„Ja. Aber ich denke gerade nicht an sie. Und auch nicht an das Baby“, sagt Ahmed. Er denkt gerade an sich.

Am Horizont liegt ein dünner grauer Strich. Er trennt das Meer vom Himmel, die Luft ist dunstig, alles liegt wie in einer riesigen weißen Blase. Ein Mann führt sein Pferd in das Meer und schaufelt mit beiden Händen Wasser auf den Rücken des Tieres.

Ahmed schweigt, dann steht Tamara neben ihm. Er hört, wie sie sagt, dass sie schon wisse, wie es heißen solle, das Baby. Wenn es ein Mädchen werde, Fathaja. Wenn es ein Junge werde, Mohammed.

„Der Koran sagt, dass Kinder Geld sind“, sagt Ahmeds Schwägerin. „Sie sollen arbeiten und helfen.“

sagt: „Ich verstehe nicht, welchen Sinn eine Ehe haben soll.“ Sie sagt: „Ich sehne mich nach ihm, er soll wieder sein wie früher.“ Und: „Nur ein Baby kann das ändern.“

Das Auto fährt durch die große Stadt, Gaza, in Richtung Strand. Sie fahren an Schulen vorbei, in denen Kinder zur Schule gehen, die in der 6. Klasse lernen, wo Deutschland liegt. Sie gehen hier in zwei Schichten in den Unterricht. 250 Schulen fehlen im Gazastreifen, schätzt die Uno, und wenn die Bevölkerung weiter so

Am Strand von Gaza hält das Auto an. Ahmed steigt aus und rennt los. Am Meer bleibt er stehen.

Liebt er Tamara noch?

„Sehr, aber ich habe mit der Situation nichts mehr zu tun. Ich habe kein Geld. Ich kann ihr nichts kaufen.“

Warum gibst du ihr keine Nüsse?

„Weil sie mich sowieso verlassen wird.“ Und was ist der Plan?

„Ich habe keinen Plan. Mein Vater schickt mich immer wieder los an die Grenze, und wenn ich wiederkomme,



Video: Eine junge Liebe in Gaza

spiegel.de/app242014gaza
oder in der App DER SPIEGEL



Krümlig wenden

Ortstermin In Niederndodeleben
treten junge Männer im
Leistungspflügen gegeneinander an.

Unter dem grauen Himmel Niederndodelebens, auf einem Gerstenacker Richtung Irxleben, stehen drei Männer und schauen auf eine Ackerfurche. Es sind Wertungsrichter. Sie suchen nach einer kleinen Krümmung in der Furche, einer Abweichung, einem Makel. Doch die Furche sieht vollkommen aus. „Gerade“, sagt der erste. „Gerade“, sagt der zweite. „Ja“, sagt der dritte, aber er bückt sich, um eine andere Perspektive auf die Furche einzunehmen. Vielleicht hat er etwas gesehen, was die anderen nicht gesehen haben, eine winzige Ungenauigkeit, die sich nur aus der Nähe erschließt. Aber da ist nichts. Die anderen schauen ihn an. „Gerade“, sagt er schließlich. Neun Punkte notieren die Richter auf dem Bewertungsbogen „Drehpflügen“ in der Zeile 1b, Teilaspekt „Geradheit Spaltfurche“.

Jede Gesellschaft hat ihren Initiationsritus, der den Fremden in die Gemeinschaft aufnimmt, aus dem Jungen einen Mann oder aus dem Anfänger einen Schamanen macht. Die Jugendlichen der Sateré-Mawé am mittleren Amazonas müssen in einen Handschuh mit aggressiven tropischen Riesenameisen hineingreifen. Die jungen deutschen Bauern treten im Pflügen gegeneinander an. An diesem Morgen in Niederndodeleben, westlich von Magdeburg, suchen die Wertungsrichter den besten Pflüger Sachsen-Anhalts.

Vor drei Stunden hat Hauptschiedsrichter Martin Pergande ins Wettkampfszelt gerufen. „So, junge Leute“, hat er gesagt, „Leistungspflügen.“ Rote Gesichter drängen sich in das Zelt, zwölf Kandidaten sind es, Lehrlinge die meisten, in Agrarunternehmen oder Genossenschaften. Im Morgengrauen sind sie auf ihren Traktoren hergefahren, aus Haldensleben und Ballerstedt, aus Quellendorf und Iden.

Pergande, ein kleiner Mann mit weißer Schirmmütze, erklärt im Wettkampfszelt die Kriterien. Das Pflugbild insgesamt: gerade. Die Furchen: gut geräumt. Die Furchenkämme: gleichmäßig. Der Bewuchs: vollständig eingepflügt. Scheibensech und Vorschäler: korrekt eingestellt. Furchentiefe: 24 Zentimeter. „Gutes Verrichten“, wünscht er.

Pergande ist 81 Jahre alt und bewertet Furchenkämme seit mehr als 50 Jahren. Mittlerweile ist er Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande. Wenn man ihn fragt, was das Schöne am Pflügen sei, dann sagt er, ohne zu zögern: „Ja, das Schöne am Pflügen ist, den Mutterboden krümlig zu wenden, um hinterher ein glattes Furchenprofil zu sehen, das dann bei den Nachbearbeitungen mit wenig Bearbeitungsgängen ein ebenes Bestellbild zulässt.“ Wenn es stimmt, dass Schönheit im Auge des Betrachters liegt, dann hat sich Pergande im Laufe der Jahrzehnte ein sehr genaues Bild von Schönheit erschaffen, eines, in dem sich Ebenmaß und Perfektion auf 24 Zentimeter Furchentiefe finden lassen.

Pergande geht runter zum Übungsfeld, auf Parzelle drei trainiert vor dem Wettkampf Mathias Schmid, ein schweigsamer Junge mit Schirmmütze, 22 Jahre alt. Er ist das erste Mal dabei. Sein Vater begleitet ihn, der Junge soll später einmal den Hof erben. Schmid hat sich mit Videos der Weltmeisterschaft vorbereitet. Er hat bei den Weltmeistern Hydraulikzylinder an der Pflugschar entdeckt, mit denen die Scharen des Pflugs einzeln justiert werden können, ein kleines Tuning der Profis. Die gleichen Zylinder hat er jetzt auf seinen Pflug montiert. „Der Traum ist die deutsche Meisterschaft“, sagt der Vater. Pergande kommt vorbei. „Das sieht schon mal nicht schlecht aus“, sagt er. „Geht schwer rein“, brummt Schmid.

Der Pflug, heißt es beim Deutschen Pflügerat, sei eine der genialsten Erfindungen der Menschheit. Aber tatsächlich wird heute kaum noch gepflügt, zu umständlich, zu teuer, zu langsam. In modernen Betrieben, und nur die werden wohl überleben, wird hauptsächlich der Grubber eingesetzt, ein poesieloses Werkzeug, das aussieht wie eine gigantische Harke, die in geringer Tiefe den Boden aufreißt. Der erste Präsident der Welt-Pflüger-Organisation sagte, dass Pflugkultur und Lebensstandard eines Volkes sich immer entsprechen. Falls er damit recht hat, leben wir in einer effizienten, aber hässlichen Zeit.



Wettbewerbsteilnehmer: „Der trickst“

Der Wettkampf beginnt. Die Kandidaten fahren schweigend auf ihren Traktoren den Hang hinauf, die Augen geradeaus, versunken in Konzentration. Zwei Stunden, 15 Minuten Wettkampfzeit. Am Rand haben sich Tiefenmesser Dietmar Messing und sein Gehilfe postiert. Messing geht mit einem Ackerfurchenmessgerät das Feld ab. In jedem Sektor einer Parzelle führt er drei Messungen durch und bildet aus der Summe einen Mittelwert. Am oberen Ende des Ackers warten die drei Wertungsrichter, Untergebene von Pergande, der über das Feld läuft und alles im Blick behält. Die Männer schauen schweigend auf die Hydraulikzylinder von Schmid, dessen Pflug sauber Bahn um Bahn zieht. „Der trickst“, sagt einer der Männer, „aber ich halte mich da raus.“

Am Nachmittag versammeln sich alle vor dem Wettkampfszelt, Kandidaten und Richter. Pergande tritt heraus wie ein Schamane aus seinem Wigwam. „Die Pflüge haben gut geschmissen“, sagt er. Schmid wird Vizemeister im Drehpflügen mit 112,25 Punkten. Seinen getunten Pflug hat ihm Pergande durchgehen lassen. Er kann zur deutschen Meisterschaft fahren. „Passt schon“, sagt Schmid. Er darf sich auf dem Preistisch ein Geschenk aussuchen. Er braucht eine Weile, schließlich nimmt er einen Gutschein für ein Paar Sicherheitsschuhe.

Jonathan Stock

Kuppelfresko „Mariä Himmelfahrt“
aus dem 16. Jahrhundert im Dom
von Parma





Kosmische Formation „Säulen der Schöpfung“,
aufgenommen mit dem Hubbleteleskop in
einem etwa 7000 Lichtjahre entfernten Weltraumnebel

Das unsterbliche Gerücht

Religion Unsere Welt wird zunehmend säkular, sogar Gläubige hadern mit den Kirchen und den Vorstellungen eines Gottes wie aus dem Märchen. Was aber wäre eine Religion, die darauf verzichtet? Eine Religion für Atheisten?



Pfarrer Claussen in der Sakristei der Hamburger St.-Nikolai-Kirche: „Ein ganz und gar anderes Bild vom Himmel als die Menschen der Bibel“

Zögernd nennt er die Adresse des Pfarrhauses, in dem er wohnt, und er sagt gleich etwas hinterher, das wie eine Entschuldigung klingt: „Das Haus ist aber das hässlichste in der Straße.“

Wenn ein Pfarrer schon in der Heilwigstraße lebt, einer der schönsten Straßen Hamburgs, in der prachtvolle Villen stehen und Gärten am Flusslauf der Alster liegen, wenn also ein Pfarrer, der eigentlich der Bescheidenheit verpflichtet ist, in dieser Straße wohnen darf, das will er wohl sagen, dann doch nur in einem besonders hässlichen Haus.

Das Gebäude, in dem Johann Hinrich Claussen, der Pfarrer von St. Nikolai lebt, ist, nun ja: hässlich. Klinker, Sechzigerjahre. Aber ein Pfarrhaus muss in der Nähe der Kirche stehen. Und St. Nikolai ist die evangelische Kirche von Harvestehude, einem der wohlhabendsten Viertel Hamburgs und ganz Deutschlands.

Das jährliche Durchschnittseinkommen der Steuerpflichtigen liegt hier bei knapp 89 000 Euro, im eher problematischen Stadtteil Veddel liegt es bei gut 15 000 Euro. Und in Harvestehude haben sich 127 Ärzte niedergelassen, in Veddel ist es einer.

Harvestehude ist wohlhabend, aber nicht konservativ, nicht im politischen Sinn. Bei der letzten Bürgerschaftswahl votierten 23 Prozent für die CDU, 41 Prozent für die SPD. Das ist typisch für diese Stadt, in der eines der prominentesten Gesichter der Sozialdemokratie Klaus von Dohnanyi ist, der frühere Bürgermeister, der im Fernsehen immer so vornehm und

unnahbar wirkt. Dohnanyi wohnt nur ein paar Meter von Claussen entfernt.

Es ist neun Uhr morgens, 29. Mai, ein Donnerstag, Christi Himmelfahrt. Johann Hinrich Claussen trägt eine Sporttasche quer über seine Schultern, in der sein Talar steckt und der weiße gekräuselte Kragen.

Christi Himmelfahrt ist ein schwieriger Tag für eine Predigt in einer Gemeinde wie Harvestehude: In der Bibel steht, Apostelgeschichte Kapitel 1, Vers 11, Jesus sei an diesem Tag in einer Wolke in den Himmel getragen worden. Und das soll Claussen nun, am Anfang des 21. Jahrhunderts, den Gläubigen einer deutschen Großstadt erzählen.

Claussen, 49 Jahre alt, verheiratet mit einer katholischen Halbportugiesin, drei Kinder, promoviert mit einer Arbeit über Bibelkritik, habilitiert mit einer Arbeit über das Glück, Buchautor und regelmäßiger Autor in Zeitschriften und Zeitungen, wird die Sache mit der Wolke in seiner Predigt erwähnen. Aber er wird auch darüber reden, was Bilder wie diese heute bedeuten. Und darüber, ob ein Christentum ohne diese Bilder denkbar ist. Ob überhaupt eine Religion ohne Gott denkbar ist.

Das ist der Plan: im vollen Ornat auf der Kanzel seiner Kirche stehen und dann diese Provokation: „Religion ohne Gott“.

Über Religion wird heutzutage viel gestritten, über den Bau von Moscheen, Frauen mit Kopftüchern, Beschneidungen jüdischer Jungen, bischöfliche Baukosten in Limburg, über die Taliban und die Salafis-

ten, über die Rolle der Religion in den Kriegen in Afghanistan, Ägypten, Syrien, in Israel und Palästina. Es sind Empörungsdébatten, auch innerhalb der Kirchen. In der evangelischen Kirche gibt es Streit um Politik, darüber, ob sich Pfarrer in Asyl- oder Ökologiethemen „einmischen“ dürfen, wie es immer heißt. Auf dem Katholikentag, der vergangenen Sonntag in Regensburg endete, debattierten die Besucher den Zölibat, die Zulassung von Frauen als Priester, die Anerkennung homosexueller Lebensformen.

Doch außerhalb von Kirchentagen, wenn es um Religion im Alltag geht, um das Verhältnis des Einzelnen zur Metaphysik, wird die christliche Mehrheit im Land still. Muslime tun sich leichter, über Religion zu reden.

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat vor Kurzem die Ergebnisse einer Umfrage unter ihren Mitgliedern veröffentlicht: Sogar Kirchenmitglieder reden in ihren Familien kaum über Religion, bei der Arbeit schon gar nicht, auch nicht bei Facebook und Twitter, gelegentlich mit Lebenspartnern und sehr engen Freunden. Es ist peinlich geworden, zu intim, über Religion zu sprechen.

Oft hat eine Gesellschaft ein größeres Problem mit dem, worüber sie schweigt, als mit dem, worüber sie sich empört.

30 Prozent der Deutschen sind katholisch, 29 Prozent evangelisch, knapp 60 Prozent sind immer noch Mitglieder einer der beiden großen Kirchen. Ein Drittel ist konfessionslos, etwa weitere 8 Prozent ver-

teilen sich auf Muslime, Orthodoxe und Freikirchen, einige wenige Juden, Hinduisten, Buddhisten sind darunter. Die Bertelsmann Stiftung hat in Studien ein relativ stabiles Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche ausgemacht, die Religion habe sich aber „privatisiert und individualisiert“.

Die Ergebnisse der EKD-Mitgliederbefragung belegen die Ambivalenzen: Die absolute Zahl der Mitglieder sinkt zwar, aber für die übergroße Mehrheit der Verbliebenen kommt ein Austritt aus der Kirche „dezidiert nicht“ infrage. Im Gegensatz zu allen vorherigen Mitgliederuntersuchungen verzeichnet die neue Umfrage einen „Anstieg der Zustimmung“ zur Kirche bei den Verbliebenen. Allerdings sind nur 13 Prozent „hochaktiv“. Und von diesen Hochaktiven lehnen zwei Drittel eine wortwörtliche Auslegung der Bibel ab. Die Zustimmung zur Religion schließt eine Skepsis gegenüber biblischen Bildern ein. Eine komplizierte Gesamtlage.

Es ist schwierig geworden, jeden Tag in den Nachrichten die Erkenntnisse aus den Naturwissenschaften zugeführt zu bekommen und sich Gott als Person vorzustellen. Der christliche Glaube hält viele Zumutungen bereit: ein Heiliger Geist, der sich zu Pfingsten, wie es in der Bibel heißt, „ausgießt“? Ein Gottessohn, der in einer Wolke davonschwebt?

Die Haltung der Agnostiker – kann sein, dass es etwas Höheres gibt, aber es berührt mich nicht – hilft den Gläubigen auch nicht weiter, denn sie fühlen sich ja durch etwas berührt oder suchen die Berührung mit der Metaphysik.

Zugleich aber haben die Naturwissenschaften dafür gesorgt, dass das seit der

einer total entzauberten Welt leben. Außerdem lauert in der Gottlosigkeit, so haben es schon viele Dichter und Denker gesehen, allen voran Friedrich Nietzsche und Fjodor Dostojewski, der Nihilismus, die totale Verneinung. Eine Gesellschaft aber kann nicht auf Nihilismus bauen, sie braucht verbindliche Werte, Menschen, die eine Einsicht haben in die Notwendigkeit ethischen Verhaltens.

Wenn also Gläubige Schwierigkeiten haben mit der überkommenen Bilderwelt und Atheisten den drohenden Nihilismus fürchten, könnte eine „Religion ohne Gott“, über die Claussen in seiner Predigt nachdenken will, ein gemeinsamer Nenner sein, auf den sich Theisten und Atheisten einigen. Sie könnte das Gefühl befriedigen, ohne die Ratio zu verraten, sie könnte Freiheit verschaffen und zugleich das Selbstverständnis eines Eingebundenseins ins Ganze der Welt ermöglichen.

Oder ist das nur eine schöne, aber feige Idee? Ein philosophischer Relativismus? Fordern nicht der Glaube und der Unglaube ein Bekenntnis und auch die gegenseitige Konfrontation, damit sich die jeweiligen Positionen schärfen und weiterentwickeln können?

An diesem Feiertag, an dem sich Claussen mit seiner Sporttasche auf den Weg zu seiner Kirche gemacht hat, kommt er an den Lkw-Kolonnen einer Filmfirma vorbei. In Harvestehude wird ständig gedreht, das Bild, das die Deutschen von Hamburg haben, ist geprägt von diesem Stadtteil, den Villen, dem Wasser, den alten Bäumen, weiß-blau-grün, und von Menschen, die alles haben und nichts mehr zu brauchen scheinen.

rung“. Sie sagt „geistig“, nicht „geistlich“. Viele Kirchgänger hier glauben nicht unbedingt an Gott als konkrete Person, empfinden sich aber dennoch als gläubig.

Das Kirchengebäude von St. Nikolai stammt aus den frühen Sechzigerjahren, der Turm misst 89 Meter, er sieht von Weitem aus wie eine Rakete, wie ein Produkt der Raumfahrttechnik. Claussen begrüßt am Eingang den Küster, er trägt Anzug, weißes Hemd, Fliege. „Kirchendiener“ hießen Küster früher. „Den Anzug hat die Firma bezahlt“, sagt er. Die Gemeinde hat drei Pfarrer, eine Kita für 270 Kinder, einen Chor mit 130 Sängern und eine Weiterbildungsstätte. Ein Knabenchor, ein Kammerorchester, eine Schule und zwei Altersheime sind angegliedert. Eine Firma.

Claussen zieht sich in die Sakristei zurück, um den Talar anzulegen, erst das Untergewand, dann das Obergewand, am Untergewand sind 17 Knöpfe angenäht, 17 wegen der Zehn Gebote und der sieben Bitten des Vaterunsers.

Er legt auch die Halskrause aus gestärktem Tuch an, sie ist ein Relikt des 16. Jahrhunderts. Die Hamburger Ratsherren und Pfarrer puderten sich ihre Perücken, wollten aber nicht, dass sich der weiße Staub auf den Talaren ablagerte, also trugen sie die Krause, die sie „Puderbremse“ nannten.

Anders als viele gleichaltrige Kollegen, die in den Achtzigerjahren erwachsen wurden und von der Friedens- und Anti-Atomkraftbewegung geprägt worden sind, hält Claussen viel von traditionellen Formen. Während er sich von Knopf 1 bis zu Knopf 17 hinunterarbeitet, sagt er, dass die Form, über die man sich keine Gedanken mehr mache, weil sie selbstverständlich sei, Freiraum schaffe „für ungewohnte Gedanken“. Den Gedanken an eine Religion ohne Gott zum Beispiel.

Kurz vor zehn Uhr, der Küster schaut auf die Uhr seines Smartphones und läuft los, um das Geläut der Glocken abzustellen. In den Bänken haben 74 Gläubige Platz genommen. Gottesdienste an anderen Tagen sind besser besucht, 120, 130 Leute kommen in der Regel. Wenn ein Donnerstag zum Feiertag wird, wird der Freitag zum „Brückentag“, an einem langen Wochenende gehen Harvestehuder nicht in die Kirche, sondern fahren an die Ostsee.

Orgelmusik, Claussen betritt den Kirchenraum. Er lässt ein paar Lieder singen, die Orgel quäkt zu laut, die Liturgie schnurrt ab, dann betritt er die Kanzel. Sein Experiment beginnt.

Er spricht die Sache mit der Wolke an. „Wie anders wir heute zum Himmel schauen als die Menschen der Bibel, wie viel mehr wir wissen als sie, wie viel weniger wir glauben als sie, wie unterschiedlich unsere Bilder von der Welt sind.“

So wie die Jünger der Bibel, sagt Claussen, „denken, wissen, glauben wir jeden-

Die Rationalität fordert ihr Recht, aber auch das Gefühl. Niemand will in einer total entzauberten Welt leben.

Renaissance gewachsene Vertrauen in den Verstand wieder gesunken ist. Denn: Ein entscheidender Motor der Wissenschaften ist die Widerlegung einmal gewonnener Erkenntnisse. Wenig ist gesichert, eines aber schon: dass die Rationalität sich aus Irrationalismen zusammensetzt.

So haben nicht nur die Christen zu kämpfen mit den Zumutungen ihres Glaubens, auch Atheisten haben ein Problem: Die Ratio absolut zu setzen, das funktioniert nicht mehr. Außerdem ist die Moderne eben nicht nur ein Kind der verstandesgläubigen Aufklärung, sondern auch der gefühlsbetonten Romantik. Die heutige Kultur erweist sich, so hat der kanadische Philosoph Charles Taylor in seinem Monumentalwerk „Ein säkulares Zeitalter“ festgestellt, als hochgradig „expressiv“ und auf Selbst- und Sinnerforschung ausgerichtet. Die Rationalität fordert ihr Recht, aber eben auch das Gefühl. Niemand will in

Dennoch brauchen einige von ihnen die Kirche. Das Argument kommunistischer Glaubenskritiker, Religion sei „Opium für das Volk“, das arm, ungebildet und abhängig von der Obrigkeit sei, trifft auf die wenigsten Bewohner des Westens noch zu. Auf Harvestehuder schon gar nicht.

Von den 5000 Mitgliedern von St. Nikolai ist etwa die Hälfte immer mal wieder in der Gemeinde zu sehen, ungefähr 400 gelten als engagiert. Diejenigen, die hier zur Kirche gehen, tun dies in dem Wissen, dass sie privilegiert sind, dass sie, wie einer sagt, „keine äußere Not“ leiden. Sie wollen „etwas zurückgeben“, eben weil es ihnen so gut geht. Andere sagen, dass eine materielle Absicherung die „inneren Nöte“ ja nicht erspare. Häufig fallen die Begriffe „Ethik“, „Haltung“, „Verantwortung“. Einige kommen, um Leute kennenzulernen oder Konzerte und Autorenlesungen zu hören, eine sagt, sie suche „geistige Nah-



Junge Katholiken beim Weltjugendtag 2011 in Madrid: Weil wir sterblich sind, glauben wir, dass es einen Unterschied macht, wie wir leben

falls nicht mehr. Wir haben ein ganz und gar anderes Bild vom Himmel, dem unendlichen Universum, indem unsere Erde weniger ist als ein Staubkorn, unauffindbar in der Weite des Universums. In diesem Himmel gibt es keinen anderen Ort, keinen dinglichen Raum, in dem Gott wohnt. In diesen Himmel wird niemand aufgehoben in einer Wolke“. Und dann hält er ein farbiges Bändchen in die Luft und sagt: „Zurzeit beschäftigt mich ein kleines Buch eines großen Philosophen.“

Das Buch heißt „Religion ohne Gott“. Geschrieben hat es der Amerikaner Ronald Dworkin, es ist gerade auf Deutsch erschienen*. Dworkin ist im vergangenen Jahr gestorben. Der Philosoph habe, sagt Claussen, „mit einem personenhaften Gott gar nichts anfangen“ können. Und doch konnte „er von der Religion nicht lassen“.

Claussen wird das Buch von Dworkin im Verlauf seiner Predigt interpretieren, er wird am Ende seinen eigenen Schluss daraus ziehen, aber über genau diese Stelle, an der er jetzt ist, werden seine Zuhörer nach dem Gottesdienst am meisten reden.

Es sind Mitglieder des Gemeinderats, die sich zusammenfinden, eine Immobilienmaklerin, ein Unternehmensberater, ein Banker, eine Kommunikationsberaterin. Einer sagt, „da habe ich mich ertappt gefühlt“. Die anderen stimmen zu: Gott

als Person, das sei wirklich schwierig, aber „nicht lassen können“ von der Religion, so gehe es ihnen auch.

Sie alle waren „mal weg“, so drückt es eine Gemeinderätin aus: Kirchliche Erziehung, aber dann im Studium kamen die Zweifel, überhaupt war so viel zu tun, der Beruf, die Kinder. Keine Zeit für die Kirche.

Irgendwann fehlte sie doch, die Religion, die eine kehrte zurück zur Kirche, als das erste Kind getauft wurde. Einer sagt: „Vier gesunde Kinder, ich wollte irgendwohin mit meiner Dankbarkeit.“ Also übernahmen sie das Ehrenamt, Gemeinderat, Sitzungen einmal im Monat, im Gottesdienst teilen sie das Abendmahl mit aus, lesen Bibelstellen vor. Eine sagt, dass sie die Bibelstellen manchmal nicht verstehe. Sie lese sie sich dann zu Hause laut vor, nicht immer nütze das.

Niemand von ihnen stellt sich Gott als konkrete Person vor. Gott sei ein „Energiefeld“, eine „abstrakte Macht“, eine „Kraft“, eine „Idee“, etwas in ihnen und außerhalb von ihnen, etwas, was sie berühre.

Aber dass sie nicht alles verstehen, dass sie die biblischen Bilder nicht eins zu eins übernehmen können, dass sie ringen müssen, damit sind sie einverstanden. Es ist das, was sie hier suchen. Auf eine „Wohlfühlreligion“, wie es Gläubigen heutzutage oft unterstellt wird, sind sie nicht aus. Sie haben genug anderes in ihrem Leben, womit sie sich wohlfühlen. Sie möchten Religion als Herausforderung.

Für den Philosophen Ronald Dworkin war Religion auch eine Herausforderung. Für ihn hieß die Herausforderung: einen Ausweg aus dem Dilemma heutiger Tage zu weisen. Dworkin zielt in diesen Zwischenraum zwischen Religiosität und Atheismus, er schafft eine Verbindung zwischen den beiden Prinzipien. Er entwirft einen religiösen Atheismus.

Gläubige und Gottlose hätten, so behauptet er, etwas Verbindendes: den Glauben an Werte, ohne die die Menschheit gar nicht existieren könnte, weil sich sonst alle sofort totschiessen würden. Diese Werte begründeten sich aus sich selbst heraus, seien umfassend und damit autonom. Und die Anerkennung dieser Werte mache, so sagt Dworkin, ein übernatürliches Wesen nicht erforderlich. Religion ist für ihn „etwas Tieferes als Gott“, sie sei nicht auf den Glauben an Gott beschränkt.

Wenn man Dworkin folgt, gibt es für Gottesgläubige und Ungläubige, für Theisten und Atheisten, keinen Grund, einander zu bekämpfen. Sie wären wahlweise in einem religiösen oder allgemeinen Humanismus vereint. Der säkulare Humanismus wäre selbst eine Spielart der Religion, weil er auch ein Glaube ist: eben an diese unveräußerlichen Werte, an deren Wahrheit, Gültigkeit.

Jede Erkenntnisfähigkeit, so führt Dworkin vor, beruhe auf einem geistigen Zirkelschluss: Erkennen kann der Mensch nur, weil er über einen Intellekt verfügt. Der Mensch ist Teil der Natur, da er körperlich ist und eine endliche Lebensdauer hat, er

* Ronald Dworkin: „Religion ohne Gott“. Aus dem amerikanischen Englisch von Eva Engels. Suhrkamp Verlag, Berlin; 148 Seiten; 19,95 Euro.

ist aber auch ein geistiges Wesen, das außerhalb der Natur steht, da er sich selbst erkennen kann und sein Leben selbst gestalten muss. Der Geist aber ist das letzte Mysterium. Ihn auf Gott zurückzuführen wäre auch wieder zirkulär, denn Gott selbst ist schon der absolute Geist, der „logos“ der griechischen Philosophie und der christlichen Theologie. Den Geist, wie manche Naturalisten und Evolutionsforscher es tun, dagegen als Trick der Natur zu bezeichnen und die Produkte des Geistes – Wahrheit, Schönheit, Werte, Gut und Böse – als Illusion im Dienste des Überlebens anzusehen ist auch zirkulär. Als Illusion und Konstrukt könnte sich der Geist nur selbst entlarven. Die Entzauberung der Welt durch die Wissenschaft, die Technik und die Rationalität ist eine geistige Leistung. Der reduktionistische Materialismus greift zu kurz.

Das menschliche Denken, die Erkenntnisfähigkeit, bleibt in sich selbst gefangen. So hat der Geist aber keinen Ausdruck für das, was dem Menschen immer wieder begegnet: die Erfahrung des Erhabenen. Diese Erfahrung ist eine des Gefühls. Und hier beginnt die religiöse Dimension.

Gerade Physiker und Kosmologen, die sich der Erforschung der Materie verschrieben haben, sind immer wieder von Ehrfurcht ergriffen worden. Viele von ihnen, die meisten, teilen ein Empfinden für die Schönheit der Natur und des Universums. Physiker forschen im Angesicht des Erhabenen.

Dworkin hat die Überlegungen zu der Frage, ob es Religion ohne Gott gibt, in seinen „Einstein Lectures“ an der Universität Bern angestellt. Er hielt sie im Dezember 2011 und arbeitete den Text bis

Das bedeutet, dass Einstein im Universum mehr sieht als einen Zusammenhang von Tatsachen: so etwas wie ein Wunder. Der Blick auf die Schönheit des Universums ist ein unwissenschaftlicher Blick – und insofern ein religiöser. Die Physik kann selbst nicht erklären, warum das Universum als schön erkannt wird. Das religiöse Empfinden bleibt der Erklärung der Wissenschaft einen Schritt voraus.

Der deutsch-amerikanische Theologe Paul Tillich (1886 bis 1965) hat dieses Gefühl der „Erfahrung des Numinosen“ beschrieben – den Eindruck, etwas zu erleben, zu sehen, das emotional tief bewegend ist, aber rational nicht begründet werden kann. Da die Erfahrung von etwas Heiligem sich nicht gegenständlich fassen lässt, bringt die Religion sie in Symbolen zum Ausdruck. Eines dieser Symbole, meint Tillich, ist der Gott als Person.

Dworkin meint nun, wenn die Idee eines personalen Gottes als Symbol für etwas anderes verstanden werden muss, dann hat auch das atheistische Element seinen Platz im Glauben. Religion ist eine Sicht auf die Welt, die von eben jenem Glauben an objektive Werte getragen wird. Die Werte besagen, dass das menschliche Leben einen Sinn und der Mensch eine Würde hat. Daraus ergibt sich für jeden Einzelnen die unausweichliche Verantwortung, nach einem moralisch guten Leben zu streben. Und zweitens verweist Religion darauf, dass das Universum eine inhärente Ordnung hat, die in sich selbst wertvoll und schön ist.

Der Sinn des Lebens und die Schönheit der Natur, das sind laut Dworkin die zwei Dimensionen einer religiösen Ein-

aber nicht ernsthaft denken. Dennoch ist es ein attraktives Angebot derjenigen Religionen, etwa des Christentums und des Islam, die es verheißen. Es nimmt die Furcht vor dem Nichts, der vollständigen Auslöschung.

Tatsächlich aber, sagt Dworkin, sei es reine Verheißung: Wir werden nicht zu nichts. Für ihn gibt es nur eine einzige Art der Unsterblichkeit, die der Mensch anzustreben berechtigt ist, und das ist die Befriedigung, ein gelungenes, ein sittlich gutes Leben geführt zu haben. Das Leben nicht vergeudet und verspielt zu haben ist der bleibende Wert.

Auch hier kehrt Dworkin den Theismus um und wendet ihn in einen religiösen Atheismus: Nicht weil wir uns unsterblich glauben und vor Gottes Richterthron erscheinen werden, sollten wir uns verpflichtet fühlen, ein anständiges Leben zu führen. Sondern, so Dworkin, „weil wir sterblich sind, glauben wir, dass es einen Unterschied macht, wie wir leben“. Die Lebensleistung garantiert den metaphysischen Rentenanspruch: Wir können dem Tod mit der Gewissheit entgegensetzen, dass wir etwas Gutes zustande gebracht haben. „Wenn irgendeine Überzeugung religiös ist“, so spricht Dworkin seine Leser an, „dann diese. Sie steht Ihnen offen, gleichgültig, für welches der beiden Lager der Religion Sie sich entscheiden: das mit oder das ohne Gott.“

Der romantische evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher (1768 bis 1834) hat dieses Religionsverständnis schon ganz ähnlich wie Dworkin als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ definiert. Religion sei „Ehrfurcht“ vor dem Unendlichen. Dieses religiöse Gefühl entsteht für ihn vor allem an den Grenzen des Lebens: „Geboren werden und sterben sind solche Punkte, bei deren Wahrnehmung es uns nicht entgehen kann, wie unser eignes Ich überall vom Unendlichen umgeben ist.“

Es gibt nicht nur eine einzige Anschauung des Unendlichen, sondern die Möglichkeit unendlich vieler Anschauungen. Religion ist für Schleiermacher „die Anlage zur unbeschränktesten Vielseitigkeit im Urteil und in der Betrachtung“.

Mit einer damals unerhörten Radikalität behauptete Schleiermacher sogar, dass „eine Religion ohne Gott besser sein kann als eine andere mit Gott“. Religion kann Atheismus sein, denn „Gott ist nicht Alles in der Religion, sondern Eins, und das Universum ist mehr“.

Schleiermacher, Kant, Dworkin – muss eine Religion ohne Gott nicht eine Sache von Intellektuellen bleiben? Muss die real gelebte Religion nicht schon der Anschaulichkeit halber die Existenz eines personalen Gottes in Gestalt einer vollkommenen Person proklamieren?

Gott als Person, und das kann keine Philosophie ersetzen, hat einen praktischen

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“

kurz vor seinem Tod im Februar 2013 aus. Der blieb fragmentarisch – gerade deswegen dem Thema angemessen.

Am Anfang steht das Paradox, das Einstein in seinem „Weltbild“ poetisch beschrieben hat und mit dem er sich als religiöser Atheist zu erkennen gab: „Das Wissen um die Existenz des für uns Undurchdringlichen, der Manifestationen tiefster Vernunft und leuchtendster Schönheit, die unserer Vernunft nur in ihren primitivsten Formen zugänglich sind, dies Wissen und Fühlen macht wahre Religiosität aus; in diesem Sinn und nur in diesem gehöre ich zu den tief religiösen Menschen.“ Und weiter: „Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle. Es ist das Grundgefühl, das an der Wiege von wahrer Kunst und Wissenschaft steht. Wer es nicht kennt und sich nicht mehr wundern, nicht mehr staunen kann, der ist sozusagen tot und sein Auge erloschen.“

stellung, die Theisten und Atheisten teilen können.

Dworkin steht in einer Tradition, die auf die Aufklärung zurückreicht und vor allem auch in der protestantischen Theologie gepflegt wurde. Immanuel Kant hat die beiden Richtungen der göttlichen Erfahrung in seinem berühmten Satz aus der „Kritik der praktischen Vernunft“ formuliert: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“

Die Grenzenlosigkeit des Kosmos und die Unbedingtheit des Guten sind nach Kant Erfahrungen des Unendlichen, die dem Menschen erlauben, ein Bewusstsein von Unsterblichkeit zu erlangen.

Was Unsterblichkeit, das Leben nach dem Tod, wirklich bedeutet, lässt sich ausmalen,

Gebrauchswert. Er spricht zu den Menschen mit der Stimme des Gewissens. Die Menschen können ihn lieben oder fürchten. Eine solche direkte Beziehung lässt sich zu einem abstrakten Prinzip, dem gedachten Absoluten, nicht aufnehmen. Es ist kein Zufall, dass der Begriff „Gott“ in seiner üblichen, von der biblischen Tradition inspirierten Bedeutung das Absolute als Person meint. Er bleibt damit seiner mythologischen Herkunft nahe. Und genau diese Herkunft spricht in der aufgeklärten, wissenschaftsorientierten Moderne aber gegen den Glauben an ihn.

Diese Aporie hat der Philosoph und Katholik Robert Spaemann in ein Bonmot verpackt: Gott sei ein unsterbliches Gerücht. Er ist nicht Teil dessen, was in der Welt vorkommt. Dennoch sollen in der Welt Hinweise auf ihn zu entdecken sein. Das gehört zu dem Gerücht. Das ist, so Spaemann, der Grund, warum man verschiedene Sätze über Gott sagen kann (siehe Interview Seite 66).

Das Problem religiöser Intoleranz entsteht dann, wenn Gott, wie in den großen monotheistischen Religionen, als faktisch

und einzigartig behauptet wird. Wenn es aber nur Bilder von Gott gibt, verstanden als Symbole im Sinne von Tillich, Gesten sozusagen, die auf etwas verweisen, was sich jeder Beschreibung entzieht, können die Gläubigen ihre Gottesbilder nebeneinander gelten lassen und jedes in seiner Art gut finden.

So wäre viel gewonnen, wenn es Philosophen wie Dworkin gelänge, den Gottesbegriff auf seinen Sinngehalt hin zurückzuführen und über seine reale, personale Bedeutung zu schweigen. Man kann über Gott reden, als ob es ihn nicht gäbe. Vielleicht kann man sogar nur so über ihn reden. Die Wahrheit einer Erzählung von Gott wäre eine literarische. Das heißt: Fiktion. Eine Fiktion, die nicht absurd ist.

Dworkins religiöser Atheismus bedient beide Seiten: Er befriedigt das Gefühl, ohne den Verstand zu verletzen. Und doch stößt Dworkin mit seinen Gedanken an Grenzen. Der Glaube an Gott braucht Inhalte, der Glaube ohne Gott braucht sie auch. Sonst bleibt von Religiosität nicht viel mehr übrig als diffuse Spiritualität – der „Gotteswahn“, wie der Evolutionsbio-

loge und radikale Atheist Richard Dawkins das genannt hat, was er für eine Selbsttäuschung des Geistes hielt.

Johann Hinrich Claussen hat in seiner Predigt Dworkin gelobt, „dieses kleine letzte Buch“ des Philosophen, „denn es durchbricht die fatalen Grenzen zwischen Christen und Atheisten“. Claussen sagt, er hätte gern mit Dworkin über diese „Religion ohne Gott“ gesprochen. Und über seine eigene „Religion mit Gott“. „Ich hätte ihm in vielem zugestimmt. Ich hätte aber auch gefragt, ob der christliche Gottesglaube wirklich so platt ist, wie er meint.“

Der Gottesbegriff der christlichen Religionen sei, so betont Claussen, mit Absicht ein Paradox. Es gibt Gott als Vater und Gott als Sohn, der am Kreuz gestorben ist, und damit Gott als Allmacht und Gott als Ohnmacht, Gott als Mensch und Gott als Gott. Gott als etwas, was nahe bleibt, und als etwas, was sich in den Himmel entzieht. Das gesamte komplexe Bild der Trinität, Vater-Sohn-Heiliger Geist, ist der gewollte Widerspruch in sich selbst. Es sei, sagt

Gottlose Kirchgänger

Atheismus Die Sunday Assembly will eine Kirche ohne Gott sein. Nach 18 Monaten gibt es bereits über 50 Gemeinden weltweit. Und die ersten Abtrünnigen.

Ostersonntag, die Glocken läuten im Londoner Stadtteil Holborn. Auch in der Kirche ohne Gott feiert die Gemeinde den Tag des Herrn. Die Ungläubigen singen und schnippen mit den Fingern. Die Band spielt „Wake me up before you go-go“. Es folgt eine Predigt über Optimismus und Hirnforschung, dann geht der Klingelbeutel herum.

„Sunday Assembly – a godless congregation“ nennt sich die neue Atheistenkirche, gegründet im Januar 2013. Es könnte eine der am schnellsten wachsenden Weltanschauungsgemeinschaften der Geschichte werden: Nach einem Jahr gab es bereits 30 Gemeinden, bis Ende des Jahres sollen es 100 sein, von Atlanta bis Adelaide, von São Paulo bis Singapur. Berlin soll bald folgen.

„Wir haben uns die besten Elemente einer Kirche genommen – und lassen Gott einfach weg“, sagt Sanderson Jones, dessen feuerroter Rauschbart an eine Karikatur von Moses oder Darwin erinnert. Von Berufs wegen ist Jones Stand-up-Comedian, genau wie Mitgründerin Pippa Evans, die meist die Sing- und Tanzeinlagen übernimmt.

„Wir glauben nicht an Gott, aber an das Gute“, sagt Sanderson zur Begrüßung seiner Gemeinde. „Unser Motto lautet: Lebe besser, hilf öfter, mach dir mehr Gedanken.“ Das klingt wie eine Allerweltsfloskel, passend zu den Popsongs, die hier dudeln, ein bisschen Beatles, ein bisschen Nina Simone. Humanismus light.

Doch genau diese Beliebigkeit führt im Lager der Ungläubigen zu Flügelkämpfen: Wieso sollten Atheisten, Agnostiker und Antiklerikale die Kirchen nachhaken, denen sie sich entronnen glaubten? „Atheisten-Kirchen sind ein Desaster für den Atheismus“, warnen Blogger aus dem Lager der New Atheists, deren berühmteste Stars einst als „Vier Reiter der Nicht-Apokalypse“ gefeiert wurden: Richard Dawkins, Christopher Hitchens, Daniel Dennett, Sam Harris.

Ihre aggressiven Attacken gegen Religionen, in denen sie die Ursache von Verdummung, Krieg und Ungerechtigkeit sahen, wirkten auf viele Beobachter abstoßend. Ohnehin gelten in den

USA Atheisten als extrem unbeliebte Minderheit, abgeschlagen hinter Schwulen und Muslimen.

Der sogenannte Neue Atheismus der Nullerjahre macht heute einen antiquierten Eindruck. Die Sunday Assembly dagegen tritt unideologisch und betont leichtfüßig auf, als „Atheismus 2.0“.

„Wir lassen Gott weg, aber wir sind nicht gegen Religion“, sagt Jan Willem van der Straten, ein Niederländer, der derzeit in der Londoner Zentrale assistiert, um eine Gemeinde in Amsterdam mitaufzubauen. „Ich komme aus einem tief atheistischen Milieu“, sagt der Mittzwanziger, der einen ähnlichen Rauschbart trägt wie sein Meister Jones: „Aber ich habe eine Beichte zu machen: Ich bin Christ.“

„Wir versuchen, ein möglichst schlankes Produkt herzustellen, ein Minimal Viable Product“, sagt Jones. Früher arbeitete er in der Technik-Gründerszene, er zieht die Kirche wie ein Start-up auf. Auf der Online-Finanzierungsplattform Indiegogo baten die Gründer um eine halbe Million Pfund für eine professionelle Website. Der Plan floppte. Aber die Filialen florieren auch so. Anfang Mai trafen sich Gründer aus 22 Städten zu einem Strategietreffen. Sie nannten es „Synode“.

Gut zehn Prozent der Menschheit bekennen sich laut groben Schätzungen des „Oxford Handbook of Atheism“ als Ungläubige, in Frankreich, Skandinavien,

Claussen, „ein Bild von Gott, das alle Gottesbilder durchbricht“. In seiner Offenheit passe es in eine moderne, komplexe Welt.

Claussen steigt von der Kanzel herab, die Orgel quäkt. Das Glaubensbekenntnis, ein Bekenntnis zum „Vater“, dem „Sohn“, dem „Heiligen Geist“, hat die Gemeinde schon vor der Predigt gesprochen. Das Bekenntnis zu einem Paradox. Claussen war nicht herauszuhören, die Gemeinde über-tönte ihn.

Das Bekenntnis im geschützten Raum einer Kirche ist leichter als außerhalb. Religion im Alltag ist meist ein Problem. Es gibt Ausnahmen. Tim Strate, Chefarzt am St. Adolf-Stift in Reinbek bei Hamburg, ist so eine Ausnahme. Er gehört ebenfalls zum Gemeinderat von St. Nikolai. Beim Himmelfahrtsgottesdienst war er nicht dabei, er war segeln. Religion ohne Gott? Für ihn ist das ein interessanter Gedanke, aber er bekennt sich lieber zu dem Gott, an den er glaubt. „Mir hilft das in meinem Beruf.“

Mindestens einmal in der Woche muss der 45-Jährige einem Patienten sagen, dass er die Krankheit, wegen der er in der

Klinik ist, nicht überleben wird. Bei den Gesprächen, die sich dann ergeben, am Ende eines Lebens, geht es oft um die Frage, ob etwas bleibt, und selten um theologische Spitzfindigkeiten, die Frage nach Gott als Person oder eben nicht. Es kommen Erinnerungen hoch, an das, was gut war: die Liebe, zu einem Mann, einer Frau, zu den Kindern, der Moment auf dem Gipfel eines Berges, der Morgen an einem See, der Abend am Meer. In dunklen Momenten geht es um die Fehler, das Ungelebte.

Für Strate bleibt jedes Mal das Staunen darüber, dass da zwar jemand unheilbar krank geworden ist, aber doch ein langes Leben möglich war, sich ein Jahr ans nächste gereiht hat, Jahrzehnt an Jahrzehnt. Nicht die Krankheit ist für Strate, den Arzt, das Erstaunliche, sondern dass so ein komplexes Wesen wie der Mensch tatsächlich funktioniert.

Strate zeigt die Operationsräume. In einem Raum haben die Ärzte eine Kamera in den Bauchraum einer Patientin geführt, auf einem Bildschirm sieht man die inneren Organe, die Schnitte des Chirurgen.

Es pulsiert, es fließt Blut, Strate sagt, da werde gerade eine Gebärmutter entfernt. Ja, sagt er, so etwas sei jedes Mal ein schöner Moment. Das Gewebe, die Blutbahnen, wie alles zusammenhänge. „Das sind die Augenblicke, in denen ich ein Gefühl bekomme für die Erhabenheit des Geschaffenen.“ Er wisse ja, wie zerbrechlich das alles eigentlich sei, wie nah am Chaos sich jeder Mensch zu jeder Zeit befinde. Eine Arterie, die platzt, ein falscher Schnitt, dann kann das Leben schnell vorbei sein.

Dass eben doch so viel glücke, obwohl der Mensch so fragil sei, auch das mache ihn zu einem gläubigen Menschen.

Aber ob denn seine Kollegen, die nicht gläubig sind, einen anderen Blick auf die Patienten hätten, auf das Funktionieren des Körpers und das drohende Chaos?

„Nein“, sagt Strate, „sie sehen das ähnlich.“

Susanne Beyer, Romain Leick



Video: Pfarrer Claussen über Glaube und Zweifel

spiegel.de/app242014glaube
oder in der App DER SPIEGEL



Gründer Jones in der Sunday Assembly: Wie Luther gegen Papst

Deutschland sind es mehr, in Afrika und Südamerika weniger. Insgesamt dürften die Ungläubigen rund 800 Millionen Menschen umfassen, mehr als so manche Religion, abgehängt nur von Christentum und Islam. Sogar in den tief religiösen USA bezeichnen sich mittlerweile über 30 Prozent der Stu-

denten als nicht religiös, hat der Soziologe Barry Kosmin vom Trinity College im amerikanischen Hartford festgestellt.

Die Gottlosen scheinen dabei nicht einfach nur indifferent zu sein, sondern bilden derzeit eine Art Grundkonsens der Werte heraus, zum Beispiel für die

Schwulenehe. Und obwohl die Areligiösen mehrheitlich männlich sind, sprechen sie sich stärker für Frauenrechte wie Abtreibung aus als der Durchschnitt der Studenten. „Trotz allem, Organisationen wie die Sunday Assembly dürften ein Minderheitenprogramm bleiben“, sagt der Soziologe Kosmin: „Die meisten Areligiösen haben keine Lust auf Gemeindeleben, Charisma oder Disziplin.“

Die Sunday Assembly legt Wert auf Offenheit. Und genau deshalb erlebt sie schon jetzt eine atheistische Variante des Kampfes Luther gegen Papst. Zum einen beschwerte sich der britische Essayist Alain de Botton, dass die gottlose Sonntagspredigt seine Idee gewesen sei. Seine Lebensberatungsfirma School of Life berechnet pro „Sunday Sermon“ Eintrittspreise von 15 Pfund.

Noch erbitterter lief die Abspaltung von der Sunday Assembly in New York: „Was als eine atheistische Komikerkirche anfang, soll jetzt eine zentralisierte humanistische Religion werden“, schimpft ein Mitglied, dessen Wunsch nach antichristlicher Polemik von den gottlosen Oberhirten in London abgeblockt wird. Per Facebook hat der Abweichler eine Konkurrenzkirche gegründet mit Namen „Godless Revival“.

In der Zentrale sieht man die Abspaltung gelassen: „Das ist doch wunderbar“, sagt Jones, „ich sehe das als Produktentwicklung.“

Hilmar Schmundt

„Ein notwendiges Medikament“

Interview Der Philosoph Robert Spaemann erklärt, warum der Gottesglaube für ihn Bestand hat.



Spaemann, 87, war Professor für Philosophie in Stuttgart, Heidelberg und München. Seit Jahrzehnten befasst er sich mit Religion und der Frage nach Gott in der Moderne. Die Vernünftigkeit des Glaubens steht für ihn im Mittelpunkt des Denkens. Papst Benedikt XVI. schätzte sein Engagement in öffentlichen Grundsatz- und Wertedebatten und lud ihn als Berater ein. Spaemann ist Autor zahlreicher Werke über Ideengeschichte, Ethik und Naturphilosophie.

SPIEGEL: Herr Spaemann, glauben Sie an Gott?

Spaemann: Ja.

SPIEGEL: Von Ihnen stammt der Satz, die Existenz Gottes sei ein „altes, nicht zum Schweigen zu bringendes Gerücht“. Was meinen Sie, wenn Sie Gott sagen?

Spaemann: Ich erinnere mich an das Wort im Evangelium, wo Jesus sagt: Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen. Das heißt, dann stelle ich mir Jesus vor – Gott kann ich denken, aber ich habe keine Vorstellung von Gott.

SPIEGEL: Gott wird von niemandem unmittelbar wahrgenommen. Jesus sagte auch, als er zu seiner Umgebung über seinen Vater sprach: Ihr kennt ihn nicht.

Spaemann: Und er setzte hinzu: Ich aber kenne ihn.

SPIEGEL: Finden wir nur über Jesus Zugang zum wahren Gott? Gott gehört doch nicht den Christen allein.

Spaemann: Jesus lehrte nicht einen anderen Gott, sondern er sprach anders über denselben. Die Wirklichkeit Gottes können Menschen in allen Religionen annehmen.

SPIEGEL: Wie können wir uns versichern, keiner Illusion zu erliegen, wenn wir über Gott sprechen?

Spaemann: Wir denken in Gott zwei Prädikate, die in der Welt nicht miteinander verknüpft sind – absolute Macht und absolute Güte. Darum heißt es: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Wir denken etwas, das größer ist als wir selbst.

SPIEGEL: Scheint da nicht der Wunsch als Vater des Gedankens auf, die Sehnsucht des Menschen nach einem gerechten Weltenherrscher?

Spaemann: Gott ist tatsächlich das Ende des Denkens, indem er zugleich dessen Vollendung ist. Wir können in ihm das Undenkbare denken. Der Gläubige versteht Gott als das absolut Vernünftige, das seine

Vernunft übersteigt. Der Atheist sieht darin bloße Resignation: Weiter können wir nicht gehen, unsere Erklärung versagt. Der Verstand kommt zum Ende, die Vernunft bleibt – das unterscheidet den Gläubigen vom Nichtgläubigen.

SPIEGEL: Wir stehen vor der Wahl, zu glauben oder zu kapitulieren?

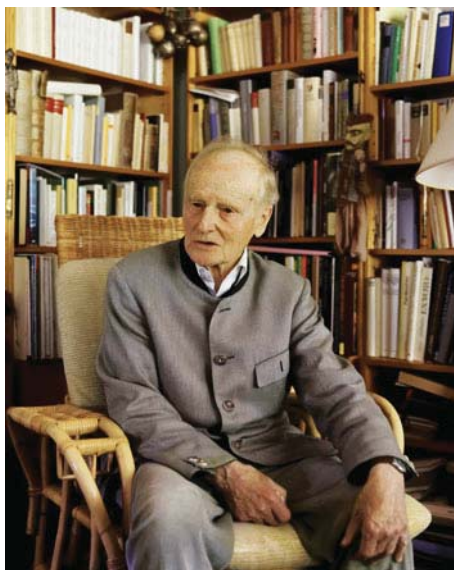
Spaemann: Gottfried Benn hat als Agnostiker diese Möglichkeit der intellektuellen Resignation in einem Gedicht so umschrieben: „Ich habe mich oft gefragt und keine Antwort gefunden, / woher das Sanfte und das Gute kommt, / weiß es auch heute nicht und muß nun gehn.“ Also: Es gibt das Sanfte und das Gute, ich kann es evolutionär nicht hinreichend erklären, aber es ist da, und mit diesem Rätsel muss ich mich abfinden.

SPIEGEL: Gott löst das Rätsel. Die Kluft zwischen Gläubigen und Ungläubigen ist nicht überbrückbar, während der Dialog der Religionen immer möglich bleibt?

Spaemann: Wenn der Gottesbegriff eine Bedeutung hat, wenn ihm also etwas in der Realität entspricht, dann meinen die Anhänger der abrahamitischen Religionen, Juden, Christen und Muslime, denselben Gott. Die klassischen europäischen Philosophen übrigens auch. Es bleibt aber sinnvoll, darüber zu streiten, wie man über ihn sprechen muss, um richtig zu sprechen.

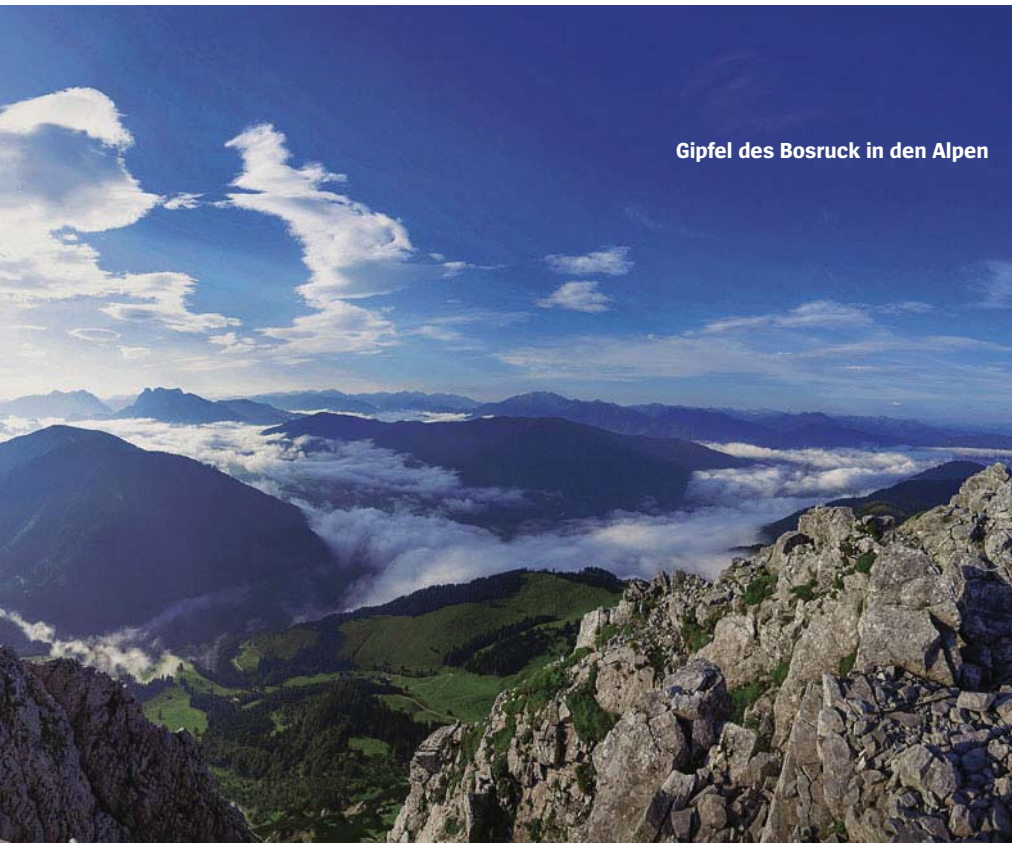
SPIEGEL: Das hat in der Geschichte zu schrecklichen Religionskriegen geführt. Sind unsere Gottesbilder vielleicht nur eine Projektion unseres Geistes? Ist Gott unsere Idee, oder sind wir die seine?

Spaemann: Was Sie da sagen, ist gerade ein Argument für den Glauben an Gott. Dass wir denken, etwas könne nur eine Projek-



Autor Spaemann
„Die Wahrheit braucht Gott“

FOTOS: FRANZ PRITZ / PICTURE PRESS (O.); MARTIN STORZ / DER SPIEGEL (U.)



Gipfel des Bosruck in den Alpen

tion unseres Denkens sein – ist das nicht auch eine Projektion? Einer, der das ganz klar gesehen hat, war Friedrich Nietzsche. Er war schließlich Atheist, aber er hat gesagt, der Unglaube ist die absolute Katastrophe, der Zusammenbruch des Denkens. Die Welt wird ins Nichts geschleudert. Die Aufklärung hebt sich selbst auf, wenn sie Gott leugnet, denn dann leugnet sie ihre eigene Voraussetzung, dass es nämlich so etwas wie Wahrheit gibt.

SPIEGEL: Wieso setzt die Wahrheit Gott voraus?

Spaemann: Sonst gibt es nur die vielen Perspektiven auf die Wirklichkeit. Die Wahrheit des Ganzen braucht die Gottesperspektive. Ich kann nicht glauben, dass etwas wirklich von sich aus existiert, was ich nur projiziert habe. Wenn alles Projektion ist, stehe ich vor dem Ende.

SPIEGEL: Ist unser säkulares Zeitalter schon dabei, dieses Ende zu erreichen?

Spaemann: Wir nähern uns ihm stark an. Der Relativismus, der heute die Voraussetzung des politisch Korrekten ist, signalisiert den Verzicht auf Wahrheit. Der Anspruch auf Wahrheit ist selbst schon politisch unkorrekt, weil man ihm unterstellt, die Gleichberechtigung des anderen nicht anzuerkennen. Damit wird aber auch die Toleranz bedeutungslos, denn sie muss einen Grund haben, der nur in der Achtung der Würde des anderen bestehen kann. Dazu gehört, ihm die Wahrheitsfähigkeit zuzusprechen. Nichteinmischung im Meinungsstreit ist keine Toleranz – Gleichgültigkeit vor der Meinung des anderen bedeutet, ihn nicht ernst zu nehmen. Dann erlischt der Diskurs. Michel Foucault, auch jemand, der an Wahrheit überhaupt nicht

glaubte, sah im Diskurs nur einen Machtkampf mit anderen Mitteln: Es ginge nicht mehr darum, Wahrheit zu suchen, weil es sie gar nicht gibt, sondern darum, sich zu behaupten und durchzusetzen. Das Denken kann aber, ohne sich selbst zu zerstören, nicht auf Wahrheit verzichten.

SPIEGEL: Kann der Mensch als geistiges Wesen gar nicht anders, als nach dem letzten Grund zu fragen?

Spaemann: Der Mensch hat in der Selbstreflexivität seines Geistes die Möglichkeit, sich selbst zu betrachten und über die eigene Existenz wie über die verschiedenen Möglichkeiten des Lebens zu staunen. Gott denken wir demgegenüber als die absolute Macht, die absolute Wirklichkeit, den absoluten Sinn. Nur partiellen Sinn gelten zu lassen kann gefährlich sein, denn wir schlagen die Tür zu jenem Relativismus auf, der schließlich alles erlaubt.

SPIEGEL: Erfahren wir die Unbedingtheit des Wahren und Guten nur in Gott? Kann das Gute nicht unabhängig existieren?

Spaemann: Vernünftige Moral ist zwar im Sinne der evolutionären Bestandserhaltung auch nützlich; aber Nützlichkeit ist nicht ihr letzter Maßstab. Die Unbedingtheit des Guten zeigt sich gerade dann, wenn die Nützlichkeit entfällt. Die Stimme des Gewissens meldet sich, wenn Moral und Interesse, das Gute und die Selbstsucht, miteinander in Konflikt geraten.

SPIEGEL: Dass es das Gute, das Wahre und das Schöne wirklich gibt, bestreitet Dworkin in seinem religiösen Atheismus nicht. Er glaubt an die Unabhängigkeit der Werte. Das Gute ist demnach nicht gut, weil Gott es will. Es existiert an sich: Gott will es, weil es gut ist.

Spaemann: Das halte ich für einen falschen Gegensatz. Dworkins Religion ohne Gott mutet meinem Glauben mehr zu als jede christliche und biblische Offenbarung. Ich frage mich: Was sind das für Werte, die unabhängig existieren? Wie kann man als Atheist die Absolutheit von Werten behaupten? Werte können nicht beziehungslos existieren, sie setzen Personen voraus. Sie unabhängig zu denken ist vernünftiger als gar nicht möglich. Ohne Geist keine Wahrheit und keine Werte. Dworkins Argumente gegen den Relativismus sind für mich Argumente für Gott.

SPIEGEL: Bleibt der Sprung vom Menschen zu Gott letztlich unerklärbar?

Spaemann: Ein Wesen, dessen Existenz unmittelbar aus dem Sinn folgt, kann für Menschen gar nicht nichtexistent sein. Sie mögen das eine Projektion oder einen Wunsch nennen. Aber wo die Vernunft an ihre Grenzen kommt, gibt es den legitimen Wunsch, es möge so sein. Gottesglaube ist Kinderglaube, wird oft eingewendet. Deswegen muss er nicht falsch sein. Er wurzelt in einem Urvertrauen.

SPIEGEL: Ist der Gedanke an Gott einfach untrennbar mit dem Nachdenken über die menschliche Existenz verbunden?

Spaemann: Im Gedanken an Gott münden sich widersprechende Gefühle: Er ist der Adressat unseres Danks, aber auch unserer Klagen als Geschöpf. Ich kann mich vor ihm darüber empören, dass die Dinge so sind, wie sie sind. Der Ungläubige nimmt die Welt hin und kapituliert vor dem Sinnlosen. Der Gläubige behält das Vertrauen in die Sinnhaftigkeit des Seins – und damit auch in die Möglichkeit der Utopie.

SPIEGEL: Glaube, Liebe, Hoffnung – weil der Mensch das Unbedingte braucht, findet er es in Gott. Vielleicht erübrigt sich dann aber die Frage, ob es Gott gibt.

Spaemann: Dieses Unbedingte ist etwas, das nicht von uns stammt. Auch die Wissenschaft beruht auf Glauben. Wer den Glauben an den Sinn nicht mehr hat, kann einpacken. Die erste Form der Offenbarung Gottes ist die Vernunft. Thomas von Aquin hat einmal geschrieben, Gott habe dem Menschen nichts geboten, was nicht auch ohne Gottes Gebot für den Menschen gelte. Aber Gott tut dem Menschen gut, er ist das Medikament, das wir brauchen, wir sollten es einnehmen.

SPIEGEL: Können die Kirchen und das Christentum in unserem säkularen Zeitalter mit seinem wachsenden Unglauben an dieser Aufgabe scheitern?

Spaemann: Es ist gut denkbar, dass die Kirchen auf das Maß von Sekten schrumpfen und der Glaube den meisten Menschen nur noch wie eine bloße Schrulle erscheinen wird. Aber dieses Scheitern des Christentums wäre nicht seine Widerlegung.

Interview: Romain Leick



Air-Berlin-Stewardessen mit Etihad-Kolleginnen

Air Berlin

Machtgewinn auf Umwegen?

Die arabische Fluglinie Etihad könnte bei Air Berlin bald noch größeren Einfluss gewinnen – ohne ihren knapp 30-prozentigen Anteil an Deutschlands zweitgrößter Airline weiter aufzustocken. Auf der bevorstehenden Hauptversammlung am 18. Juni sollen die Aktionäre Änderungen in der Satzung des Unternehmens beschließen, die wie ein Einfallstor für Etihad wirken. Schon jetzt kann das wichtigste Führungs- und Überwachungs-gremium, der Verwaltungsrat, Unterausschüsse bilden und auch

Außenstehende dorthin entsenden. Bislang durften die dort allerdings nur eine Minderheit stellen. Auch waren die Beschlüsse nur gültig, wenn sie mehrheitlich von ordentlichen Verwaltungsräten getroffen wurden. Beide Einschränkungen aber sollen nun wegfallen. Theoretisch könnten sich die Araber also über das Einschleusen von Etihad-Getreuen die Macht in den wichtigen Entscheidungsgremien sichern. Ein Air-Berlin-Sprecher weist den Verdacht, der Großaktionär wolle sich so auf Umwegen mehr Durchgriff auf die Fluglinie sichern, zurück. Die Neufassung sei nötig, um die Arbeit im Kontrollgremium effizienter zu gestalten. Außerdem sprächen formale Gründe für den Wegfall der Klauseln. did

Handel

Online wächst

Der Internethandel hat im vergangenen Jahr ein neues Rekordhoch erzielt. Gegenüber 2012 wuchs der Umsatz von Amazon, Zalando, Ebay & Co. in Deutschland um mehr als 40 Prozent und stieg auf 39,1 Milliarden Euro. Damit macht der Onlinehandel inzwischen steuerbereinigt mehr als elf Prozent vom Gesamtumsatz des Handels aus. Dagegen ist der andere Geschäftszweig des interaktiven Handels – Teleshopping und Katalogbestellungen – weiter stark rückläufig. Der Umsatz sank innerhalb eines Jahres um mehr als 20 Prozent auf 9,2 Milliarden Euro. Die Zahl der Internethändler stieg von

2009 bis 2013 um 14,5 Prozent – während die Gesamtzahl der Unternehmen aller Wirtschaftsbereiche um 3,6 Prozent sank. Dies geht aus einer Studie des Bundesverbandes E-Commerce und



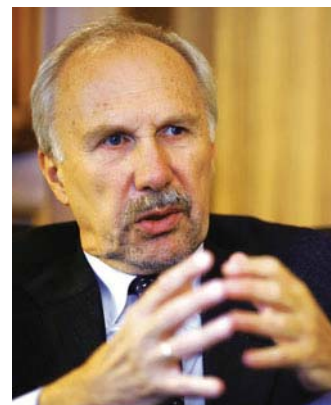
Amazon-Lager

Versandhandel Deutschland hervor, die kommende Woche vorgestellt werden soll. Auffällig ist, dass kleinere Unternehmen gegenüber den Platzhirschen aufholen. Bei Firmen mit eher geringen Jahresumsätzen bis 500.000 Euro stieg das Konjunkturklima 2014 um 54 Punkte gegenüber dem Vorjahr, während die Großen mit Umsätzen jenseits der fünf Millionen Euro Jahresumsatz aktuell ein Minus von sechs Punkten aufweisen. Die kleineren Onlinehändler wollen dabei laut Studie den Versand ins europäische Ausland intensivieren. Dies wird ab kommender Woche deutlich erleichtert, da von Freitag an europaweit das gleiche Verbraucherrecht im Versandhandel gilt. jat

Ukraine-Krise

Drohende Rezession

Die wirtschaftlichen Folgen des Konflikts mit Russland könnten im Fall einer Eskalation viel gravierender sein als bisher angenommen. Das geht aus Berechnungen der Österreichischen Nationalbank (OeNB) hervor, die Auswirkungen von weiteren Sanktionen in verschiedenen Ausprägungen berechnet hat. In einem „High-Impact-Szenario“, das unter anderem Energiepreissteigerungen und einen Ausfall von Gaslieferungen über eineinhalb Jahre unterstellt, werde die Wirtschaftsleistung im Euroraum bis Ende 2015 um insgesamt bis zu 2,3 Prozentpunkte schrumpfen. Deutschland müsste in diesem Szenario sogar einen Rückgang von zusammen 3,6 Prozentpunkten verkraften, für Österreich drohen Einbußen von 4,3 Prozentpunkten. Im schlimmsten Fall würde der Eurozone also



Nationalbankchef Nowotny

eine Rezession drohen – schließlich belaufen sich die aktuellen Wachstumsprognosen der EU-Kommission auf nur 1,2 Prozent für 2014 und 1,7 Prozent für 2015. „Man sollte sehr vorsichtig sein, bevor man die Situation massiv eskalieren lässt“, sagt OeNB-Chef Ewald Nowotny. Noch gravierendere Folgen hätte eine weitere Eskalation für Russland: Dort würde sich das BIP-Wachstum für die Jahre 2014 und 2015 um insgesamt 4,9 bis 9,3 Prozentpunkte reduzieren. ase

FOTOS: FABRIZIO BENISCH / REUTERS (O.); MARTIN JEHNICHEN (U.); ULLSTEIN BILD (R.)

Vorruhestand

Lotsen toppen Piloten

Die großzügigen Frührentenmodelle der Lufthansa-Piloten haben für Empörung gesorgt – dabei gehen die Regelungen anderer Unternehmen noch darüber hinaus. Etwa bei den Deutschen Flugsicherung (DFS), wo Lotsen schon ab dem 52. Lebensjahr mit rund 60 Prozent ihrer letzten Bezüge ausscheiden dürfen, wenn sie mindestens 15 Jahre Dienst im Tower geschoben haben. Wer bis 55 bleibt, erhält sogar 70 Prozent seiner letzten Vergütung. Wird ein Überwacher bereits mit Ende dreißig oder Anfang vierzig berufsunfähig, muss ihm die bundeseigene DFS zunächst einen Ersatzarbeitsplatz anbieten. Das Angebot, versichert ein DFS-Sprecher, würden auch viele Kollegen akzeptieren. Nimmt ein Lotse es nicht an, stürzt er finanziell trotzdem nicht ab. Je nach Alter beim Ausscheiden aus der DFS bekommt der Exmitarbeiter weiterhin bis zu 40 Prozent seines früheren Gehalts und eine Einmalzahlung von mehreren Zehntausend Euro. Ein DFS-Sprecher hält die Rundumversorgung für gerechtfertigt, da der Job des Fluglotsen extrem stressig geworden und das Verkehrsaufkommen in der Luft kontinuierlich gestiegen sei. did

Fußnote

85 Milliarden

lebten 2013 in Deutschland, 57 Prozent mehr als 2009, damals lag die Zahl noch bei 54. Ebenfalls gestiegen ist die Anzahl der Multimillionäre. Laut einer Studie der Marktforschungsfirma Wealthinsight waren es 2009 noch 9362, inzwischen sind es 11 901 – ein Plus von 27,1 Prozent. Außerdem haben 1 382 265 Millionäre ihren Wohnsitz in Deutschland, das sind 7,6 Prozent mehr als 2009.aju

Immobilien

Eigentümer suchen Rat

Der Eigentümerverband Haus & Grund erlebt eine unerwartete Eintrittswelle. Die Zahl der Mitglieder ist im vergangenen Jahr um fast 10 000 gestiegen, deutlich stärker als in den Jahren zuvor. Insgesamt sind nun rund 900 000 Eigentümer in Deutschland bei Haus & Grund organisiert. Als Ursache für den Zustrom sieht Hauptgeschäftsführer Kai Warnecke die Vielzahl neuer Anforderungen, die der Gesetzgeber von Hausbesitzern und Vermietern verlangt, vom Energieausweis bis zur Prüfpflicht



Einfamilienhaussiedlung in Berlin

von Heizöltanks. „Der Beratungsbedarf ist immens angestiegen“, sagt Warnecke. Neue Mitglieder gewinnen

der Verband nicht nur in den Metropolen, sondern vor allem auch in schrumpfenden Regionen Deutschlands.aju

Glosse

Kuren für Gewerkschafter

Seit Wochen nerven Experten und Wissenschaftler mit ihrem Genöle über das Rentenpaket der Regierung. Es sei teuer, vernichte Jobs, benachteilige die Jungen. Na und? Haben diese berufsmäßigen Besserwisser nicht zuvor geklagt, die Bürger seien wahlmüde und könnten Union und SPD nicht mehr auseinanderhalten? Hier geben Nahles & Co. eine überzeugende Antwort: Auf 30 000 Euro beläuft sich der finanzielle Vorteil der Rente mit 63, rund 14 000 Euro gewinnt eine 65-jährige Berufsaussteigerin mit zwei Kindern durch die Mütterrente. Da lohnt es sich, das Kreuz an der richtigen Stelle zu machen, das haben die Bürger begriffen. Bei der jüngsten Bundestagswahl schnitten Union und SPD zusammen in der Generation 60 plus um rund zehn Prozentpunkte besser ab als im Rest der Bevölkerung. Das zeigt, liebe Kritiker der Großen Koalition, das Rentenpaket ist in Wahrheit die gelungene Versöhnung von Demokratie und Leistungsprinzip. Heißt es nicht, die Rente sei Lohn für Lebensleistung? Und ist es etwa keine Leistung, sich als treuer Stammwähler der Volksparteien zu bewähren? Na also, hier setzen die Regierungsparteien die richtigen Akzente, anders als die christlich-liberale Vorgängerregierung, die nach der Wahl nicht mehr wissen wollte, was sie vor der Wahl gefordert hatte. Die Große Koalition dagegen entwickelt eine ganz neue Form von politischer Glaubwürdigkeit: Es reicht nicht aus, den Menschen das Blaue vom Himmel zu versprechen, man muss es dann auch liefern. Nach diesem Prinzip sollten die Berliner Poli-

tiker die Alterskasse konsequent zu einem Instrument gegen Wahlenthaltung und Parteiverdrossenheit weiterentwickeln. Wie wäre es also, liebe Union, mit einem Beitragsbonus für regelmäßige Kirchgänger? Und was, liebe SPD, spricht gegen kostenlose Erholungskuren für eingeschriebene Gewerkschaftsmitglieder?

Auch die Opposition könnte lernen. Anstatt die Bürger mit dem Veggie-Day zu verschrecken, hätten die Grünen besser mit einem Vorruhestand für Energiesparer gelockt. Und die Liberalen könnten noch im Bundestag sitzen, wenn sie das Beherbergungsgewerbe nicht mit einem schnöden Steuervorteil, sondern einer Zusatzrente für Hoteliers beglückt hätten. Nötig wäre zudem, die unzeitgemäße Selbstverwaltung aus Arbeitgebern und Gewerkschaften abzuschaffen und die Alterskasse als das zu behandeln, was sie seit dem Rentenpaket ist: ein Sonderfonds zur Wahlkampffinanzierung. Da wäre es nur folgerichtig, wenn er künftig auch von denjenigen geleitet würde, die in Wahrheit über die Verwendung der Beitragsgelder bestimmen – den Vorsitzenden der im Bundestag vertretenen Parteien. So könnte das Rentenpaket, das an diesem Freitag verabschiedet werden soll, zum Fanal werden: für einen Umbau des Wohlfahrtsstaates, der dem parlamentarischen System zu neuem Ansehen verhelfen und die Große Koalition der Volksparteien zu einer großen Koalition zwischen Wählern und Gewählten machen würde. Ganz nach dem Motto: Sozial ist nicht, was Arbeit schafft. Sozial ist, was Stimmen bringt.

Michael Sauga

A close-up portrait of Eric Schmidt, Chairman of Google. He is a middle-aged man with graying hair, wearing glasses, a dark blue suit, a light pink shirt, and a blue patterned tie. He is looking slightly to the right with a thoughtful expression. In the top left corner, there is a small, solid blue circle.

„Sie haben es versaut“

SPIEGEL-Gespräch Der Chairman von Google, Eric Schmidt, 59, über die wachsende Kritik an der Marktmacht seines Konzerns, das neue „Recht auf Vergessenwerden“ und seine Wut auf die NSA und die eigene Regierung

12,9 Mrd.

Dollar wies Google 2013 als Jahresgewinn aus – nach Steuern. Das ist ein Plus von 98 Prozent gegenüber 2009.

SPIEGEL: Herr Schmidt, wann haben Sie sich das letzte Mal selbst gegoogelt?

Schmidt: Das mache ich nie. Ich lebe lieber selbstbestimmt, als dass ich mich von anderen definieren lasse.

SPIEGEL: Wir haben es gerade ausprobiert und bekommen mit „Eric Schmidt ist...“ wenig schmeichelhafte Einträge. Ihre Algorithmen vervollständigen Sätze besonders gern mit „... böse“ – das heißt, viele Menschen haben das vorher eingegeben.

Schmidt: Das hätte ich lieber nicht gewusst. Aber jeder, der eine Führungsposition innehat, wird kritisiert. Und online hat eben jeder eine Stimme. Man sollte sich von dieser Echokammer des Internets nicht verwirren lassen. Derart uninformierte Kritik kann man ignorieren, aber auf clevere Kritik sollte man hören.

SPIEGEL: An Kritik jedweder Art herrscht bei Google gerade kein Mangel, denn Ihre Firma ist weltweit übermächtig. Bei Suchanfragen haben Sie in Deutschland einen Marktanteil von über 90 Prozent, bei Handy-Betriebssystemen weltweit von 80 Prozent, und Ihr Browser Chrome ist inzwischen auch Marktführer. Sie stehen unter Beschuss wie nie zuvor, die Front der Kritiker scheint täglich größer und lauter zu werden. Beunruhigt Sie das?

Schmidt: Ich denke viel darüber nach. Wir machen Fehler, wir sind nicht perfekt. Ich bin über die Entwicklung der letzten Monate ziemlich beunruhigt, weil wir das so nicht erwartet haben. Wir haben versucht, das Richtige zu tun, meinten, alles im Griff zu haben, und dann kam diese Explosion. Deshalb arbeiten wir jetzt sehr hart daran, alles zu ändern, was wir ändern müssen.

SPIEGEL: Da werden Sie viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Wie gehen Sie vor?

Schmidt: Zuerst versuche ich, die Kritiker und ihre konkreten Anliegen zu verstehen – und im zweiten Schritt, mich mit ihnen zu treffen. Ich folge einer simplen Regel: Es ist schwieriger, jemanden zu verdammen, mit dem man zu Abend gegessen hat.

SPIEGEL: Deutschland ist eine Hochburg der Google-Kritik. Zuletzt hat sich Vizekanzler Sigmar Gabriel in der Debatte um die Macht Ihres Konzerns zu Wort gemeldet und eine mögliche Zerschlagung in den Raum gestellt.

Schmidt: Ich kenne ihn bisher nicht persönlich und will darauf deshalb nicht näher eingehen.

SPIEGEL: Werden Sie Ihre Essensstrategie auf ihn anwenden, wenn Sie in der kommenden Woche in Deutschland sind?

Schmidt: Ich freue mich sehr auf das Gespräch mit ihm. Und lassen Sie mich so viel sagen: Wir bieten Google in Deutschland kostenlos an, und es ist ein wirklich

gutes Produkt. Es gibt Bedenken von unseren Wettbewerbern, und da haben wir auf europäischer Ebene nach vier Jahren Verhandlung gerade einige für uns schmerzhaft zugeständnisse gemacht. Lassen Sie uns doch erst einmal sehen, wie das funktioniert. Wie sollte eine Zerschlagung denn aussehen? Was wollen Sie auslagern? Das Anzeigengeschäft? Das ergibt doch keinen Sinn. Manchmal wissen unsere Kritiker einfach nicht allzu viel über uns.

SPIEGEL: Ihre Marktmacht ist auch deshalb so erdrückend, weil die Platzierungen in Ihren Suchtreffern mittlerweile über das wirtschaftliche Wohlergehen anderer Unternehmen entscheiden. Ein paar Ränge weiter hinten können Millionen Umsatzeinbußen bedeuten. Zahlreiche Wettbewerber beklagen sich, dass Sie eigene Angebote oder die von Werbepartnern bevorzugen...

Schmidt: ... deshalb haben wir der Vereinbarung mit dem EU-Wettbewerbskommissar zugestimmt, die genau auf diese Bedenken eingeht. Sie können jetzt das Ergebnis kritisieren und sagen, das geht nicht weit genug – aber die Vereinbarung ist ja noch gar nicht in Kraft, das Europäische Parlament muss noch zustimmen.

SPIEGEL: Und selbst in dieser heiklen Phase scheint Google von der Praxis nicht abzurücken. Nachdem Sie den Thermostat-Hersteller Nest übernommen haben, beklagte sich der direkte Konkurrent Vivint darüber, dass er plötzlich bei den Suchergebnissen ins Nirwana abrutschte, monatelang.

Schmidt: Ich kenne diesen spezifischen Fall nicht, aber ganz sicher hat das hier nichts mit Nest zu tun, grundsätzlich listen wir niemanden derart aus. Vielmehr ist die Relevanz der Ergebnisse entscheidend. Auch wenn sich Unternehmen immer wieder bei uns über ihr Ranking beschwerten: Wir wollen die Qualität unserer Suchergebnisse im Sinne der Nutzer ständig verbessern.

SPIEGEL: Schmerzt es Sie, dass viele Kritiker Ihrer Firma nahezu alles Böse zutrauen?

Schmidt: Ich habe ein Problem mit dieser generellen Kritik, die alles über einen Kamm schert. Ich wünsche mir spezifische Kritikpunkte, auf die ich eingehen kann. Wenn Deutschland beispielsweise sagen würde, wir möchten eure selbstfahrenden Autos nicht, dann könnte ich damit etwas anfangen und argumentieren. Oder wenn unser Umgang mit der Privatsphäre infrage gestellt wird, wie jetzt vom Europäischen Gerichtshof mit dem Recht auf Vergessenwerden.

SPIEGEL: Vielleicht kommt das Unbehagen ja daher, dass es erst Gerichtsbeschlüsse braucht oder ein Einschreiten der Wettbewerbsbehörden oder Datenschützer, bis Google sich bewegt. Der Wunsch, Links auf alte und für unangemessen befundene Inhalte zu löschen, scheint immens.

Schmidt: Die Zahl wird weiter ansteigen, das überrascht uns nicht. Wir sind enttäuscht von dieser Entscheidung, aber wir haben verstanden und werden unser Bestes tun, das Urteil umzusetzen.

SPIEGEL: Wie soll das aussehen?

Schmidt: Unser Antragsformular ist online, aber es gibt noch viele offene Fragen. Der erste Punkt ist, dass Google die Suchtreffer löscht, aber nicht die eigentliche Quelle, dort bleibt die Information vorhanden. Das Urteil gilt überdies beispielsweise nicht für Personen des öffentlichen Lebens. Aber wer definiert, wer zu dieser Gruppe gehört und wer nicht? Links auf Informationen von „öffentlichem Interesse“ sollen ebenfalls nicht gelöscht werden. Und wieder haben Sie das Definitionsproblem.

SPIEGEL: Wer entscheidet bei Ihnen über die Fälle? Haben Sie auch dafür einen Algorithmus?

Schmidt: Das machen Menschen, nicht Computer. In allen betroffenen Ländern werden Google-Angestellte sich jeden Fall anschauen, Link für Link. Wenn Ihr Antrag abgelehnt wird, können Sie sich an die jeweilige Datenschutzbehörde wenden. Wenn die Ihnen recht gibt, können Sie uns wahrscheinlich zwingen.

SPIEGEL: Aus der deutschen Regierung kam der Vorschlag, Schiedsgerichte einzurichten.

Schmidt: Wir werden tun, was die jeweiligen Datenschutzbehörden verlangen. Wenn das der effizienteste Weg sein sollte, dieses Urteil umzusetzen, dann bitte – die Deutschen verstehen etwas von Effizienz. Und die Nachfrage aus Deutschland nach Löschungen ist besonders hoch, es sind jetzt schon Tausende Anträge, also werden wir uns damit befassen müssen.

SPIEGEL: Haben Sie schon ausgerechnet, was die Entscheidung kosten wird?

Schmidt: Nein, aber Google ist eine Firma mit vielen Ressourcen, und wir werden das Problem lösen. Sicher werden wir viele

58,7 Mrd.

Dollar hatte Google zum Jahresende 2013 als Finanzreserven in den Büchern – ein Plus von 140 Prozent gegenüber 2009.

Leute einstellen müssen, die verschiedene Sprachen sprechen und Rechtskenntnisse haben.

SPIEGEL: In Ihrem vor gut einem Jahr erschienenen Buch zur Zukunft des Internets danken Sie am Schluss in der Rubrik „Freunde und Kollegen“ auch dem ehemaligen NSA-Chef Michael Hayden. Würden Sie das nach den Snowden-Enthüllungen immer noch machen?

Schmidt: Michael Hayden schon. Sie werden ja sicher auch bemerkt haben, dass sein Nachfolger Keith Alexander nicht erwähnt wird.

SPIEGEL: Waren Sie von dem, was Snowden an die Öffentlichkeit brachte, überrascht?

Schmidt: Das Ausmaß der Spionage, wie sie die NSA und das britische GCHQ betreiben, war ein Schock für uns alle bei Google – und auch für mich persönlich. Ich hatte den Umfang und die Reichweite der Aktivitäten vorher nicht vollständig begriffen.

SPIEGEL: Das überrascht schon deshalb, weil eines der ersten veröffentlichten Dokumente zum „Prism“-Programm eine enge Zusammenarbeit zwischen Google und der NSA nahelegte...

Schmidt: ... was ich sofort und eindeutig dementiert habe. Google-Gründer Larry Page und unser Rechtsvorstand David Drummond haben das ebenfalls getan. Diese Sache hat die gesamte Firma in Aufruhr versetzt und wütend gemacht. Und zwar richtig wütend! Wenn Sie Software-Ingenieure derart herausfordern, zahlen die es Ihnen mit neuem Code zurück. Also haben unsere aufgebrauchten Mitarbeiter unsere Systeme komplett verändert, sodass sie jetzt selbst für die NSA sehr schwer zu knacken sind.

SPIEGEL: Erstaunlicherweise war das offenbar auch nötig, denn einem der Dokumente zufolge hackte sich der Geheimdienst in bis dahin unverschlüsselte Datenverkehr zwischen Google-Datencentern.

Schmidt: Für mich sah das Dokument tatsächlich so aus, als habe das britische GCHQ diese Klarverbindung angezapft. Darüber waren unsere Spezialisten wirklich sauer, wir haben uns beim Weißen Haus beschwert.

SPIEGEL: Google ist eine von acht Firmen, die bei US-Präsident Obama auf Reformen gedrungen haben und die eigene Regierung verklagten, um den Nutzern die Anfragen von Sicherheitsbehörden transparenter machen zu dürfen.

Schmidt: Ich habe im vorigen Dezember ein Meeting mit dieser Gruppe im Weißen Haus geleitet und US-Präsident Obama unsere gemeinsame Stellungnahme vorgelesen. Ich kenne ihn gut und unterstütze ihn. Wir saßen da also, und ich habe ihm gesagt: Priorität Nummer eins: Stoppe die anlasslose Massenüberwachung. Die ist gefährlich, denn diese Informationen können leicht missbraucht werden. Ende Februar hat der Präsident angekündigt, das Programm in der bisherigen Form zu beenden. Das ist ein signifikanter Sieg.

SPIEGEL: Kann Google wirklich so ahnungslos gewesen sein, was die NSA angeht? Immerhin haben Sie 2010 selbst die Behörde zu Hilfe gerufen, als Ihre Infrastruktur schon einmal gehackt wurde, damals mutmaßlich aus China heraus.

Schmidt: Wenn Sie als US-Unternehmen attackiert werden, dann rufen Sie das FBI. So haben wir es damals auch gemacht. Das FBI hat in unserem Fall dann sofort die NSA hinzugezogen. Das war es aber auch schon. Es gab keine längerfristigen Vereinbarungen, wir arbeiten nicht zusammen, es gibt keine Genehmigung, auf unsere Infrastruktur zuzugreifen. Das gab es nicht, gibt es nicht und wird es nicht geben. Und das gilt übrigens auch für das GCHQ.

SPIEGEL: Ganz aktuell wurde aus Snowdens Unterlagen bekannt, dass die NSA für ihr Gesichtserkennungsprogramm eine Google-Software nutzt.

Schmidt: Es geht um die Software eines Unternehmens, das wir vor einigen Jahren gekauft haben. Seither haben sie nicht für die NSA gearbeitet. Wir haben keinen Vertrag mit der NSA.

SPIEGEL: Sie loben den Reformwillen von Obama. Das Reformgesetz wurde allerdings gerade in letzter Minute aufgeweicht.

Schmidt: Wir waren auf einem guten Weg, in der Tat, es gab Fortschritte, aber sie haben es versaut. Das Repräsentantenhaus hat ein Gesetz geschrieben, den „USA Freedom Act“, das den Sammelwünschen der Behörden viele Einschränkungen auferlegt. Im Speziellen verbietet es die massenhafte Überwachung. Vor ein paar Tagen hat dann irgendjemand im Weißen Haus einen zusätzlichen Satz hineingeschrieben, der das Sammeln von Informationen über „Gruppen“ erlaubt. Verstehen Sie das? Was ist eine Gruppe? Jeder Mit-

arbeiter einer Firma? Alle Hotmail- oder Gmail-Nutzer? Das ist großer Mist.

SPIEGEL: Was werden Sie jetzt tun?

Schmidt: Wir kämpfen dagegen, zum Beispiel indem wir wie jetzt darüber reden. Es ist wichtig, dass man das in Deutschland weiß und zur Kenntnis nimmt. Länder müssen auf einer Vertrauensbasis miteinander umgehen können. Nach dem Krieg war das Verhältnis zwischen den USA und Deutschland immer sehr gut. Dann gab es diese sehr, sehr unglücklichen Entscheidungen – bis dahin, das Handy von Angela Merkel zu überwachen. Mal im Ernst: Was haben die sich dabei gedacht? Hatten die irgendeine Ahnung davon, wie Deutsche zum Thema Privatsphäre stehen? Die Überwachung hat einen massiven Vertrauensverlust ausgelöst.

SPIEGEL: Apropos Vertrauensverlust: Sie selbst haben einmal gesagt, Google wisse, wo seine Nutzer sich gerade aufhielten, wo sie sich aufgehalten haben – und mehr oder weniger auch, was sie dächten...

Schmidt: Das Zitat ist ziemlich alt und völlig aus dem Kontext gerissen. Ich räume ein, es war ein Fehler, das zu sagen, es ist nicht einmal präzise. Ihr Handy „weiß“ vielleicht, wo Sie sich befinden. Aber wenn man die Standortbestimmung deaktiviert, sendet das mobile Betriebssystem Android den Ort nicht an Google zurück.

SPIEGEL: Wie hoch sind die Einbußen für Google seit Beginn der Enthüllungen?

Schmidt: Nicht sehr hoch. Unsere Vertriebsmitarbeiter haben unseren Kunden deutlich gemacht, dass ihre Daten dank unserer neuen, hochgradigen Verschlüsselung bei uns sicher sind. Unsere Wissenschaftler sind mindestens so gut wie die der NSA. Wir sind ziemlich sicher, dass wir jetzt nicht zu knacken sind. Wenn Sie sich um die Privatsphäre und die Sicherheit Ihrer Daten sorgen, sollten Sie Google nutzen.

SPIEGEL: Das hört sich für unsere Ohren ziemlich absurd an.

Schmidt: Ich gebe Ihnen die Fakten: Wir nutzen jetzt eine Verschlüsselung auf der Basis von 2048 Bit und ein System namens Perfect Forward Privacy, das für jede Transaktion einen neuen Schlüssel benutzt. Und wir verschlüsseln jetzt sogar Mails, die von Gmail an andere Provider gehen. Das ist noch nicht ganz so sicher wie Mails innerhalb von Gmail, aber auf jeden Fall sicherer als ohne Verschlüsselung.

SPIEGEL: Letztendlich müssen die Nutzer Ihnen mit alldem aber vertrauen. In der Vergangenheit gab es immer wieder Anlass zum Zweifeln. In Deutschland haben Sie beispielsweise mit den „Street View“-Autos mehr Daten gesammelt als erlaubt.

Schmidt: Ein einzelner Entwickler von insgesamt 50.000 Mitarbeitern hat hier einen Fehler gemacht. Die Daten wurden nicht weitergegeben, sie lagen auf einer Festplatte, und die wurde zerstört.

SPIEGEL: Ein Teil der in Europa grassierenden Angst vor Google erklärt sich aus Ihrer schierenden Finanzkraft. 33 Milliarden Dollar lagert Google aus Steuergründen außerhalb der USA, für Einkäufe und Übernahmen. Sie können mittlerweile am grünen Tisch entscheiden, welche Branche Sie als nächste durcheinanderwirbeln.

Schmidt: So funktioniert das bei uns nicht. Wir sitzen nicht herum und fragen uns: Hey, wen können wir als Nächstes mit all dem Geld kaufen? Nur wenn wir eine konkrete Idee haben, suchen wir dafür nach der weltbesten Technologie und kaufen sie ein. Übrigens investieren wir einen Teil des Geldes gerade in Deutschland als Partner der Berliner Start-up-„Factory“.

SPIEGEL: Mit dem gerade angekündigten Plan, 180 Satelliten ins All zu schicken, um auch entlegenste Orte mit Internet zu versorgen, ist das kaum zu vergleichen. Haben Sie selbst intern so etwas wie ein Lieblingsprojekt?

Schmidt: Wir wollen große Probleme mit Software lösen. Tausende Menschen sterben zum Beispiel jedes Jahr bei Autounfällen. Selbstfahrende Autos könnten einen Riesenunterschied in unser aller Leben ausmachen, auch wenn es vielleicht noch Jahrzehnte dauert. Oder die Kontaktlinse für Diabetiker, aktuell mein persönliches Lieblingsprojekt. Sie enthält einen Chip, der den Blutzuckerspiegel überwacht und mit einem Farbsystem anzeigt. Meine Landsleute haben ein Gewichtsproblem. Ein kleines Google-Team hat die Idee gehabt, darauf bin ich stolz.

SPIEGEL: Warum haben Sie keine nennenswerten Konkurrenten aus Europa?

Schmidt: In einer Umgebung, in der Sie für alles eine Genehmigung brauchen, in der alles reguliert ist, wird es weniger Innovation geben. Deutschland sollte eine Kultur des positiven Denkens schaffen, des Ausprobierens. Eine, in der es okay ist zu scheitern, in der eine Pleite nicht ein soziales Stigma bedeutet. Bei uns im Silicon Valley wird selbst das Scheitern gefeiert.

SPIEGEL: Sie sagen das aus einer komfortablen Position heraus. Die Vormachtstellung des Silicon Valley in der digitalen Welt wird jeden Tag größer.

Schmidt: Der technologische Fortschritt schreitet derzeit schneller voran als jemals zuvor. Den Deutschen kann ich dazu nur sagen: Es ist wichtig, dass ihr dabei seid. Ihr seid genauso smart wie wir und habt die gleichen Chancen. Wir würden gern helfen, aber grundsätzlich seid ihr am Zug.

SPIEGEL: Herr Schmidt, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video: Die Karriere von Eric Schmidt

spiegel.de/app472014schmidt
oder in der App DER SPIEGEL



Jetzt scannen, lesen und Probeabo bestellen.
Oder direkt unter www.brandeins.de

Unterirdischer Vorstoß

Erdgasförderung Die Niederlande überraschen mit Fracking-Plänen nahe der Grenze zu Nordrhein-Westfalen. Geologen und Bierbrauer sind alarmiert.

Der Monarch war gekommen und erfüllte Städte wie Dortmund und Münster mit königlichem Glanz. Zwei Tage lang bereiste das niederländische Oberhaupt Willem-Alexander Anfang voriger Woche mit seiner Frau Máxima Nordrhein-Westfalen (NRW) und lobte die Beziehungen zu den Nachbarn in den höchsten Tönen.

Das Wichtigste sei doch Vertrauen, dann lösten sich alle Probleme von allein, mit solchen Worten würdigte der König das exzellente Verhältnis, als er auf Schloss Moyland in Anwesenheit von NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) seinen Besuch bilanzierte. Einen Tag später aber stellten die Niederländer das Vertrauen auf eine harte Probe.

Da überraschte das Wirtschaftsministerium in Den Haag die deutschen Kollegen mit einem Vorstoß der unterirdischen Art. Die Niederländer kündigten an, die Förderung von Erdgas mithilfe des umstrittenen Fracking-Verfahrens zu prüfen, und zwar ausdrücklich auch Vorkommen im Grenzgebiet zu Deutschland. Kein Wort davon war beim Staatsbesuch gefallen, obwohl zur königlichen Entourage auch Wirtschaftsminister Henk Kamp gehörte.

In der Düsseldorfer Staatskanzlei fühlt man sich düpiert. In einer Sondersitzung des Landtags mahnte die Koalition aus SPD und Grünen die Niederländer eindringlich, von ihrem Vorhaben abzulassen. „Die Gewinnung von Erdgas mithilfe giftiger Chemikalien im Grenzraum“ sei für Politik und Bürger nicht hinnehmbar.

In der Region um Aachen, Mönchengladbach und Kleve formiert sich der Widerstand. Bürgerinitiativen rufen zu Demonstrationen auf. Wasserwerke warnen vor fatalen Folgen für die Versorgung, und selbst Bierbrauer schreiben wütende Protestbriefe an die Landesregierung.

Sie fürchten, dass die beim Fracken eingesetzten Chemikalien nicht an der Landesgrenze haltmachen und hiesige Grundwasservorkommen kontaminieren könnten. Für Brauereien wie Diebels wäre das eine Katastrophe. Drei Brunnen betreibt der Altbierbrauer auf eigenem Gelände in der Nähe von Kleve. „Die Wasserqualität



Ministerpräsidentin Kraft*

Potenziell schiefergashaltige Schichten

in 1 bis 5 km Tiefe

- Kalkschiefer
- Schwarzschiefer



hat höchste Priorität“, heißt es aus dem Unternehmen, entsprechend „kritisch“ sehe man den Vorstoß.

Er fällt in eine Zeit, in der in Deutschland darum gerungen wird, ob Fracking hierzulande überhaupt eine Zukunft haben soll. Niedersachsen, wo 95 Prozent des deutschen Erdgases gefördert werden, hat eine Bundratsinitiative gestartet. Es will das Verfahren erlauben, allerdings nur bei der Ausbeutung herkömmlicher Lagerstätten, wie dies seit Jahrzehnten Praxis ist. Das Fracken zur Erschließung von Schiefergas bliebe tabu. Andere Bundesländer, darunter NRW, lehnen die Methode ab. Noch vor der Sommerpause will die Bundesregierung eine gesetzliche Regelung gefunden haben.

Die niederländische Regierung steht Fracking aufgeschlossen gegenüber. Jahr-

zehntelang hat das Land vom Gasfeld bei Groningen profitiert, dem größten Westeuropas, seit 1959 wird hier produziert. Inzwischen hat es die beste Zeit hinter sich. Zudem bebte in der Region immer wieder die Erde, eine Folge der intensiven Förderung. Die Regierung beschloss im Januar, die Produktion zu drosseln. Die Industrie sucht nach Alternativen, und dazu gehört vor allem Schiefergas.

Fracking-Befürworter wie der Energiemulti ExxonMobil versichern, das Chemikaliengemisch, mit dem das Erdgas hochgepresst wird, sei ungefährlich und verbleibe unterhalb der grundwasserführenden Schichten. Doch die Menschen im Ruhrgebiet sind skeptisch, sie haben ihre Erfahrungen mit Natureingriffen.

Beim Kohlenbergbau haben Tausende Stollen und Schächte die geologischen Strukturen und die Grundwasserführung nachhaltig verändert. „Welchen Weg sich Wasser in solchen Gebieten bahnt, wenn es wie beim Fracken üblich unter hohem Druck in das Gestein gepresst wird, ist unkalkulierbar“, warnt Gelsenwasser, der größte Wasserversorger in NRW.

Auch die Stadtwerke in den betroffenen Gebieten machen sich Sorgen. „Über Jahrzehnte haben wir die Wasserreserven der Region wie ein Juwel gehütet“, klagt Rolf Hoffmann, Chef der Stadtwerke in Kleve. Man dürfe die Vorkommen nun nicht leichtfertig aufs Spiel setzen.

Dabei geht von den ehemaligen Kohlenstollen und Schächten möglicherweise nicht einmal die größte Gefahr für das Trinkwasser aus. „Wirklich brisant“ werde die Situation erst durch den Braunkohlentagebau, den der Versorger RWE zwischen Köln und Aachen betreibt, warnt der Bergbausachverständige Peter Immekus.

Damit die Riesengrube trocken bleibt, pumpt RWE im Umkreis von bis zu hundert Kilometern über große Brunnen täglich bis zu zwei Millionen Kubikmeter Wasser ab und befördert es über ein Rohrsystem in abgelegene Flüsse und Feuchtgebiete. Manche Brunnen sind bis zu 700 Meter tief. „Die Sogwirkung dieses Systems ist gewaltig“, warnt Immekus. Sie reiche weit in mögliche Fracking-Gebiete um Roermond und Kerkrade hinein. Damit bestehe die Gefahr, „dass Chemikalien hochgesogen werden und das Grundwasser kontaminieren könnten“, stellt der Gutachter fest.

So weit will es die Landesregierung gar nicht kommen lassen. Sie prüft, notfalls sogar juristisch gegen die Nachbarn vorzugehen. Die beauftragten Juristen im NRW-Justizministerium verweisen dazu auf das Völkerrecht. Demnach dürften Staaten Ressourcen nur ausbeuten, wenn sie „anderen keinen Schaden zufügen“. Man erwarte, dass „die niederländische Regierung das geltende Recht beachten wird“.

Frank Dohmen, Alexander Jung, Barbara Schmid

* Beim Besuch einer kanadischen Fracking-Bohrstelle im Mai 2013.

NEU



DER HOMEPAGE-BAUKASTEN VON STRATO!

STRATO
HOMEPAGE-
BAUKASTEN PRO

1&1
MYWEBSITE
BASIC
(DO-IT-YOURSELF-HOMEPAGE)

MEHR

640
MODERNE
SCHRIFTEN

14
SCHRIFTEN

BESSER

250
AKTUELLE
BRANCHEN
VORLAGEN

200
BRANCHENVORLAGEN

GÜNSTIGER

8,90€
IM MONAT
PREIS

11,89€
PREIS IM MONAT

JETZT 30 TAGE TESTEN AUF
STRATO.DE/HOMEPAGE

Brüchiges Versprechen

Finanzen Die Regierung will mit einem neuen Gesetz die Lebensversicherer retten. Doch vielen Kunden drohen Verluste. Deshalb fragen sie sich, ob sie ihre Police nicht besser kündigen sollten.

Winfried Lütte ist ein Sparer, wie ihn sich Politiker wünschen. Als Vertriebsleiter in der Autoindustrie arbeitete er eigentlich in einer Boombranche. Trotzdem hat er früh mit der privaten Altersvorsorge angefangen – und in den Achtzigerjahren gleich vier Lebensversicherungen abgeschlossen.

Vor einigen Jahren entließ seine Firma dann mehr als die Hälfte der Belegschaft, darunter auch Lütte, der seitdem umso mehr auf seine Policen angewiesen ist. Deshalb wurde er hellhörig, als sich Industrievertreter und Verbraucherschützer vergangenes Jahr über einen sperrigen Begriff in die Haare gerieten. Es ging um sogenannte Bewertungsreserven; und damit um Milliarden Euro, wie Lütte schnell herausfand.

Bewertungsreserven sind Buchgewinne, die derzeit vor allem bei festverzinslichen Wertpapieren wie Staatsanleihen anfallen. Die Versicherer müssen sie zum Teil an ihre Kunden ausschütten, wenn deren Verträge auslaufen. Doch die Branche steht unter Druck, sie will diese Praxis beenden. Lütte ging deshalb auf Nummer sicher und kündigte zwei Verträge vorzeitig. Heute ist er froh. „Ich hätte sonst womöglich 9000 Euro weniger gehabt“, schätzt er.

Tatsächlich ist die Neuregelung der Bewertungsreserven einer der zentralen Punkte in einem Gesetzentwurf, den das Bundeskabinett am vergangenen Mittwoch verabschiedete und den Bundestag und Bundesrat bis Mitte Juli absegnen sollen. Ist das Gesetz erst einmal in Kraft getreten, haben Versicherungsanbieter die Möglichkeit, ausscheidende Kunden in deutlich geringerem Umfang an den Bewertungsreserven zu beteiligen – vorausgesetzt, sie haben langfristig Probleme, ihren Verpflichtungen gegenüber allen anderen Kunden nachzukommen.

So soll verhindert werden, dass Kunden wie Lütte heute Geld bekommen, das in Zukunft womöglich dringend benötigt würde. Entsprechend nennt das Finanzministerium seinen Plan „Entwurf eines Gesetzes zur Absicherung stabiler und fairer Leistungen für Lebensversicherte“.

Das klingt nach typischem Politiker-sprech – und war selbst den Koalitionären nicht ganz geheuer. Schließlich geht es für viele Kunden um Tausende oder sogar Zehntausende Euro.

Vor über einem Jahr war ein erster Reformversuch in der Sache schon krachend gescheitert. Deshalb wird die komplizierte Neuregelung dieses Mal mit populären

Maßnahmen aufgehübscht. Union und SPD haben ihren Entwurf um Aspekte ergänzt, die den Eindruck vermitteln sollen: Es trifft jeden, auch die Anbieter.

So sollen betroffene Aktiengesellschaften keine Gewinne mehr an ihre Aktionäre ausschütten. Außerdem müssen sie die Kosten eines Vertrages transparenter machen und können nur noch einen geringeren Teil der Abschlusskosten für die Policen in der Bilanz geltend machen.

Trotzdem ist die Verunsicherung bei vielen Kunden groß. Immerhin ist die Lebens-

versicherung das beliebteste Vorsorgeprodukt der Deutschen, knapp 88 Millionen Verträge hatten sie Ende 2013 abgeschlossen. Damit besitzt statistisch gesehen jeder Einwohner mehr als einen Vertrag.

Entsprechend melden sich bei den Verbraucherschutzzentralen nun unzählige Kunden. Ihre wichtigste Frage: Sollen sie ihren Vertrag kündigen, um von der bisherigen Regelung der Bewertungsreserven zu profitieren? „Das kann sich unter Umständen lohnen“, sagt Axel Kleinlein vom Bund der Versicherten. „Je nach Länge der Laufzeit können die Bewertungsreserven zehn Prozent der gesamten Ausschüttungssumme ausmachen.“

Dumm nur, dass es sich für viele Kunden nur um eine theoretische Option handelt, weil sie schlicht zu spät dran sein könnten. Wenn Bundestag und Bundesrat, wie derzeit geplant, das Gesetz spätestens am 11. Juli verabschieden, tritt es wohl Anfang August in Kraft. „Ein derart zeitlich enges Fenster ist jenseits von jedem demokratischen Gebaren“, empört sich Kleinlein.

Denn bei der Entscheidung ist Vorsicht geboten. Für ein vorzeitiges Beenden des Vertrags müssen Kunden womöglich hohe Abschläge in Kauf nehmen. Bei Versicherungen, die weniger als zwölf Jahre laufen, fallen Steuervorteile weg. Auch ist längst nicht klar, welche Versicherer Ausschüttungen tatsächlich kürzen müssen.

Und in allen Fällen lautet die Frage, ob sich angesichts der aktuell niedrigen Zinsen alternative Anlagen finden, die besser sind. „Kunden müssten sich erst die erforderlichen Informationen besorgen“, warnt Niels Nauhauser von der Verbraucherzentrale Baden-Württemberg. Die seien allerdings oft schwer zu bekommen.

Winfried Lütte weiß das nur zu gut. Er hat sich bereits im März von seiner Versicherung ausrechnen lassen, wie viel er bei einer vorzeitigen Kündigung seiner Verträge bekommen würde. Rund 97000 Euro, lautete die Antwort der Ergo – inklusive 6112 Euro „Sockelbeteiligung an den Bewertungsreserven“. Eineinhalb Monate später, als seine Versicherungen tatsächlich gekündigt war und ausgeschüttet wurde, waren diese Bewertungsreserven allerdings auf über 9000 Euro angewachsen.

Der Wert könne stark schwanken, verteidigen sich die Unternehmen. Doch wie soll man vernünftige Entscheidungen treffen, wenn derart schlecht kalkuliert wird?



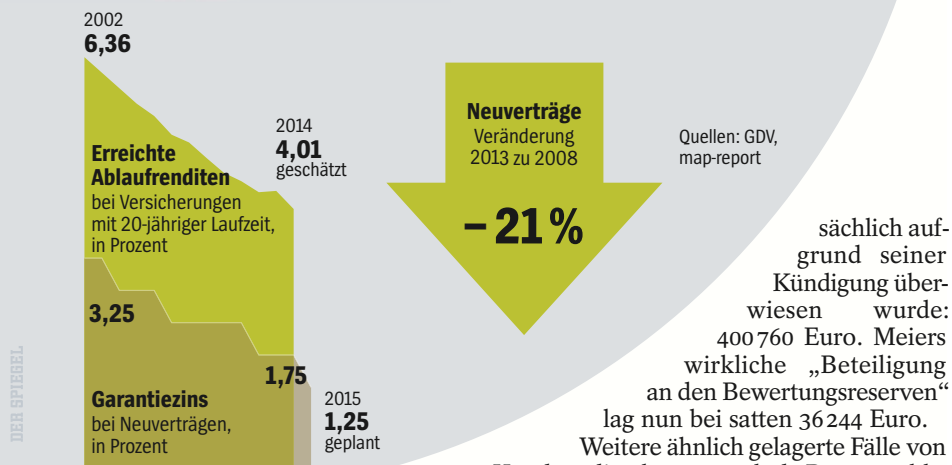
Kunde Lütte: „Ich hätte 9000 Euro weniger“

87 Mrd. €

Beiträge zahlten die Deutschen 2013 in ihre Kapitallebensversicherungen ein.

793 Mrd. €

aus Lebensversicherungen hatten die Versicherungsunternehmen bis Ende September 2013 auf dem Kapitalmarkt angelegt.



Rolf Meier* zog bei seiner Entscheidung, ob er die Lebensversicherung kündigen soll, deshalb einen freien Versicherungsmathematiker zurate. Weil er aus dem Zahlenwirrwarr seines Anbieters, der Provinzial, nicht schlau wurde, fand er im Internet Peter Schramm. Der kalkulierte den Vertrag durch und riet zur Kündigung – selbst vier Wochen vor dem Ablaufdatum. „Die Beratung hat zwar 700 Euro gekostet, aber sie hat sich gelohnt“, sagt Meier.

Das erfuhr er allerdings erst in allerletzter Minute. Nach seiner Kündigung schickte ihm die Provinzial irrwitzige Kalkulationen. Zunächst schrieb ein Berater einen dramatischen Brief, um Meier von seinem Schritt abzubringen. „Sind Ihnen die finanziellen Nachteile Ihrer Kündigung bewusst?“, fragte er – und rechnete Meier vor, welche Summe er in diesem Fall angeblich nur erwarten könne: 364 516 Euro.

In der kurzen Aufstellung, wie sich dieser Betrag zusammensetzt, war von Bewertungsreserven keine Rede. Zwei Wochen später erhielt Meier ein weiteres Schreiben, diesmal wurde ihm vorgerechnet, was ihm zum regulären Ablauftermin seiner Versicherung zustehen würde – dem 1. Juli. Das Ergebnis: 373 380 Euro. Darin enthalten: eine „Sockelbeteiligung an Bewertungsreserven“ von 8019 Euro. „Da hat scheinbar irgendwer nicht einmal gemerkt, dass ich schon gekündigt hatte.“

Das Schreiben wurde automatisch verschickt, erklärt die Versicherung.

Fünf Tage später bekam Meier erneut Post. Es ging um die Summe, die ihm tat-

sächlich aufgrund seiner Kündigung überwiesen wurde: 400 760 Euro. Meiers wirkliche „Beteiligung an den Bewertungsreserven“ lag nun bei satten 36 244 Euro.

Weitere ähnlich gelagerte Fälle von Kunden, die über mangelnde Beratung klagen, liegen dem SPIEGEL vor. So nennt etwa die Cosmos-Versicherung einem Kunden auf Anfrage lediglich einen „nicht garantierten Bewertungsreserven-Mindestanteil“, der unter Umständen nur einen Bruchteil der Endsumme abbildet. Prognosen in der Sache seien eben unmöglich, argumentieren die Versicherer.

Meiers Berater Schramm lässt das nicht gelten. „Man hat das Gefühl, viele Versicherer wollen die Kunden bewusst im Unklaren lassen, um wie viel Geld es gerade für sie geht.“

Schließlich sind Massenkündigungen das Letzte, was die gebeutelten Versicherer derzeit brauchen können. Das Geschäft mit der kapitalgedeckten Lebensversicherung, einst eine Gelddruckmaschine, ist für viele längst eine unerfreuliche Angelegenheit geworden. Allein in den vergangenen fünf Jahren ging die Zahl der Verträge um mehr als fünf Millionen zurück.

Wenige Neuabschlüsse, dafür viele Kündigungen – für die Unternehmen ist das nicht einmal das größte Problem. Vielmehr plagen sie sich mit ihren üppigen Versprechen aus der Vergangenheit. Wer zwischen 1994 und 2000 einen Vertrag abgeschlossen hat, dem garantieren sie vier Prozent Verzinsung pro Jahr, zumindest auf den Sparanteil ihrer Einzahlungen nach Abzug der Kosten. Im Zweifel ein Leben lang.

Inzwischen liegt die Garantieverzinsung nur noch bei 1,75 Prozent. Zum 1. Januar 2015 schmilzt sie sogar, so der Plan, auf 1,25 Prozent zusammen. Doch was der Branche Erleichterung verschaffen soll, macht die Produkte für Neukunden nur noch unattraktiver. Bei Altkunden gilt in dieser Hinsicht das Gegenteil: In Zeiten allgemeiner Minirenditen sind die hohen Zusagen umso wertvoller.

Das Problem ist nur, dass die Versprechen brüchig sind, denn die Versicherer erwirtschaften mit ihren Anlagen immer weniger Rendite. Ein großer Teil der rund 800 Milliarden Euro, die Kunden in die Produkte gesteckt haben, liegt in sicheren Anleihen – etwa zehn Jahre laufenden deutschen Schuldscheinen. Die allerdings werfen derzeit nur mickrige 1,4 Prozent ab.

Immer wieder äußern Experten deshalb die Sorge, so manche Assekuranz könnte die hohen Garantiezusagen aus früheren Jahren demnächst nicht mehr stemmen. Allein anhand öffentlich zugänglicher Daten sei die Gesamtlage der Branche jedoch nur „schwer einzuschätzen“, sagt Lars Heermann von der auf Versicherungen spezialisierten Ratingagentur Assekurata.

So müssen sich Kunden auf Aussagen der Finanzaufsicht Bafin verlassen, die den Assekuranzen „kurz- bis mittelfristig“ Stabilität bescheinigt. Solch allgemeine Aussagen helfen jedoch wenig: Wenn es der Branche im Schnitt passabel geht, gibt es eben womöglich auch Unternehmen, die dem Tod näher als dem Leben sind.

Mehrere Firmen haben das Neugeschäft in den vergangenen Jahren schon eingestellt, sie wickeln nur noch die bestehenden Verträge ab. Andere Lebensversicherungen versuchen es weiter mit dem überkommenen Vertriebsmodell, Kunden einfach andere Produkte aufzuschwatzen. Dabei verzichten die Versicherten bei neuen Produkten auf den Garantiezins, also einen Grundbaustein des einstigen Vorsorgeklassikers. Im Gegenzug sollen die Renditen höher sein – wenn es gut läuft. „Damit werden die Erträge noch unkalkulierbarer“, sagt Experte Nauhauser.

Das Geschäftsmodell grundlegend zu ändern, wirklich neue und kostengünstige Produkte auf den Markt zu bringen, die selbst bei niedrigen Zinsen noch so etwas wie eine Rendite erwirtschaften – dazu fehlt der Branche offenbar die Kraft.

Die Verunsicherung der Versicherungen hat skurrile Folgen: Obwohl die Konzerne sonst bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Überregulierung beklagen, forderten einige Branchenvertreter die Regierung in den Verhandlungen über das Rettungspaket auf, doch endlich die Vertriebsprovisionen gesetzlich zu begrenzen – weil die oft freien Versicherungsverkäufer viel zu hohe Provisionen beanspruchten.

Dieser Forderung sind Union und SPD in ihrem Entwurf allerdings nur bedingt nachgekommen. Zwar müssen die Vermittler künftig ihre Vertriebskosten offenlegen, gedeckelt werden die Gesamtprovisionen aber nicht. „Wenn ein guter Kompromiss darin besteht, dass am Ende niemand wirklich zufrieden ist“, sagt Verbraucher-schützer Kleinlein, „hat das Finanzministerium ganze Arbeit geleistet.“

Sven Böll, Anne Seith

* Name von der Redaktion geändert.

Die Dubai-Connection

Kriminalität Mit dem Handel von CO₂-Emissionsrechten erleichterten Betrüger den deutschen Fiskus um Hunderte Millionen Euro. Jetzt haben Ermittler erstmals einen der mutmaßlichen Drahtzieher festgesetzt. Eine Schlüsselrolle spielte die Deutsche Bank.

In der MGM Grand Arena in Las Vegas hatte der britische Weltergewichtsboxer Amir Khan in der Nacht zum 4. Mai einen großen Auftritt. Vor rund 10 000 Zuschauern schickte er seinen Konkurrenten Luis Collazo dreimal auf die Bretter und gewann überlegen.

Ganz nahe am Ring jubelte sein Sponsor Mohammad Safdar Gohir, 56, genannt Onkel Saff, wie Khan britischer Staatsbürger pakistanischer Abstammung. „Großartige Boxnacht. Bin glücklich, dabei gewesen zu sein als sein Fan“, twitterte Gohir, der aus Dubai für den Kampf eingeflogen war.

Sein Glück währte nicht lange. Noch bevor die Nacht zu Ende war, nahmen Fahnder der US-Marshalls Gohir fest und sperrten ihn ein. Grund war ein Haftbefehl aus Deutschland. Gohir wird verdächtigt, als Drahtzieher eines Umsatzsteuerbetrugs mit Emissionsrechten dem Staatshaushalt mindestens 136 Millionen Euro gestohlen zu haben. Ihm droht laut Staatsanwaltschaft eine Gefängnisstrafe von mehr als zehn Jahren.

Gohir gehört zu einer kleinen Gruppe britischer Staatsbürger, die über ein Netz zahlloser Firmen und Komplizen seit vielen Jahren Umsatzsteuerkarusselle betrieben haben sollen, auch mit anderen Produkten. Dabei werden Waren über Ländergrenzen im Kreis gehandelt, mit dem primären Zweck, Steuern zu hinterziehen.

Allein der Handel mit Emissionsrechten durch Gohir und andere Banden soll den deutschen Steuerzahler 800 Millionen Euro gekostet haben. Und offenbar hat die Deutsche Bank dabei eine entscheidende Rolle gespielt. Gohir hat den größten deutschen Geldkonzern „fast ausschließlich“ an einer entscheidenden Stelle in seine Handelsketten eingebunden.

Seit mehr als vier Jahren ermittelt die Staatsanwaltschaft Frankfurt, 25 Bankmitarbeiter hat sie im Visier, darunter Kocher Jürgen Fitschen und Finanzvorstand Stefan Krause. Sie sollen eine falsche Steuererklärung unterzeichnet haben. Die Bank verwies auf frühere Stellungnahmen: Sie habe die Erklärung rechtzeitig und freiwillig korrigiert. Sie kooperiere weiter vollumfänglich mit den Behörden.

Insgesamt geht die Staatsanwaltschaft europaweit gegen 160 Beschuldigte in 150 Unternehmen vor, davon 50 in Deutschland. 127 Millionen Euro an Beute konnten die Ermittler sicherstellen.

Einfallstor für die Betrüger ist eine Besonderheit im Umsatzsteuerrecht. Danach



Beschuldigter Gohir (hinten), Premier Cameron
Von Dubai aus das Karussell gesteuert



Queen Elizabeth II., Verdächtiger V.
„Enormen Reichtum angehäuft“

sind Lieferungen von einem Unternehmer an einen anderen über EU-Ländergrenzen hinweg von der Umsatzsteuer befreit. Der erste Käufer hinter der Grenze – Ermittler bezeichnen ihn als „Missing Trader“ – schlägt beim Weiterverkauf 19 Prozent Umsatzsteuer auf, führt sie aber verbottenweise nicht an den Fiskus ab. Die Ware wird dann zur Verschleierung über mehrere Firmen, sogenannte Buffer, weitergereicht. Der Letzte verkauft die Ware an den sogenannten Distributor, der sie ausführt und sich die Steuer erstatten lässt.

In Gohirs Karussell war der Distributor fast immer die Deutsche Bank, sie exportierte aus Frankfurt die Zertifikate an ihre Filiale in London, von dort sollen sie erneut in den Kreislauf eingespeist worden sein.

Deutsche Behörden glauben, neben Gohir zwei weitere mutmaßliche Drahtzieher von Emissionsrechte-Karussellen ausgemacht zu haben: Mohsin S. und Peter V., wie Gohir britische Staatsbürger indisch-pakistanischer Abstammung. Gohir soll über gute Beziehungen bis in höchste Kreise der britischen Politik verfügen. Ein Foto

zeigt ihn zusammen mit dem britischen Premierminister David Cameron. Peter V., der sich gern mit seinen Ferraris, Bugattis und Mercedes zeigt, war vergangenes Jahr in den Buckingham Palace eingeladen, wo er Queen Elizabeth II. die Hand schüttelte.

V. verwaltet heute nach eigenen Angaben unter anderem Immobilien im Wert von vier Milliarden Pfund und sponsert den FC Chelsea.

Gohir stammt aus einem Multikulti-Viertel in Huddersfield in der Nähe von Leeds, West Yorkshire. Es ist eine Gegend, aus der sowohl Boxer Amir Khan als auch andere mutmaßliche Akteure des Umsatzsteuerkarussells stammen. Zeitweise war Gohir in Huddersfield als Geschäftsführer mehrerer Firmen eingetragen. Als Händler von Telefondienstleistungen war er bereits in den USA und Großbritannien ins Visier der Behörden geraten.

Diese Männer, sagt ein deutscher Ermittler, „haben enormen Reichtum angehäuft“. Und zumindest Teile davon sollen aus den Haushalten europäischer Staaten stammen, die mithilfe der Umsatzsteuerbetrügereien geplündert wurden.

Laut Haftbefehl hat Gohir den betrügerischen Rechthandel von Dubai aus gesteuert. Ermittler gehen davon aus, dass von dort ein Großteil des Startkapitals kommt – und viel fließt aus den Steuerkarussellen auch wieder dorthin zurück.

Die Erträge aus dem Umsatzsteuerbetrug schleuste Gohir über Konten der First Bancorp Ltd. in den Offshore-Zentren Zypern und Hongkong, um Spuren zu verwischen, ehe er die Gelder anderweitig investierte. Millionen sollen in Dubai in Immobilien angelegt worden sein, unter anderem auf einer der künstlichen Inseln, die, bebaut mit Luxusresorts, vor der Wüstenstadt im Meer liegen.

Doch die Betrüger nutzen Dubai auch als Plattform, um Startkapital zu sammeln, Scheinfirmen zu gründen, Anwälte zu beschäftigen und vor allem: Emissionszertifikate zu kaufen – all das kostet Geld. Etwa 30 bis 40 Millionen Euro, haben die Ermittler herausgefunden, waren dafür notwendig. Deutsche Fahnder gehen sogar davon aus, dass Gohir in Dubai Fonds aufgelegt hat, um den deutschen Fiskus zu plündern.

Das Spiel mit den Verschmutzungsrechten beginnt 2009 in London. Seit 2005 haben viele Industrieunternehmen in Europa Verschmutzungsrechte und können mit diesen handeln. Wer wenig verschmutzt,

1 Eine Firma (**Missing Trader**) führt eine Ware steuerfrei aus dem Ausland nach Deutschland ein.

2 Weiterverkauf der Ware in Deutschland zuzüglich 19 Prozent Umsatzsteuer, die nicht an das Finanzamt abgeführt wird.

4 Der **Distributor** verkauft die Ware zurück ins Ausland und lässt sich die nie entrichtete Umsatzsteuer zurück-erstat-ten.

3 Erneuter Weiterverkauf an eine Kette von Firmen (**Buffer**), um die Handelswege zu verschleiern.

Steuerkarussell

Wie Unternehmen das Finanzamt um die Umsatzsteuer betrügen

DER SPIEGEL

der verkauft die Rechte, wer viel CO₂ ausstößt, kauft Rechte zu. Allerdings kann man auch mit den Rechten handeln, ohne ein Industrieunternehmen zu sein – weshalb die Deutsche Bank Ende 2005 begann, in London ein Team für den Handel mit CO₂-Zertifikaten aufzubauen. Angesiedelt im Geschäftsbereich Global Markets, den damals Anshu Jain verantwortete.

Viele Stufen unter dem heutigen Kochef der Bank arbeitete die Vertriebsmitarbeiterin Marisa C. Am 15. Juni 2009 telefonierte sie mit dem CO₂-Zwischenhändler SVS. Gut eine Woche später war die Deutsche Bank mit SVS im Geschäft, der Handel entwickelte sich gerade hier besonders schwunghaft.

Dabei ermittelten bereits damals Behörden in mehreren Ländern wegen des Verdachts der Steuerhinterziehung im Zusammenhang mit Verschmutzungsrechten. Ende Juli 2009 kündigte Großbritannien deshalb an, die Umsatzsteuer auf CO₂-Geschäfte abzuschaffen.

Zum Stillstand aber kam das Karussell dadurch nicht. Obwohl die britischen Steuerbehörden die Deutsche Bank im Herbst des Jahres mehrfach auf die Probleme im CO₂-Handel hingewiesen hatten, verlagerte diese die Geschäfte nach Deutschland und betrieb sie dort in großem Stil.

Fortan endeten Handelsketten, die etwa bei der DGU Unternehmensberatung mit Sitz in Köln als Missing Trader begannen, bei der Deutschen Bank in Frankfurt. Über die DGU und weitere Firmen wurden Emissionsrechte aus Polen, den Niederlanden oder den Vereinigten Arabischen Emiraten nach München weitergereicht, wo in einem fünfstöckigen Mietshaus am etwas schmutzigen Heimeranplatz der Brite Faisal Zahoor Ahmad wohnte.

Der 34-Jährige hatte dafür die Firma Roter Stern gegründet. Der Sterbeprozess einer untergehenden Sonne soll ihn zu dem Namen inspiriert haben. Neben Ahmad

war bei Roter Stern Paula C. verantwortlich, die zugleich für eine jener Firmen Gohirs in Dubai tätig war, über die das ganze Karussell gesteuert wurde.

Roter Stern mietete zwei Räume in einem Bürozentrum in der Dachauer Straße in München, viel mehr als Laptop und Internetanschluss brauchte Ahmad nicht, um binnen sechs Monaten 58 Millionen Euro abzuzocken. Diese Zahl steht in dem internationalen Haftbefehl gegen Ahmad, der vor wenigen Wochen veröffentlicht wurde.

Das Geld zweigte er meist schnell nach Zypern ab, manchmal dauerte es nur wenige Wochen, ein Konto zu eröffnen, einen Millionenbetrag auf- und wieder abzubuchen und das Konto wieder zu schließen.

Einmal ist Ahmad den Fahndern schon durch die Lappen gegangen. Im April 2010 verweigerte das Amtsgericht Frankfurt den Ermittlern zunächst die Ausstellung eines Haftbefehls. Als die Ermittler ihn schließlich doch bekamen und die Wohnung stürmten, war Ahmad bereits ausgeflogen. Die Spülmaschine lief noch.

Die Zertifikate, die Ahmad von zahlreichen kleineren Zulieferern erwarb, soll er zum Teil direkt an die Deutsche Bank verkauft haben. Dort liefen nach bisherigen Erkenntnissen der Ermittler fünf Handelsketten zusammen. Im Mittelpunkt stand offenbar Dominic H., Firmenkundenbetreuer im Marktgebiet Frankfurt. Einige der Umsatzsteuerbetrüger nannten ihn den „main carbon guy“ der Deutschen Bank, den „Haupt-CO₂-Jungen“.

Dem Carbon Guy und einigen Kollegen werfen die Ermittler Mittäterschaft zugunsten der Deutschen Bank vor. Sie sollen ihre Geschäfte getätigt haben, obwohl sie wussten, dass dabei Umsatzsteuern hinterzogen werden. Mitgemacht haben sollen sie auch, um sich persönlich zu bereichern – über höhere Provisionen und Boni. So prahlte etwa Dominic H. in einem Tele-

fongespräch, man habe an einem Tag 870 000 Euro verdient, man habe 21 Millionen gefeiert, es sei unfassbar.

Die Zahlen mögen unfassbar gewesen sein, ahnungslos waren der Carbon Guy und seine Kollegen wohl nicht. Sie kauften Zertifikate teilweise deutlich unter Börsenkurs, was zumindest als Hinweis darauf gilt, dass die Herkunft der Papiere fragwürdig war. Die Geschäftsführer eines Händlers, mit dem die Deutsche Bank zusammenarbeitete, erwogen einmal, dem Zweiradfahrer Dominic H. zum Dank ein Motorrad zu schenken, beschlossen dann aber, ihn auf ihr Boot einzuladen.

Die Sache lief für die Täter wunderbar, und sie scheffelten so lange Millionen, bis Fahnder am 28. April 2010 die Deutsche Bank und Räumlichkeiten Hunderter weiterer Verdächtigter durchsuchten.

Zwar steht heute fest, dass der Einsatz verraten wurde und die Ermittler nicht alle Informationen bekamen, auf die sie gehofft hatten. Der Emissionshandel aber ist zumindest in Deutschland inzwischen in sich zusammengebrochen, weil auch die Bundesregierung im Sommer 2010 die Umsatzbesteuerung änderte.

Betrugsanfällig bleibt der Handel mit den CO₂-Verschmutzungsrechten trotzdem – weil die Besteuerung EU-weit nach wie vor nicht einheitlich geregelt ist. Schon im April 2010 soll sich der Deutsche-Bank-Manager Dominic H. mit einer Kollegin deshalb darüber unterhalten haben, den Handel nach Italien, Polen, Österreich oder Schweden zu verlagern.

Und selbst wenn deutsche Fahnder mal einen Erfolg vorweisen können, bringt sie das nicht unbedingt weiter. 2010 durchsuchte auch die Polizei in Dubai. Weil sich aber die damalige Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) nicht zu einem Rechtshilfeabkommen mit dem Golfstaat durchbringen konnte, blieben viele Erkenntnisse dort liegen.

Das immerhin könnte sich jetzt mit Nachfolger Heiko Maas (SPD) ändern. Es gebe Gespräche zur Verbesserung der Rechtshilfe mit den Vereinigten Arabischen Emiraten, sagte eine Sprecherin des Ministers. Die deutschen Ermittler warten derweil auf den Auslieferungsbescheid aus Amerika und hoffen auf die Beichte des Mohammad Safdar Gohir.

Der Drahtzieher ahnte wohl schon, was ihm droht, in einem Telefonat vor einiger Zeit äußerte er sich besorgt, dass er selbst ins Visier der Ermittler geraten sein könnte. Er erwog, sich an einen sicheren Ort abzusetzen, etwa nach Dubai, wo er einen Wohnsitz hat.

Seine Angst hinderte ihn freilich nicht daran, noch in den vergangenen Monaten nach Deutschland zu fahren. Die Fahnder ließen ihn unbehelligt.

Martin Hesse, Andreas Ulrich

Herrschaft der Juristen

Regierung Das Finanzministerium hat viel ökonomische Macht. Doch Ressortchef Schäuble besetzt Posten bevorzugt mit Rechtswissenschaftlern. Wieso?

Von Wolfgang Schäuble ist bekannt, dass er die Jurisprudenz für eine der vornehmeren akademischen Disziplinen hält und sich selbst für einen ihrer würdigsten Vertreter. Gern glänzt der Bundesfinanzminister mit Paragrafenwissen, Bemerkungen zum Reformbedarf in der EU ufern häufig in Vorträge über europäisches Verfassungsrecht aus. Besucher aus Schwellenländern können sich sicher sein, in badischem Englisch über die Vorzüge der „rule of law“ belehrt zu werden.

Dieser Herrschaft des Rechts hat Schäuble in seinem Ministerium nun zu einer besonderen Ausprägung verholfen: Sie wird

zur Herrschaft der Rechtsgelehrten. Obwohl das Finanzministerium mit seiner Gestaltungsmacht über Steuern, Haushalt und Eurorettung die Schaltzentrale für die Wirtschaftspolitik nicht nur in Deutschland, sondern mittlerweile auch in Europa ist, wird es vor allem von Juristen geführt. Wirtschaftswissenschaftler sind auf der Führungsebene des Ressorts zu einer seltenen Spezies geworden.

In seinem engsten Arbeitsumfeld setzt der promovierte Volljurist Schäuble vor allem auf Absolventen der eigenen Fachrichtung. Die drei beamteten Staatssekretäre haben Jura studiert. Unter den neun Abteilungsleitern sind sieben Juristen und zwei Wirtschaftswissenschaftler.

Das Ungleichgewicht setzt sich auf allen Ebenen des Ministeriums fort. Von 23 Unterabteilungsleitern sind 14 Juristen, den Rest bilden Wirtschaftswissenschaftler. Derzeit arbeiten 333 Juristen für Schäuble, aber nur 214 Ökonomen. Traditionell haben sich Angehörige beider Akademikergruppen die Arbeit geteilt. Juristen schreiben die Gesetzestexte, etwa in der Steuerabteilung, die Wirtschaftswissenschaftler beobachten den Zustand der Volkswirtschaft und analysieren die Auswirkungen politischen Handelns auf Konjunktur und Haushalt.

Unter Schäubles Vorgängern – gleichgültig ob Peer Steinbrück, Hans Eichel, Oskar Lafontaine oder Theo Waigel – fand sich mindestens ein Ökonom im Kreis der Staatssekretäre, auch ihr Anteil unter den Abteilungsleitern fiel größer aus. Seither aber hat sich die Balance zu ihren Ungunsten geändert.

Wie sehr die Juristen an der Berliner Wilhelmstraße den Ton angeben, offenbarte sich während der Eurokrise. Häufig hantierte das Finanzministerium in Brüssel oder Athen nicht mit ökonomischen, sondern mit juristischen Argumenten. Bankenunion, Wirtschaftsregierung, Eurobonds: Stets machte Schäuble vor allem rechtliche Bedenken geltend. Bevor Reformen eingeleitet werden könnten, seien zuerst die europäischen Verträge zu verändern, lautete sein Standardargument.

Im Ausland stieß die Vorfahrt von Paragrafentreue vor Pragmatismus auf wenig Verständnis. „Während der Eurokrise hat legalistische Kleinkariertheit vernünftige Politik verhindert“, lästerte der britische *Economist* kürzlich über das Berliner Krisenmanagement.

Aus seiner Verachtung für Ökonomen macht Schäuble kein Geheimnis. Ihre Aussagen sind ihm zu schwammig. Stets stehe

1954



Die wahrscheinlich schönste Schlammschlacht vor Erfindung der Promi-Scheidungen: Beim „Wunder von Bern“ helfen Kampfgeist, Fritz-Walter-Wetter und leichtere **Fußballschuhe** mit den ersten Schraubstollen aus Polyamid.

2006



Deutschland wird Weltmeister – im Public Viewing: Allein in Frankfurt verfolgen rund 2 Mio. Zuschauer „Deutschlands Sommermärchen“ auf riesigen lichtstarken **LED-Videowänden**. Halbleitern aus der Chemie sei Dank.

2014 schon sicher im

1996



Für alle, die lieber im Applaus baden als im Schweiß: In **Trikots** aus atmungsaktiven Chemiefasern kickt sich die deutsche Elf zum dritten EM-Titel.

2010



Das größte Passagierflugzeug aus Serienproduktion hebt erstmals für eine deutsche Airline ab. Der **Airbus A380** besteht zu 25% aus Verbundwerkstoffen, die ihn zum effizientesten Flugzeug seiner Klasse machen. Innen ist Platz für bis zu 873 Fußballfans.

Minister Schäuble,
Staatssekretär Werner Gatzert



er vor dem Problem, „welchen der oft unterschiedlichen, wenn nicht gegensätzlichen Empfehlungen man folgt“, klagte er einmal.

In ihren Ausführungen vermisst er die logische Stringenz, die er aus der Juristerei gewohnt ist. Die Klage Winston Churchills ist ihm nicht fremd. Wenn er zwei Ökonomen frage, hatte sich der britische

Premier einst beschwert, bekomme er von jedem eine andere Antwort, es sei denn, John Maynard Keynes, der damalige Doyen der Zunft, sei darunter. Dann bekomme er drei.

Schäubles Vorliebe für Juristen hat die Grabenkämpfe im Haus verschärft. Etliche Talente verlassen das Ministerium nicht mehr nur, weil sie in dem CDU-dominier-

ten Haus aus parteipolitischen Gründen nicht zum Zug kommen. In den vergangenen Monaten gingen vor allem Ökonomen. Einige fanden Zuflucht in den Fraktionen des Bundestags, andere beim Berliner Senat. Ein Unterabteilungsleiter wechselte kürzlich als stellvertretender Chefökonom zur OECD nach Paris.

Bei einer Schlüsselposition hat Schäuble sein Rekrutierungsmuster allerdings durchbrochen. Sein neuer Sprecher Martin Jäger ist weder Jurist noch Ökonom, er hat Völkerkunde und Politik studiert. Er wird der bestbezahlte Sprecher aller Bundesministerien. Als Abteilungsleiter bekommt er den Rang eines Ministerialdirektors und wird nach der Besoldungsgruppe B 9 bezahlt (Grundsalar: 10 515 Euro im Monat). Üblicherweise bekleiden Ministeriumssprecher den Posten eines Referats-, höchstens den eines Unterabteilungsleiters.

Die größte Herausforderung für Schäubles Hausverwaltung besteht derzeit darin, dem neuen Abteilungsleiter einen passenden Unterbau mit der notwendigen Anzahl von Referaten zu konstruieren, damit sich die hohe Bezahlung rechtfertigen lässt.

Das aber ist ein verwaltungsrechtliches Problem, kein ökonomisches.

Christian Reiermann

2014



Ab sofort bleiben auch Bälle „bei Fuß“. Dank seiner ausgeklügelten Kunststoffbeschichtung ist der neue **WM-Ball** bei jedem Wetter griffig und sorgt für eine sichere Führung bis ins Tor.

2022

Endspiel dabei: die Chemie.

2018

Zu den Entdeckungen der Chemie gehören zwar keine Fußballtalente, aber dafür fast alles, was man für ein unvergessliches WM-Erlebnis braucht: Leichtbauteile für Flugzeuge, LED-Videowände für den kollektiven Fanjubiläum und High-Tech-Kunststoffe für präzisere Fußbälle. So kommt bei der WM alles an seinen Platz: die Zuschauer ins Stadion, das Bild auf die Videowand und der Ball ins Tor. www.ihre-chemie.de

Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.

Kerzen für Tiananmen

Rund 200 000 Menschen versammelten sich am vergangenen Mittwoch im Victoria Park in Hongkong zu einer Mahnwache mit Kerzen, um an den 25. Jahrestag der blutigen Niederschlagung der Studentenproteste auf dem Tiananmen-Platz zu erinnern. Die Regierung in Peking verschärft derweil die Zensur und hat zahlreiche Kritiker festgenommen.

Palästinenser „Wahlen wären schön“



Ghassan Chatib, 60, Vizepräsident der Birzeit-Universität bei Ramallah und früherer Minister einer palästinensischen Regierung, über den Stand der Versöhnung zwischen der islamistischen Hamas und seiner Fatah

SPIEGEL: Haben sich die verfeindeten Fraktionen tatsächlich ausgesöhnt?

Chatib: Zunächst einmal wurde ein Abkommen unterzeichnet, das die Bildung einer Übergangsregierung vorsieht. Das scheint geklappt zu haben. Der wichtigste und schwierigste Teil kommt aber noch: Die Versöhnung muss institutionell umgesetzt wer-

den. Behörden, die jetzt doppelt existieren, müssen zusammengelegt werden.

SPIEGEL: Ist das überhaupt möglich?

Chatib: Es ist sehr schwierig, ja. Aber die Entscheidungsbefugnis der Minister ist ohnehin gering. Alle folgen der

politischen Linie des Präsidenten, also Mahmud Abbas. **SPIEGEL:** Damit wird die Hamas kaum glücklich sein.

Chatib: Ist sie auch nicht. Sie hat aber im Moment keine andere Wahl, als sich darauf einzulassen. Sie ist seit dem Sturz Mohammed Mursis in

Ägypten politisch völlig isoliert und so gut wie bankrott, weil die ägyptische Armee den Schmuggeltunnel in den Sinai zerstört hat.

SPIEGEL: Was bedeutet die Einigung für den sogenannten Friedensprozess?

Chatib: Gäbe es einen wirklichen Prozess, hätte Abbas dieses Abkommen vielleicht gar nicht ausgehandelt. Einem Arrangement mit Israel steht eine Einigung zwischen der Hamas und der Fatah aber nicht im Weg, im Gegenteil. Wenn daraus etwas wird, können wir endlich tun, was die Israelis seit Jahren fordern: mit einer Stimme sprechen.

SPIEGEL: Wird es wie vereinbart zum Jahresende Wahlen geben?

Chatib: Wahlen wären schön, wir brauchen sie. Aber noch glaube ich nicht so recht daran. ahe



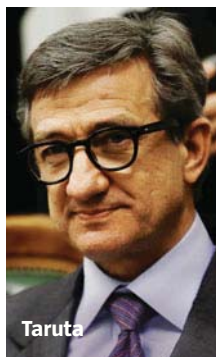
Präsident Abbas (l.), Regierungsmitglieder in Ramallah



Ukraine Krieg gegen die Reichen

Im Konflikt mit Kiew versucht Russland, dem neuen Feind auf jede denkbare Weise zu schaden. Auch Oligarchen bekommen das zu spüren – jedenfalls jene, die den Kampf gegen die prorussischen Separatisten unterstützen. Serhij Taruta, Geschäftsmann und seit März Gouverneur des Donezker Gebiets, wurden jetzt sämtliche Aktiva auf den British Virgin Islands gesperrt. Den Gerichtsbeschluss erzwang die Bank WTB, das zweitgrößte russische Kreditinstitut, bei dem der Gouver-

neur direkt oder indirekt Verpflichtungen haben soll. Der Unternehmer hat auf den Virgin Islands acht Unternehmen registriert, darunter eine Bergbaufirma und das Kiewer Nobelhotel Hyatt. Einen ähnlichen Gerichtsbeschluss hatte die russische Bank bereits auf Zypern erreicht. Die Duma, Putins Parlament, will noch einen Schritt weitergehen: Abge-



Taruta

ordnete fordern den Generalstaatsanwalt auf, alle in Russland befindlichen Firmen des Unternehmers Ihor Kolomoisky zu „liquidieren“ – Kiew hat ihn als Gouverneur des Gebiets Dnipropetrowsk eingesetzt. Kolomoisky

falle unter Artikel 205.1 des Strafgesetzbuchs, weil er „terroristische Handlungen“ unterstütze. Die Ukraine will sich Enteignungen nicht gefallen lassen und kündigt ihrerseits die Konfiszierung russischen Besitzes an. Justizminister Pawlo Petrenko will so den Verlust der Krim kompensieren – durch deren Annexion sei ein Schaden von fast 90 Milliarden Dollar entstanden. cne

Syrien Assads Afghanen

Erstmals bestätigen sich seit Monaten kursierende Gerüchte über asiatisch aussehende Männer, die in Uniformen des Regimes kämpfen, aber kein Arabisch sprechen. In Aleppo ist nun der erste Kämpfer umgekommen, der von einer Brigade der Aufständischen als Afghane identifiziert werden konnte: Sein Mobiltelefon und zwei Speicherkarten enthielten Videoaufnahmen, auf denen er sich in der Sprache der Hazara mit anderen Af-

ghanen über Kämpfe unterhält – dabei habe seine Gruppe von 28 Männern 5 verloren. Auch seine Reise lässt sich durch die Videos nachzeichnen: Über Iran gelangten die Afghanen per Linienflug nach Beirut und von da aus weiter nach Syrien. Dort nahmen sie, bevor sie in den Kampf zogen, an einer Zeremonie im schiitischen Schrein von Sajjida Sainab in Damaskus teil und erholten sich offenbar am Strand. Afghanische Hazara sind die jüngste Gruppe ausländischer Schiiten, die zum Kampf für ihren Glaubensverwandten Baschar al-Assad vor allem von der iranischen Führung rekrutiert werden. Insgesamt handelt es sich dabei wohl um mehr als 10 000 Milizionäre, darunter Libanesen der Hisbollah-Miliz, Iraner, Iraker und Jemeniten. Die Militärführung Assads versucht, die Existenz dieser Gastkämpfer so weit wie möglich geheim zu halten: Der syrische Ausweis des Toten trug sein Foto und eine neunstellige Nummer, aber keinen Namen. cre

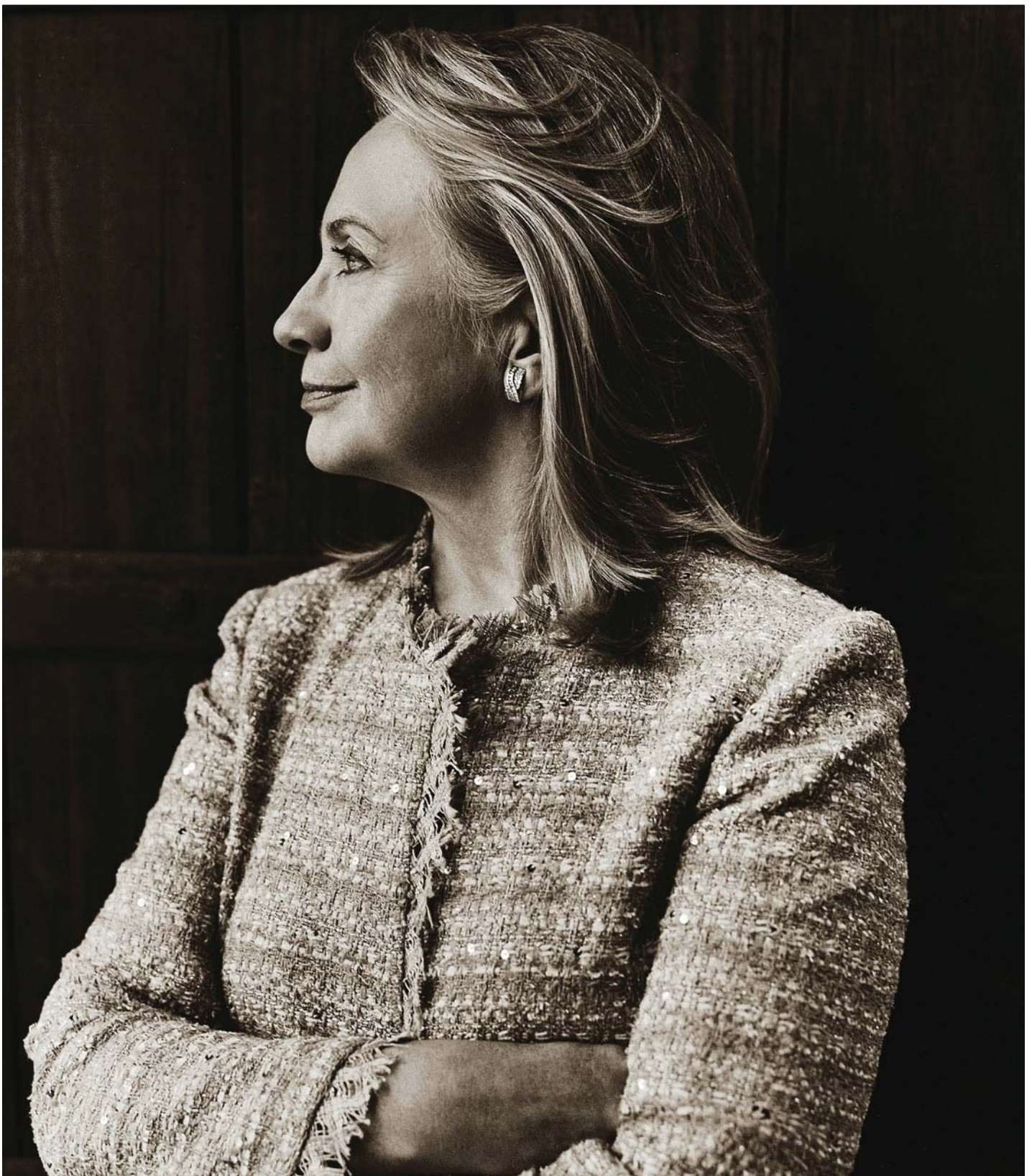


Ausweis des gefallenen Afghanen

Fußnote

1,5 Millionen

chinesische Touristen besuchten Frankreich im vergangenen Jahr und gaben pro Kopf etwa 1500 Euro fürs Shoppen aus – meist für Luxusgüter und in bar. Bei Pariser Taschendieben gelten Chinesen deshalb als lohnende Opfer, Banden haben sich auf sie spezialisiert. Nun sollen mehr Sicherheitskräfte vor Kaufhäusern und Sehenswürdigkeiten aufpassen. Zuvor hatte das Innenministerium erwogen, chinesische Polizisten einzusetzen. ptr



Rückkehr eines Superstars

USA Zwei Jahre vor der Wahl wird Hillary Clinton als nächste Präsidentin gehandelt. Das war 2008 schon einmal so. Hat sie aus ihrer Niederlage gelernt?

Über dem Podium erscheint ihr Porträt, Hillary Clinton, 20 Quadratmeter groß, weichgezeichnet durch einen Filter. Sie sieht darauf weder jung aus noch alt, die ewige Hillary.

Es ist nur ein kurzer Weg bis dorthin, von ihrem Platz hinter der Bühne zum Podium unter dem Bild. Gleich wird Hillary Clinton ihn gehen und die Menge an der Universität von Miami begrüßen, mit einem langegezogenen, aufgekratzten „Uuuuuuh!“, um danach ihre Rede zu Amerika und zur Weltpolitik zu beginnen.

Aber zuerst hat Donna Shalala, die Universitätspräsidentin, eine Frage an ihre Studenten. Sie möchte wissen, wie viele von den 3000, die gekommen sind, und die bis auf den Parkplatz Schlange gestanden haben, vor 1992 geboren sind.

1992 war das entscheidende Jahr im Leben von Hillary Clinton. An der Seite ihres Mannes zog sie in den Präsidentschaftswahlkampf, sie wurde berühmt. Dann wurde sie First Lady. Seither gab es keinen Moment mehr in ihrem Leben, in dem nicht die ganze Welt sie beobachtete.

Shalala schaut in die Runde. Keine Hände, niemand meldet sich. Sie gibt Hillary Clinton ein Zeichen, die nun nach vorne tritt, im dunkelblauen Kostüm. Und Shalala ruft ihren Studenten zu: „Für euch war sie immer schon da. Eine Welt ohne Hillary Clinton könnt ihr euch nicht vorstellen!“

Vor 15 Monaten hat Hillary Clinton ihren Posten als Außenministerin aufgegeben. Es war ihr vorerst letztes Amt. Sie ist seither, genau genommen, nur noch Privatperson. Eine Frau im Rentenalter, 66 Jahre alt, die für Reden bis zu 200 000 Dollar bekommt. Sie tritt überall auf, beim Frauenkongress, beim Jahrestag des Verbandes der Autohändler, vor Pharmareferenten und dem Marketinginstitut der Frischwarenhersteller. Sie redet über Frauenrechte, Afghanistan, den Krieg gegen den Terror, frühkindliche Erziehung und Wahlrechtsreformen.

Aber jedes ihrer Worte, jede Geste wird nur auf die eine Frage hin untersucht: Will sie 2016 erste Präsidentin der Vereinigten Staaten werden?

Sie stellt sich umso drängender, je näher das Ende von Barack Obamas zweiter Amtszeit im Weißen Haus rückt. Und obwohl alle längst die Antwort zu kennen glauben, haben die großen Tageszeitungen jeweils einen Reporter allein dazu verpflichtet, ihr nachzugehen. Vor einem Monat titelte das Magazin *Time*: „Kann überhaupt jemand Hillary stoppen?“

Das klang schon 2008 einmal so, als Hillary Clinton in den Vorwahlkampf der Demokraten zog und dann gegen Barack Obama verlor. Sieben Jahre lang hatte sie sich davor als Senatorin von New York in die strenge Hierarchie des Oberhauses einge-

reicht, Gesetze geschrieben, an die sich heute kaum jemand erinnert. Sie wurde geschätzt von ihren Kollegen, war 2006 mit einem Traumergebnis von 67 Prozent wiedergewählt worden und galt damals schon fast als erste Präsidentin der Vereinigten Staaten. Es kam anders. Kann sie diesmal gewinnen?

Die Meinungsexperten sagen Hillary Clinton einen ungefährdeten Sieg im Präsidentschaftswahlkampf 2016 voraus, egal, gegen welchen Kandidaten der Republikaner sie antreten muss. Sie ist der größte Star ihrer Partei, beliebt bei weißen Frauen, der Wählergruppe, auf die Demokraten für einen Sieg traditionell angewiesen sind. Obama hatte Mühe, sie 2012 für sich zu begeistern, gewann aber trotzdem klar

Seit über drei Jahrzehnten steht sie in der Politik, sie hat dafür teuer bezahlt. Ihr Leben wurde zur Seifenoper.

gegen Mitt Romney. Clinton könnte noch viel deutlicher siegen als Obama.

Auch Geld ist kein Problem, ihre Unterstützer spenden bereits gewaltige Summen. Fast sechs Millionen Dollar hat allein die Wahlkampforganisation Ready for Hillary gesammelt. Dazu kommt Priorities USA Action, die Großspenden eintreiben soll. Clinton hat mit diesen Organisationen offiziell nichts zu tun. Das Gleiche gilt für Correct the Record, die unliebsame Medienberichte klarstellt, den Thinktank Center for American Progress und die Frauenorganisation Emily's List.

Zugleich signalisierten andere demokratische Bewerber vorsorglich den Verzicht auf eine Kandidatur, falls sie antreten sollte, unter ihnen Vizepräsident Joe Biden und die Senatorin Elizabeth Warren, eine Ikone des linken Flügels. Die Republikaner richten ihren Wahlkampf ebenfalls auf Hillary Clinton aus – sie suchen jemanden, der gegen sie bestehen kann. Ganz Amerika wartet auf ihren Wink. Kommt er bald?

Shalala, die Universitätspräsidentin und ehemalige Gesundheitsministerin unter Bill Clinton, blättert in ihren Karteikarten mit den Fragen. Hillary hat schon viel geredet, über Krieg und Frieden, Libyen, Afghanistan, die Gesundheitsreform. Jetzt fehlt nur noch die eine, die große Frage. Shalala sagt, sie sei nicht von ihr, sondern von ihren Studenten. Es ist ihr sichtlich peinlich, sie weiß, dass sie keine Antwort erhalten wird. Also versucht sie es mit einem Umweg über Hillarys Twitter-Account.

Den hatte sie sich vor einem Jahr zugelegt, er wurde als weiterer Hinweis dafür interpretiert, dass sie mit ihrer Ankunft im digitalen Zeitalter den baldigen Einstieg ins Rennen ankündigen wolle. In ihre Kurzbiografie schrieb sie: „Ehefrau, Mutter,

Rechtsanwältin, Vorkämpferin für Frauen & Kinder, First Lady von Arkansas, First Lady der Vereinigten Staaten, US-Senatorin, Außenministerin, Autorin, Hundebesitzerin, Haarikone, Hosenanzug-Liebhaberin, und was noch so kommt ...“

„Was kommt denn noch?“, fragt Shalala, und Hillary Clinton lacht. Sie erinnert daran, dass man bei Twitter nur 140 Zeichen für eine Nachricht zur Verfügung hat. Und alle lachen mit ihr, als sie sagt: „Ich habe leider keine Buchstaben mehr.“ Das Spiel lautet: „Ihr wisst es ja längst, aber ich sage es euch noch nicht.“ Und Hillary Clinton spielt es jeden Tag.

„Sie könnte sich vor das Weiße Haus stellen und sagen, dass sie keinerlei Interesse hat, Präsidentin zu werden“, sagt ein

Vertrauter. „Es würde ihr trotzdem niemand glauben.“

Manche ihrer Weggefährten fragen sich, ob sie die besten Jahre, die ihr noch bleiben, wirklich im Weißen Haus verbringen will. Bald schon wird ihre Tochter Chelsea sie zur Großmutter machen. Aber Männer wie Ronald Reagan oder John McCain strebten in noch höherem Alter nach dem mächtigsten Amt der Welt.

Es gäbe aber auch echte Gründe für Hillary Clinton, 2016 nicht noch einmal anzutreten. Seit über drei Jahrzehnten steht sie in der Politik und hat dafür teuer bezahlt. Ihr Leben wurde zur Seifenoper, eine Abfolge von Erfolgen und Skandalen, sie sah sich im Dauerkampf mit einer „großen rechten Verschwörung“, wie sie es nannte.

An der Seite Bill Clintons wurde sie von ihren Gegnern erst dafür gehasst, dass sie keine Hausfrau sein wollte, und später, nach dem Lewinsky-Skandal, dafür verhöhnt, dass sie sich nicht scheiden lassen wollte. Ständig musste sie sich verteidigen, für die Untreue ihres Mannes, für zwielichtige Finanzinvestitionen in Arkansas, für ihr Netzwerk aus einflussreichen und wohlhabenden Freunden. „Skandale lieben die Clintons“, titelte jüngst das Magazin *New York*. Soll das immer so weitergehen?

Konservative Medien haben bereits die nächste Kampagne gegen sie begonnen. Im Februar streute der ultrarechte Radiomoderator Rush Limbaugh Gerüchte über ihre angeblich fragile Gesundheit. „Es gibt eine Flüsterkampagne, Leute“, sagte er, „dass Mrs. Clinton krank ist, dass sie nicht als Präsidentschaftskandidatin antritt, weil sie krank ist.“ Auf der konservativen Internetseite *The Daily Caller* schrieb ein Blogger, er sei sich „zu 95 Prozent sicher: Hillary Clinton hat wahrscheinlich einen

bösartigen Hirntumor“. Sie werde daher nicht antreten.

Einen weiteren Hinweis darauf, dass sie sehr wohl antreten wird, gibt es am Dienstag der kommenden Woche: Am 10. Juni veröffentlicht Clinton ihre neue Autobiografie „Entscheidungen“, die zweite nach „Gelebte Geschichte“, die 2003 erschien, kurz nach ihrer Wahl zur US-Senatorin. Zwei Millionen Exemplare sind vorbestellt, große Fernsehauftritte geplant, um die sich die Sender wochenlang bewarben. Es soll in dem Buch um die letzten sechs Jahre gehen, die Zeit nach ihrer schmerzhaften Niederlage gegen Barack Obama. Vor allem aber wird es als Bewerbungsschreiben gelesen werden, für ihre mögliche Präsidentschaftskandidatur.

Es gab für die Presse keine Vorabexemplare, aber in einem Video verspricht Clin-

traditionell dem Außenminister setzt. Und sie legte Wert auf die Feststellung, dass aus Obama und ihr, den erbitterten Rivalen von 2008, Freunde geworden seien.

Am meisten bleibt aus dieser Zeit ihr Drängen auf einen Nato-Militärschlag in Libyen in Erinnerung, ihr Verhandlungsgeschick beim Abschluss des Start-Vertrags mit Russland, und die Tatsache, dass sie häufig auf der richtigen Seite der Geschichte stand: beim Truppenausbau in Afghanistan wie bei der Entscheidung, Osama Bin Laden in Pakistan zu töten. Sie pflegte von Anfang an eine enge Beziehung zu Verteidigungsminister Robert Gates, und Regierungsmitglieder sagen, das Verhältnis zwischen den beiden Ministerien sei seit 50 Jahren nicht so gut gewesen. Das trug zu ihrem Image bei, ein außenpolitischer Falke zu sein.

schied sein zwischen Hillary 2008 und Hillary 2016? „Hillary lernt aus ihren Fehlern“, sagt Melanne Vermeer, ihre Stabschefin im Weißen Haus, die bis heute zu ihren engsten Beratern gehört.

Als Clinton gegen Obama antrat, galt sie zu Beginn als die sichere Siegerin, und sie benahm sich auch so. In einem YouTube-Video erklärte sie im Januar 2007 von ihrem Sofa in Chappaqua aus ihre Bewerbung: „I’m in. And I’m in to win.“ Es klang, als erhebe sie Anspruch auf ein Amt, das ihr nach all den Jahren nun endlich zustehe. Es fehlten ihr Demut und der Wille zu zeigen, dass es ihr nicht allein um ihre Karriere ging, sondern um ihr Land.

Sie hatte Erfahrung, Einfluss und Macht, und sie hatte Bill Clinton. Doch der stellte sich als Problem heraus, denn stellenweise beherrschte er ihren Wahlkampf und weckte Erinnerungen an die alten Skandale. Die Wähler wünschten sich nach acht Jahren unter Präsident George W. Bush einen tiefgreifenden Wandel beim politischen Personal, nicht die Erfahrung, mit der Clinton warb. Auch deshalb fing die Kandidatur von Barack Obama, dem jungen Senator aus Illinois, so schnell Feuer, auch deshalb gingen die Republikaner das irrwitzige Risiko ein, die unerfahrene Sarah Palin als Vizepräsidentschaftskandidatin zu nominieren.

Ihren sympathischsten Moment hatte Hillary Clinton, nachdem sie im Januar 2008 die Vorwahl in Iowa verloren hatte. In einem Café in New Hampshire hatte sie plötzlich Tränen in den Augen, ihre Stimme brach, zum ersten Mal in diesem Wahlkampf zeigte sie menschliche Schwäche. Aber es war nur ein winziger Augenblick. Sie trat ansonsten stets kontrolliert auf, manchmal schroff.

Im Nachhinein glauben viele ihrer Berater, ihr Fehler sei es gewesen, sich nicht stärker als die mögliche erste Frau im Amt präsentiert zu haben. Als sie im Juni ihre Niederlage gegen Barack Obama eingestehen musste, hatten 18 Millionen Amerikaner für sie gestimmt. Sie weigerte sich zunächst, das als Fortschritt im Kampf für die Gleichberechtigung anzuerkennen. „Es ging hier doch nicht um Frauen“, sagte sie. Aber ihre Mitarbeiter drängten sie, und schließlich willigte sie ein, in ihrer Rede von „18 Millionen Rissen in der Glasdecke“ zu sprechen, die unsichtbare Grenze, an die viele Frauen stoßen. Es sollte der am meisten zitierte Satz ihrer gesamten Rede werden.

Als Barack Obama ihr im November 2008 das Amt der Außenministerin anbot, zögerte sie wochenlang. Es war schon schwierig genug für sie gewesen, Wahlkampf für den Mann zu machen, der ihr die größte Niederlage ihrer Karriere zugefügt und nun das Amt gewonnen hatte, für das sie sich weitaus qualifizierter fühlte.



Ehepaar Clinton im Wahlkampf 1992 (1), Außenministerin Clinton beim Amtseid 2009 (2), mit Burmas Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi 2011 (3), mit Bundeskanzlerin Merkel 2011 (4)

ton, dass zwei private Momente darin vorkommen sollen: die Hochzeit ihrer Tochter Chelsea, die sie plante, während sie als Außenministerin um die Welt reiste, und der Tod ihrer Mutter an Halloween 2011. Doch in erster Linie wird das Buch wohl eine Bilanz ihrer Jahre als 67. Außenministerin der Vereinigten Staaten sein.

Es war, von dem Anschlag auf die US-Vertretung in Bengasi einmal abgesehen, eine weitgehend fehlerlose vierjährige Amtszeit, in der sie allerdings auch keine großen Risiken einging. Anders als ihr Nachfolger John Kerry, der wohl kein hohes Amt mehr anstrebt, stieß sie keine neuen Nahostverhandlungen an, in denen sie möglicherweise politisches Kapital verbraucht hätte. Sie bewegte sich stets in dem engen Rahmen, den das Weiße Haus

Die Terrorakte gegen die USA in Bengasi sind die einzige Angriffsfläche, die sie ihren Gegnern bietet, und diese haben seither alles versucht, sie auszunutzen. In der Nacht des 11. September 2012 starben vier Amerikaner, darunter Botschafter Christopher Stevens. Trotz zahlreicher Hinweise unternahm ihr Ministerium nichts gegen die ungenügenden Sicherheitsvorkehrungen in Libyen. Deswegen, und weil Clinton zunächst behauptete, es habe sich nicht um einen Anschlag gehandelt, sondern um außer Kontrolle geratene Proteste, musste sie im Kongress aussagen. Dennoch hielt sich der Schaden für sie in Grenzen.

Die große Frage aber wird sein, welche Lehren sie aus ihrer gescheiterten Bewerbung gezogen hat. Was wird der Unter-



Außenministerin Clinton nach Landung in Paris 2012: Den eigenen Stolz zurückgestellt, zum Wohle des Landes

Aber sie sagte zu, nach Hunderten Telefonaten und zwei Reisen in die Wahlkampfzentrale in Chicago. Es war eine Zweckgemeinschaft zunächst, aber für Hillary Clinton war es die beste Chance, die Amerikaner davon zu überzeugen, wie sehr sie bereit war, ihren eigenen Stolz zurückzustellen, zum Wohle des Landes.

Auch deshalb erzählt sie von ihrer Zeit im Außenamt vor allem von den 956 733 Meilen, die sie geflogen ist, von den 112 Ländern, die sie innerhalb von vier Jahren besuchte, den 401 Reisetagen, und all den Zeitzonen, die sie durchflog. Dass sie sich dieser Tortur unterzog, ist heute vielleicht ihr wichtigstes Vermächtnis.

Hillary nutzte die Zeit im Außenministerium, um sich wieder mit ihren alten Vertrauten zu umgeben, ihrem „A-Team“, nachdem sie sich im Wahlkampf vor allem auf ehemalige Berater ihres Mannes verlassen hatte. Zu „Hillaryland“, ihrer engsten Truppe, gehören ihre Beraterin Vervee, die sie zur ersten Botschafterin für globale Frauenrechte machte, Philippe Reines, der ihr Sprecher wurde, und Huma Abedin, ihre persönliche Assistentin, die nur selten von ihrer Seite wich.

Von ihrem Mann, sagen Vertraute, redete Hillary Clinton im Außenministerium kaum noch. Sie wollte sich auch politisch von diesem Mann befreien, hinter dem sie so lange zurückstehen musste.

Im August 2009, in ihrem ersten Jahr als Außenministerin, kämpfte sie noch um ihre Unabhängigkeit. Die Zeitungen schrieben über ihren beschränkten Einfluss in der Regierung Obama, und sie war nach Kinshasa gereist, um für Frauenrechte einzutreten. In der Universität meldete sich ein Student in der ersten Reihe, und wollte von ihr wissen, was ihr Ehemann davon halte, dass die Weltbank sich im Kongo einmische, wenn die Chinesen dort Finanzgeschäfte machten.

Wütend sagte sie: „Mein Ehemann ist nicht der Außenminister, das bin ich! Wenn Sie meine Meinung wissen wollen, sage ich sie Ihnen. Aber ich bin nicht hier, um meinen Ehemann zu vertreten.“

Bald gehörte sie als Außenministerin zu den beliebtesten Politikern, sie überholte nicht nur Obama, sondern auch ihren Mann. Zwei Drittel der Amerikaner drückten ihr in Umfragen zeitweise ihre Wertschätzung aus. Aber sie weiß, wie schnell Sympathien vergehen können, wenn sie wieder als Politikerin wahrgenommen wird und nicht als oberste Diplomatin Amerikas.

Hillary Clinton ist immer noch kein politisches Naturtalent wie ihr Mann, der mit beneidenswerter Leichtigkeit Sympathien auslöst. Eine Umfrage unter demokratischen Aktivisten in Iowa ergab jüngst, dass nicht einmal sie als Erstes Hillary Clinton zum Essen einladen würden. Sie wird

mehr respektiert als geliebt. Aber nach sechs Jahren unter Barack Obama, nach den vielen Enttäuschungen die auf die großen Emotionen folgten, wächst bei vielen Wählern der Wunsch nach Verlässlichkeit, nach Kompetenz und Erfahrung.

Als Clinton im März auf einem Podium spricht, beim Kongress „Women in the World“ in New York, sitzt neben ihr Christine Lagarde, die Chefin des Internationalen Währungsfonds. Lagarde wird in jenen Tagen mal wieder als nächste Präsidentin der Europäischen Kommission gehandelt. Das Thema des Gesprächs sind Frauen, die sich in der Männerwelt durchgesetzt haben.

Lagarde hat gerade gesagt, dass Frauen den Männern gefährlich werden können. „Wir sind eine Bedrohung für sie.“ Da spricht der Moderator, *New-York-Times*-Kolumnist Thomas Friedman, seine beiden Gesprächspartnerinnen darauf an, dass hier womöglich gerade die künftige Präsidentin Europas mit der künftigen Präsidentin Amerikas zusammensitze.

Hillary Clinton lacht. Sie sagt nichts, sie hebt nur die Hand und klatscht Christine Lagarde ab, High Five. Das war sie doch eigentlich schon, die Antwort. Marc Hujer



Video: Marc Hujer über Clintons Karriere

spiegel.de/app242014clinton
oder in der App DER SPIEGEL

Die Ehre des Bowe Bergdahl

USA Fünf Jahre lang war ein Soldat in der Hand der Taliban, nun wurde er gegen fünf Islamisten ausgetauscht. In seiner Heimatstadt ist er ein Held, für seine Kameraden ein Verräter.

In ihrer Ballettkompanie hat Bowe Bergdahl es bis zum „Lifter“ geschafft, dem Partner der Ballerina. Er war ein Junge, der alles ausprobierte, Tanzen, Skifahren, Fechten, Schießen und schließlich, vor sechs Jahren, die Armee. Sherry Horton traute ihm eine Menge zu, Bergdahl war ihr bester Schüler, ein echtes Talent. Und nun sitzt die Ballettlehrerin in Zaney's Coffee Shop in Hailey, Idaho, überall hängen Bilder von Bowe Bergdahl, als Soldat und auf einem Motorrad. Er hat hier früher mal gejobbt, jetzt ist das Café eine Art Heldenschrein. Sherry Horton trägt einen Knopf im Ohr, weil Fox News ein Fernsehinterview mit ihr führen will. Sie soll die Frage beantworten, die viele Amerikaner sich stellen: Ist Bowe Bergdahl ein Held oder ein Verräter?

Fünf Jahre lang haben die Taliban den Soldaten Bowe Bergdahl, 28, in Afghanistan gefangen gehalten, nun wurde er ausgetauscht, gegen fünf hochrangige Taliban-Häftlinge in Guantanamo. Und hier, in seiner Heimatstadt Hailey, feiern sie jetzt, sein Bild ist in jedem Schaufenster, an jeden Laternenpfahl ist ein gelbes Bändchen geknotet, an den Autos kleben Sticker. Und seit dieser Woche hängen überall diese Plakate: „Bowe ist endlich frei!“

Doch es gibt nicht nur Freude, der Gefangenenaustausch hat auch eine politische Debatte entfacht, die die Grundwerte Amerikas berührt: Darf man mit den Taliban verhandeln? Und darf man einen Soldaten freikaufen, der vielleicht nicht entführt wurde, sondern sich freiwillig von seiner Einheit entfernte, also sein Land und seine Kameraden im Stich ließ?

Sherry Horton starrt in die Kamera. Sie kennt die Gerüchte, Bergdahl habe die Armee am Ende verachtet und sei deshalb desertiert. „Haben wir nicht alle mal einen schlechten Tag und würden gern hinschmeißen?“, fragt sie den Interviewer. „Ist das nicht normal?“ Dann steht sie auf. Sie habe keine Zeit mehr, sagt sie, vielleicht hat sie auch keine Lust mehr auf diese Art von Fragen.

Sie sagt lieber Sätze wie diesen: „Bowe hat jede Herausforderung angenommen. Er war neugierig und hat alles zu Ende gebracht. Er war keiner, der abgehauen ist.“

Aber es geht längst um mehr als die Ehre des Bowe Bergdahl, des letzten Kriegsgefangenen der USA. Es geht um den politischen Preis, den Präsident Barack Obama dafür zahlen muss, dass er fünf Taliban gegen einen Feldwebel aus-



Soldat Bergdahl vor der Freilassung
„Dieser Preis ist höher als jeder andere“

tauschte und den Kongress darüber nicht vorher informierte. „Wir holen einen amerikanischen Soldaten zurück, wenn er in Gefangenschaft ist, egal wie die Umstände am Ende ausgesehen haben mögen“, sagte Obama. Doch der Deal rüttelt gleich an mehreren Tabus – und jeder Zweifel an Bergdahl macht es Obama schwerer. Bowe Bergdahl ist nun eine Schachfigur in diesem Spiel, bei dem es um einen politischen Punktsieg in Washington geht.

Es half dabei nicht, dass Bowe Bergdahls Vater Robert sich einen Bart hatte wachsen lassen, und dann, als er neben Barack Obama im Garten des Weißen Hauses stand, selbst aussah wie ein Talib. Was als Zeichen der Solidarität gemeint war, war für viele Amerikaner ein verstörendes Bild. Der Fall Bergdahl erinnert an die Fernsehserie „Homeland“, in der der Unteroffizier Nicholas Brody befreit wird und seinem Entführer nach seiner Rückkehr näherzustehen scheint als seinem Heimatland.

Harsch fielen die Reaktionen aus, vor allem vonseiten der Konservativen. Bei den für Bergdahl freigelassenen Taliban handelte es sich „um die Härtesten der Härtesten“, sagte der republikanische Senator John McCain. „Dieser Preis ist höher als jeder andere in unserer Geschichte.“ Und Nathan Bradley Bethea, der im selben Bataillon wie Bergdahl gedient hatte, erklärte öffentlich: „Es ist an der Zeit, die Wahrheit auszusprechen. Bergdahl war ein Deserteur, und Soldaten seiner Einheit sind bei der Suche nach ihm gestorben.“ Manche redeten von bis zu acht Soldaten, die dabei gestorben seien, aber sie rechneten alle in der Provinz Getöteten zusammen. Sein früherer Zugführer behauptete sogar, Bergdahl habe den Taliban Informationen für

Anschläge auf die Amerikaner geliefert. Noch bevor Bergdahl sich äußern kann, wird die Forderung laut, er gehöre vor ein Kriegsgericht.

War Bergdahl ein Deserteur? Oder wurde er entführt, wenn auch unter ungewöhnlichen Umständen? Von der Antwort auf diese Frage hängt nun vieles ab.

Im März 2009 begann der damals gerade 23-jährige Soldat seinen ersten Einsatz in der Provinz Paktika im Osten Afghanistans, beim 1. Bataillon des 501. Fallschirmjäger-Regiments. Sie nannten sich „Blackfoot Company“, die Schwarzfüße. Er war gerade drei Monate lang dort, bis zu jenem 30. Juni, an dem die Soldaten wieder mal ausrückten, um einen Außenposten zu sichern. Nachts stellten sie ihre gepanzerten Schützenwagen im Kreis auf, eine Wagenburg wie im Wilden Westen. Bergdahl und seine Kameraden schliefen in den Fahrzeugen oder unter Zeltplanen. Am nächsten Morgen war Bowe Bergdahl verschwunden. Dagelassen hatte er: Helm, Gewehr, die schusssichere Weste. Es fehlten: Notizblock, Wasser, Messer, Laptop, Digitalkamera, Rucksack und Kompass.

Soldaten aus seiner Kompanie berichteten, dass Bergdahl früh Zweifel an dem Einsatz in Afghanistan geäußert habe. In E-Mails an seine Familie malte er ein düsteres Bild von der Realität vor Ort. Er hörte auf, Fleisch zu essen, und lernte Arabisch, Dari und Paschtu, während die anderen grillten, so erzählte es sein früherer Kamerad Cody Full. Einmal soll Bergdahl gefragt haben, ob man von Paktika aus wohl China zu Fuß erreichen könne.

Die Familie Bergdahl, sagte sein Vater Robert einmal, sei „keine typische Militärfamilie“. Er sei überrascht gewesen, als sein Sohn ihm erzählte, er wolle Soldat werden. Die Eltern hatten ihren Sohn zu Hause unterrichtet, er lernte früh reiten und schießen, interessierte sich für Buddhismus. Er jobbte hier und da, trieb durch sein Leben, aber er träumte von etwas Größerem. Deshalb bewarb er sich bei der französischen Fremdenlegion, ohne Erfolg. Also probierte er es bei der Armee, er dachte, er würde den Menschen in Afghanistan helfen. Ein wenig spiegelt sein Schicksal den ganzen Krieg in Afghanistan wider, mit dieser Mischung aus Idealismus und Abenteuerlust, Überforderung und Versagen.

Bergdahls Heimatort Hailey ist ein kleines Idyll zwischen den Bergen, kein Ort für junge Menschen, die die Welt sehen wollen. In den Sechzigerjahren war die



Eltern Bergdahl mit Präsident Obama: „Wir holen einen Soldaten in Gefangenschaft zurück, egal wie die Umstände ausgesehen haben mögen“

Kleinstadt in den Rocky Mountains eine Hochburg der Hippies, heute ist sie nur noch ein Stopp auf dem Weg ins Sun Valley, eines der berühmtesten Skigebiete Amerikas. 7900 Menschen leben hier, eine Mischung aus linken Aussteigern und rechten Waffenliebhabern. Es gibt eine Hauptstraße, zwei Sushi-Läden, ein paar Kneipen, einen Goldschmied und ein Modegeschäft, das sich „Puppenhaus“ nennt. Der Sheriff hat wenig zu tun, das Böse fällt hier nur mit den Waldbränden ein. Sind sie gelöscht, gibt es ein Festessen für die Feuerwehrleute. Abenteuer muss man sich suchen, beim Klettern, Fallschirmspringen, Mountainbiken.

„Wenn man zwischen 15 und 22 Jahre alt ist, hält man es hier nicht lange aus, dann muss man raus“, sagt Zeke Watkins. Er trägt für UPS Pakete aus, ein früherer Kollege von Robert Bergdahl, 34 Jahre alt, mit Hornbrille und braunem UPS-Basecap. Nachdem Vater Bergdahl in den Ruhestand ging, übernahm er dessen Route, bis zu 100 Kilometer jeden Tag. Knapp 200 Pakete hat er heute ausgetragen. In acht Wochen hat er statistisch gesehen bei jedem Bürger von Hailey einmal geklingelt, er weiß, was im Ort passiert. Fünf Jahre lang hat er alle Fragen zu Bowe Bergdahls Schicksal beantwortet, Neuigkeiten verkündet und Trost gespendet. Es gebe in ganz Hailey keinen, sagt er, der den Soldaten als Verräter sehe.

Die Gemeinde hält zusammen, man hilft sich gegenseitig, aber so viel Nähe kann

auch erdrückend sein, so hat es vielleicht Bowe Bergdahl damals empfunden. Watkins sagt, er könne sich vorstellen, dass auch seine Söhne irgendwann Hailey verlassen werden, getrieben vom Wunsch, die Welt zu entdecken. Er selbst ging als junger Mann ebenfalls fort, zur U.S. Navy.

Das erste Lebenszeichen von Bergdahl nach seinem Verschwinden stammte vom 4. Juli 2009, er wurde in einem schwarzen Toyota Corolla gesehen, mit einem Sack über dem Kopf. Offenbar war er in der Hand von Kämpfern des Haqqani-Netzwerks, eines besonders radikalen Flügels der Taliban. Später sendeten die Kidnapper von Zeit zu Zeit Videos des Gefangenen. Im September 2013 meldeten sich die Taliban und sondierten, ob die US-Regierung bereit war, Bergdahl gegen fünf Häftlinge aus Guantanamo auszutauschen, darunter Khirullah Said Wali Khairkhwa, ein Vertrauter von Taliban-Führer Mullah Omar.

Der letzte Versuch eines Gefangenendeals scheiterte 2012 am damaligen Verteidigungsminister Leon Panetta und dem Nationalen Geheimdienstdirektor. Doch diesmal war Obama entschlossen, sich durchzusetzen, um das Kapitel Afghanistan endlich zu beenden. Anfang Mai unterzeichneten die Taliban und die US-Regierung eine Absichtserklärung. In der Nacht zum 23. Mai traf dann eine US-Delegation in Katar ein, letzte Details wurden geklärt.

Am vorigen Samstag fand die Übergabe im Osten Afghanistans statt: US-Soldaten näherten sich 18 Taliban-Kämpfern. 30 Se-

kunden dauerte die Begegnung, dann war der Mann aus Idaho frei. Zum Abschied winkten die amerikanischen Spezialkräfte den Taliban noch einmal höflich zu.

Im Hubschrauber soll Bergdahl nur zwei Buchstaben auf einen Pappteller geschrieben haben: „SF?“ Special Forces, hieß das. Die Soldaten bejahten. Das Reden in Englisch, heißt es, falle ihm schwer, nach fünf Jahren bei den Taliban. Er wird jetzt im deutschen Landstuhl behandelt, danach soll er in eine Spezialklinik in Texas gebracht werden. In den Verhören wird ihm sicher auch die Frage gestellt werden, ob er die Militärbasis freiwillig verlassen habe.

Die eigentliche Debatte könnte daher noch bevorstehen, dann, wenn Bergdahl seine Version der Geschichte erzählt. Es wird jetzt verbreitet, er habe in der Haft grünen Tee lieben gelernt und seinen Wachen Badminton beigebracht. Tee mit den Taliban, das empfinden viele Amerikaner als Provokation. Da spielt es auch keine Rolle, dass Bergdahl in den Videos abgemagert aussah, kränklich, die Augen in tiefen Höhlen. Sein Schicksal wirft die schmerzhafteste Frage auf, ob dieser Krieg mit all seinen Toten sinnvoll war; er verwischt Gut und Böse, Richtig und Falsch.

Bergdahl sei „unschuldig bis zum Beweis des Gegenteils“, sagte General Martin Dempsey, Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs. „Wenn es aber ein Fehlverhalten gegeben haben sollte, wird die Armeeführung nicht wegschauen.“

Marc Huijer, Holger Stark

Das ungeschriebene Morgen

Essay Die Abdankung von König Juan Carlos offenbart Spaniens Zerrissenheit.

Von Antonio Muñoz Molina

Der spanischen Demokratie scheinen die Zeitläufte mit der Reife nicht mehr Stabilität zu bringen, sondern eine wachsende Unsicherheit, die in gleicher Weise Vergangenheit und Zukunft erfasst. „Weder das Morgen noch das Gestern sind geschrieben“, sagt Antonio Machado in einem Gedicht. Es gibt kein Element des politischen Systems in Spanien, das dieser Tage nicht infrage gestellt würde, von der territorialen Einheit des Landes bis zum Fortbestand der Parteien, die ihm in mehr als drei Dekaden seine Gestalt gegeben haben. Und so ist es nicht verwunderlich, dass auch die Monarchie auf dem Prüfstand steht.

Die unmittelbarste und sichtbarste Folge der Abdankungsankündigung des Königs waren Demonstrationen für die Republik in Madrid, Barcelona und einigen wichtigen Provinzstädten. Die Sprecher der Regierung und der großen überregionalen Parteien sowie die Zeitungskolumnisten feiern die Entscheidung des Königs und kommen zu einer positiven Bilanz seiner Jahre auf dem Thron und seiner entscheidenden Rolle für den Einzug der Demokratie. Aber unter den jungen Leuten und bei den Sympathisanten der neuen radikalen Parteien, die sich aus der Protestbewegung gegen die Sparpolitik speisen, schwankt der Tonfall zwischen offener Feindseligkeit, Gleichgültigkeit und Sarkasmus. Eine ungeduldige Sehnsucht macht sich breit, so schnell wie möglich eine Institution loszuwerden, die mit der ranzigsten Vergangenheit verbunden scheint und die nicht länger als Garant für den Fortbestand der Demokratie gesehen wird, sondern als Hindernis für ihre volle Entfaltung.

In einer Kultur, die auf Gleichheit bedacht ist, die Hierarchien misstrauisch gegenübersteht, scheint die Idee, dass das höchste Staatsamt ein vererbliches Privileg sein soll, nicht sehr verständlich. Im Unterschied zu Großbritannien oder zu den Niederlanden hat die Monarchie in Spanien nicht die Aura einer Institution, die seit Anbeginn der Zeit da war, einen gewissen Respekt einflößt und so selbstverständlich ist, dass es kaum jemandem einfallen würde, sie infrage zu stellen.

Alfonso XIII., der Großvater des Königs Juan Carlos, zerstörte seine eigene Legitimität, indem er in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die Diktatur von General Primo de Rivera unterstützte und sich ungeniert mit den reaktionärsten Kräften des Landes verbündete, den Oligarchen, den Großgrundbesitzern, der Kirche und dem Militär. Eine Republik, die ebenso gut gemeint und schwach war wie die Weimarer Republik, wurde 1931 ausgerufen. Doch König Alfonso XIII. unterstützte aus seinem Exil im Italien Mussolinis aktiv die Verschwörer, die sich 1936 in Spanien erhoben und nach drei Jahren Bürgerkrieg eine finstere und blutige Diktatur errichteten.

Nach dem Tod Francos 1975 nahm der Enkel dieses wenig glorreichen Königs den Thron ein, weil das der Wille des Diktators war. Und wir, die wir ungeduldig und voller Unsicherheit die Ankunft der Demokratie erwarteten, hatten keinerlei Vertrauen zu ihm. In diesem Moment, nach fast 40 Jahren Franco-Macht, war im Volk jegliches Gefühl der Verbundenheit mit der Monarchie zerfallen, sollte es in der Ära von Alfonso XIII. noch vorhanden gewesen sein.

Dennoch wurde innerhalb weniger Jahre für eine große Mehrheit der Bevölkerung klar, dass der König eine entscheidende Rolle bei der Verankerung der Demokratie gespielt hatte. Mir fällt die Titelseite eines längst verschwundenen kommunistischen Magazins ein, die Ende Februar 1981, wenige Tage nach dem misslungenen Putschversuch des Militärs, gedruckt wurde. Da prangte ganzseitig ein Porträt von Juan Carlos mit der Schlagzeile in großen Lettern: Es lebe der König. Heute erscheint es ganz unglaublich, dass es eine Zeit gab, in der die Linke dem König weniger Argwohn entgegenbrachte als die Rechte.

Jahrelang schien das Ansehen des Königs über jeden Zweifel erhaben. Aber die Achtung, die seine Person erfuhr, erstreckte sich nie auf die Institution, die er repräsentierte, und im Laufe der Zeit passierte zweierlei: Erstens verlor der König mit zunehmendem Alter den politischen Instinkt. Es erschien ihm selbstverständlich, dass er ungestraft tun und lassen könne, was er wollte, war doch die Öffentlichkeit, von den politischen Parteien

bis zu den Medien, übereingekommen, seine Person und sein Privatleben zu respektieren. In Spanien war und ist einer der schwersten Mängel der Demokratie das Fehlen von Transparenz der staatlichen Organe und deren „Rechenschaftspflicht“, für die es im Spanischen keine exakte Übersetzung gibt.

Im Laufe der Jahre ist der König nachlässiger geworden in seinem öffentlichen und privaten Benehmen, zum Teil wegen eines Realitätsverlusts, der eintritt, wenn jemand jahrzehntelang eine hochrangige Stellung bekleidet. Teilweise aber auch, weil ein Verhalten, das ihm in anderen Epochen die Nachsicht seiner Geschlechtsgenossen eingetragen hätte, inakzeptabel geworden ist. In einer Kultur, in der

die Gleichstellung von Frauen und Männern sehr wichtig ist, erwecken donjuaneske Abenteuer eines alternden Monarchen keine Sympathie. Und in einem Land, das von einer Wirtschaftskrise grausam getroffen ist, scheint die Fotografie des Königs unverzeihlich, der mit dem Gewehr stolz neben einem in Afrika erlegten Elefanten posiert.



König Juan Carlos

Zum Zweiten hat der Generationenwechsel vielleicht sogar unrettbar das Prestige der Krone geschwächt. Wir, die wir den so schwierigen Übergang der Diktatur zu einer Demokratie persönlich erlebt haben, können die entscheidende Rolle des Königs in diesen Zeiten nicht vergessen. Damals war die Unsicherheit über die unmittelbare Zukunft genauso beängstigend wie die Last der entsetzlichen Vergangenheit. Und genauso die überhaupt nicht unwahrscheinliche Möglichkeit, dass wir von einem Tag auf den anderen alles wieder verlieren könnten, was wir zu einem so hohen Preis erreicht hatten.

Aber für die Generation, die heute erwachsen ist, die danach geboren wurde, scheint die Welt von damals ganz fremd, ja lästig, weil an sie so oft und auch noch offiziell erinnert wird. Wir erlebten die Geburt der Demokratie mit, und weil wir am eigenen Leib erfahren haben, was vorher war, vergessen wir niemals die Überlegenheit des demokratischen Systems, so wenig perfekt es auch sein mag. Selbst wenn wir zugehen haben, wie es über



Thronfolgerpaar Felipe und Letizia

die Jahre verfiel, größtenteils wegen der Unverantwortlichkeit und Inkompetenz der politischen Eliten. Für uns sind dennoch die Freiheiten, der Pluralismus, das staatliche Bildungs- und Gesundheitswesen, die Zugehörigkeit zu Europa Errungenschaften, für die wir dankbar sind. Vielen jungen Menschen, die mit der Selbstverständlichkeit all dessen aufgewachsen sind, was für uns unwahrscheinlich und wunderbar war, fallen zuerst die Irrtümer ins Auge, die Schwächen, die Unbeweglichkeit der Parteien, das Fehlen von Medizin gegen die verheerenden Wunden der Wirtschaftskrise, die Perspektivlosigkeit.

All das hat zu einer seltsamen kognitiven Dissonanz geführt, die die Monarchie mindestens genauso stark in Mitleidenschaft zieht wie alle anderen Institutionen des politischen Systems in Spanien. Das Gestrern wird beschleunigt und radikal umgeschrieben. Objektiv, und welche Messmethode auch immer man anwenden mag, waren die Jahre von 1977 bis 2014, von der ersten demokratischen Parlamentswahl bis zur Europawahl kürzlich, die besten, friedlichsten und demokratischsten in der Geschichte Spaniens. Wir haben, bei all seinen Mängeln, ein universelles Gesundheits-, Bildungs- und Rentensystem. Obwohl wir aus der schwärzesten religiösen Intoleranz kommen, haben wir die Homosexuellen-Ehe eingeführt und als normal akzeptiert. Die Autonomie-Kompetenzen unserer Regionen gehen sogar noch weiter als die der deutschen Bundesländer.

Und trotzdem erscheinen diese Jahrzehnte im vorherrschenden öffentlichen Diskurs vieler junger Leute und in Kreisen der Linken, die nicht immer die radikalsten sind, als mehr oder weniger gut maskierte Verlängerung der Diktatur. Ihnen erscheinen sie als Kapitulation vor der Macht der Franco-Erben, als Zeit der Schande, in der die Nationalitäten an der Peripherie Spaniens, wie die Basken und die Katalanen, unterdrückt wurden, sodass deren einzige Hoffnung jetzt die Unabhängigkeit wäre. Es ist, als hätten sie nicht seit mehr als 30 Jahren ihre eigenen Regierungen, Fernsehsender und Schulunterricht in ihren Sprachen.

Das in dieser Zeit Erreichte ist für die Kritiker nicht mehr ein Erbe, das es zu bewahren und zu verbessern, sondern ein Hindernis, das es niederzureißen gilt, ein geisterhaftes Dekor, das, einmal zerstört, endlich den weißen Raum freigibt, in dem man auf der Tabula rasa beginnen kann zu bauen. Die Demokratie der Verfassung von 1978, die zufällig eine Monarchie ist, funktioniert seit 35 Jahren, und sie hat uns zu Bürgern des wohlhabendsten, freiesten und gerechtesten Teils der Welt gemacht. Aber in vielen Bereichen der öffentlichen Meinung in Spanien gibt es eine rasende Lust, sie auseinanderzunehmen, eine populistische

Sehnsucht nach Wundermitteln, die sich in fetischhaft wiederholten Floskeln ausdrückt: Unabhängigkeit, für Katalonien; Republik, für viele, die zu Recht enttäuscht und empört sind, dass Antworten fehlen auf die wachsende Ungleichheit, die allgegenwärtige Korruption und die Verwüstungen der Krise.

Wenn man etwas zu spät tut, ist es fast dasselbe, wie wenn man es schlecht macht: Der König hat sich zu lange Zeit gelassen mit seiner Abdankung, vielleicht aufgrund derselben Blindheit und Instinklosigkeit, die ihn daran hinderten, drastisch durchzugreifen, als die schamlose Gier seines Schwiegersohns offenbar wurde. Kronprinz Felipe ist ein fähiger Mann, gut auf sein Amt vorbereitet, mit einer gefestigten Vorstellung, wie er dem Volk dient, mit einer Fähigkeit, herzliche Nähe herzustellen zu seinen Gesprächspartnern. Das ist natürlich deutlich weniger auffällig als der ungezwungene Kasernenhofton, den sein Vater pflegt.

Diese Fähigkeit Felipes ist nützlich, um die Stimmung, die Schwierigkeiten, die Sehnsüchte der einfachen Leute zu erfassen. In einem so zerrissenen Land, in einer so unsicheren Zeit, hat Felipe die Eignung und den Willen, eine praktische Aufgabe zu erfüllen, die der gleicht, die sein Vater bewältigt hat: Eintracht herzustellen. Und wenn es etwas gibt, das wir jetzt gar nicht brauchen, dann ist es eine weitere Gelegenheit für Uneinigkeit in einer wesentlichen Frage, nämlich der Staatsform.

Aber alles ist flüchtig, und wir, die wir uns an die Siebzigerjahre erinnern, entdecken erstaunt und alarmiert, dass wir wieder die gleiche Unsicherheit verspüren wie damals. Statt uns zu zwingen, aufmerksam auf die Realität zu schauen und nüchtern die Grundprobleme zu diskutieren, um praktische und gerechte Lösungen zu finden, hat uns das Zusammentreffen von wirtschaftlicher und politischer Krise zurückgeworfen in eine Welt der kollektiven Sinnestäuschungen. Das hat den Boden bereitet für Demagogen und selbst ernannte Retter. Während wir voller Wut über die Monarchie oder die Republik oder das Wesen von Katalonien streiten, lassen wir außer Acht, dass wir lebenswichtige Pakte schmieden müssten, beispielsweise über die Nachhaltigkeit der Renten und eine professionellere Verwaltung, um die Korruption einzudämmen. Nach 35 Jahren Demokratie und demokratischer Debatte in Toleranz, Gewissensfreiheit und Willen zur Einigung ist all das schwieriger denn je.

In Spanien scheinen das Morgen und das Gestrern immer noch ungeschrieben. Es gibt nicht einmal plausible Entwürfe.

Übersetzung: Helene Zuber

Antonio Muñoz Molina, 58, ist einer der bekanntesten spanischen Autoren, zuletzt erschien auf Deutsch „Die Nacht der Erinnerungen“.



„Keiner kann gewinnen“

Syrien Der jüngst zurückgetretene Uno-Sondergesandte Lakhdar Brahimi über seinen gescheiterten Versuch, den Bürgerkrieg zu beenden

SPIEGEL: Herr Brahimi, Ihre Aufgabe galt schon als unlösbar, bevor Sie Ihren Posten übernommen haben. Worauf haben Sie gehofft, was wollten Sie erreichen?

Brahimi: Im Idealfall, dass Präsident Baschar al-Assad sich darauf einlässt abzutreten, wenn er dafür seinen Nachfolger mitbestimmen kann. Ich träumte von einem geordneten Übergang zu einem neuen Syrien.

SPIEGEL: Wann merkten Sie, dass es Zeit wurde aufzugeben?

Brahimi: Nach der zweiten Diskussionsrunde bei der sogenannten Genf-II-Konferenz zu Beginn des Jahres. Da stellte ich fest, dass das nirgendwohin führt.

SPIEGEL: Was war geschehen?

Brahimi: Weder die Russen noch die Amerikaner konnten ihre Freunde überzeugen, mit ernsthaften Absichten zu verhandeln.

SPIEGEL: Welche Rolle spielte dabei die Zukunft Assads?

Brahimi: Assad war der schwierigste Punkt. Die Vertreter des syrischen Regimes kamen nur nach Genf, um den Russen einen Gefallen zu erweisen. Ich musste ihnen sagen: Ich weiß, dass ihr die Anweisung habt, keine ernsthaften Gespräche zu führen.

SPIEGEL: Und die Opposition?

Brahimi: Die Mehrheit der Oppositionellen war ebenfalls gegen Verhandlungen, sie wollten eine militärische Lösung und kamen völlig unvorbereitet. Aber zumindest waren sie gesprächsbereit.

SPIEGEL: Sie hatten also keine Chance?

Brahimi: Ich habe den Amerikanern und den Russen gesagt: Ihr zerrt diese beiden Delegationen gegen deren Willen hierher.

SPIEGEL: Warum kann Assad nicht den Weg für einen Präsidenten frei machen, mit dem alle Seiten leben können?

Brahimi: Alles ist auf Assad fixiert, er hat immer noch so viel Autorität, dass genug Menschen ihre Zukunft auf ihn bauen wollen. Er sagte mir: „Mein Volk will mich hier, und ich kann nicht Nein sagen.“ Und: „Solange ich 50 Prozent plus eine Stimme habe, bleibe ich. Sonst trete ich ab.“ Nun hat er sich gerade wiederwählen lassen, mit 89 Prozent. Da gibt es keine Lösung. Denn die eine Seite sagt, es gibt keine Verhandlungen mit Assad, und die andere, es gibt keine ohne Assad. Diese Aufgabe ist wie die Quadratur des Kreises.

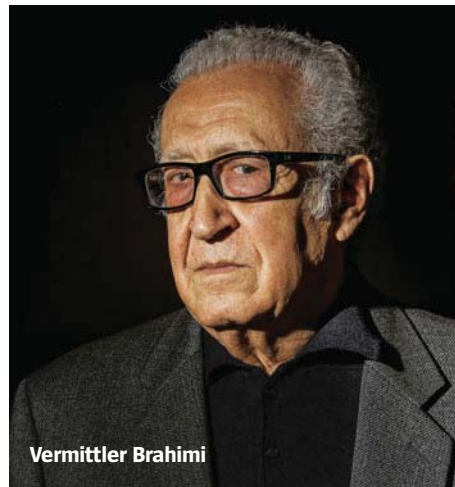
SPIEGEL: Weiß Assad, wie seine Armee diesen Krieg führt?

Brahimi: Hundertprozentig.

SPIEGEL: Auch dass von Hubschraubern Fassbomben auf Zivilisten abgeworfen werden? Dass Zehntausende systematisch gefoltert und ermordet werden?

Brahimi: Er weiß verdammt viel. Vielleicht nicht jedes Detail, aber sicherlich, dass Menschen jeden Tag gefoltert und getötet werden, dass Städte zerstört werden. Er kann auch nicht ignorieren, dass es zweieinhalb Millionen Flüchtlinge gibt, nächstes Jahr werden es vier Millionen sein. Dass zudem sechs Millionen innerhalb Syriens vertrieben sind. Dass bis zu 100 000 Menschen in seinen Gefängnissen sitzen.

SPIEGEL: Haben Sie ihn damit konfrontiert?



Vermittler Brahimi

Verwundete nach Fassbombenabwurf in Aleppo
„Kriegsverbrechen werden jeden Tag begangen“

Brahimi: Natürlich! Ich habe ihm eine Liste mit den Namen von 29 000 Menschen gegeben, die in seinen Gefängnissen sitzen.

SPIEGEL: Begeht auch die Gegenseite Kriegsverbrechen?

Brahimi: Kriegsverbrechen werden jeden Tag begangen, von beiden Seiten. Das Aushungern von Menschen wird gezielt als Waffe eingesetzt. Wie soll man das anders nennen, wenn das Regime verhindert, dass Wasser und Essen 250 000 Menschen erreichen? Natürlich benutzt auch die Opposition Zivilisten als Schutzschilde. Aber das Regime hat einen Staat, es hat eine Armee mit 300 000 Soldaten und Flugzeuge. All das hat die Gegenseite nicht.

SPIEGEL: Wer dominiert in Ihren Augen die bewaffnete Opposition?

Brahimi: Sie ist sehr, sehr fragmentiert. Selbst die sogenannte Freie Syrische Armee ist es, und alle sind sich einig, dass die Dschihadisten von Isis nicht wirklich an Syrien interessiert sind. Sie wollen eine neue Ordnung in der Region schaffen. Solange es keine Verhandlungen gibt, wird es bei dieser Zersplitterung bleiben.

SPIEGEL: Kann eine dieser Gruppen siegen?

Brahimi: Nein, der Uno-Generalsekretär und ich sind uns einig, dass es keine militärische Lösung gibt. Keine Seite kann gewinnen.

SPIEGEL: Welche Folgen hat dieser Konflikt für Syriens Nachbarländer?

Brahimi: Auf lange Sicht wird die ganze Region explodieren, wenn keine Lösung gefunden wird. Dieser Konflikt bleibt nicht auf Syrien beschränkt, er destabilisiert bereits den Libanon. Insbesondere auch wegen Isis ...

SPIEGEL: ... der radikalsten und brutalsten Gruppierung „Islamischer Staat im Irak und in Syrien“.

Brahimi: Isis ist in Syrien und im Irak tätig. Jordanien hat schon jetzt große Mühe standzuhalten. Genauso die Türkei. In den vergangenen drei Monaten hat Isis 100 Anschläge in Syrien verübt und 1000 im Irak.

SPIEGEL: Und was wird aus Syrien?

Brahimi: Ein zweites Somalia. Es wird nicht zu einer Teilung kommen, wie viele vorausagen, es wird ein „failed state“, beherrscht von Warlords.

SPIEGEL: Was kann die internationale Gemeinschaft jetzt noch tun, was können vor allem die Europäer tun?

Brahimi: Ihre Regierungen wissen, wie gefährlich diese Krise ist.

SPIEGEL: Angeblich sind 320 Kämpfer aus Deutschland bei Isis.

Brahimi: Und 500 bis 600 Franzosen, etwa gleich viele Briten und so weiter. Tausende Nichtsyrier kämpfen dort. Meine Güte! All Ihre Landsleute, die sich in Syrien ausbilden lassen und glauben, dass sie auf der Welt ein islamisches Reich errichten müssen. Das ist eine ziemlich große Bedrohung für Sie, nicht wahr?

Interview: Susanne Koelbl

Jetzt den SPIEGEL empfehlen und Wunsch-Gutschein sichern!

Werben Sie jetzt einen neuen SPIEGEL-Leser, und freuen Sie sich auf einen Gutschein Ihrer Wahl – Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein. Der neue Leser erhält den SPIEGEL für zwei Jahre zum Vorzugspreis.



DriversChoice-Universal-Tankgutschein €120,-

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 8000 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Esso, OMV, Shell, Aral, Star, Westfalen, Eni und Total einlösbar.

BestChoice-Universalgutschein €120,-

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von €120,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl – von Alessi über Ikea bis zu Karstadt u. v. m.



Nutzen Sie alle Vorteile:

- Gutschein für den Werber
- Der Abonnent zahlt zurzeit nur €4,20 statt €4,40 pro Ausgabe
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens zwei Jahre für zurzeit €4,20 statt €4,40 im Einzelkauf. Den digitalen SPIEGEL zusätzlich für €0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält den Gutschein ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

Noch heute antworten und Wunsch-Gutschein sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur €0,50 pro Ausgabe beziehen. SD14-019

Bereits enthalten sind €0,48 für das E-Paper.

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift.

DER SPIEGEL vierteljährlich: €54,60

Digitale Ausgabe halbjährlich: €13,-

Geburtsdatum 19

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Erricusspitze 1, 20457 Hamburg
SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DES0ZZZ00000030206

IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein €120,- (3810)

☐ BestChoice-Universalgutschein €120,- (3811)

SP14-126

Coupon senden an: DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

www.spiegel.de/120

Weitere Prämien im Internet

Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SP14-126

Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Seit dem Höhenflug der Aeronautik pflegt Breitling eine privilegierte Partnerschaft mit der Fliegerei und hat sich bei Piloten weltweit als die Kultmarke schlechthin profiliert. In der neuen Chronomat Airborne, einer Spezialserie der vor 30 Jahren für die Elite der Aviatik kreierten Chronomat, treffen sich ausserordentliche Robustheit und die Performance eines authentischen Instrument for Professionals. Der für extremste Einsätze konzipierte Zeitmesser führt an Bord ein Breitling Manufakturkaliber 01 mit, das die COSC, die oberste offizielle Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision, Chronometer-zertifiziert hat. Willkommen in der Welt der Verwegenheit und der Spitzenleistung. Willkommen in der Welt von Breitling.

Katalog und Info unter
Tel. 0721 98 48 30

BREITLING.COM

WELCOME TO OUR WORLD



CHRONOMAT
AIRBORNE



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Die Geister von Doha

Katar Die Nepalesen Ganesh und Anil wollten mitverdienen am Traum von der Fußball-WM. Doch sie kamen an einen Ort, wo Arbeiter wie Sklaven behandelt werden. *Von Christoph Scheuermann*

Unter ihren Schutzhelmen tragen die Arbeiter auf den Baustellen von Katar dünne helle Baumwollhauben, gegen die Kälte am Morgen und die Hitze am Mittag. Die Hauben lassen nur einen schmalen Sehschlitz frei, sodass es aussieht, als würde die Stadt von Gespenstern errichtet. Die Männer sollen den Golfstaat in ein glitzerndes Paradies verwandeln, mit Hotels, Büros, Shoppingmalls und Fußballstadien. Und das Erste, was die Wüste ihnen raubt, ist das Gesicht.

Ganesh war einer der Geister. Mittlerweile ist er zurück bei seiner Familie im Südosten Nepals, er konnte es kaum erwarten, Katar zu verlassen. Ganesh hat

sich geschworen, nie wieder einen Fuß auf den Wüstenboden zu setzen.

An diesem Abend im Frühjahr aber liegt er erschöpft auf seinem Bett am Stadtrand von Doha, nachdem er die Schicht auf der Baustelle beendet hat. Sein Zimmer ist vier mal vier Meter groß, zehn Männer leben hier. Die Luft ist stickig, der Ventilator funktioniert nicht, und das kleine Fenster über seinem Bett hat jemand mit Alufolie zugeklebt. Draußen stampft ein Dieselgenerator. Ganesh ist 26 und ein fröhlicher, etwas schüchterner Mann mit pechschwarzem Haar, das ihm bis zur Schulter reicht. Er muss sich Mühe geben, den Frust hinunterzuschlucken und die Müdigkeit zu verbergen.

Das Haus, in dem er lebt, ist ein grauer Klotz aus Beton; es steht dort, wo Doha in Wohnsilos, Busparkplätze und Fabrikhallen ausfranst. Auf der Landkarte heißt dieser Ort nur „Industriegebiet“. Es ist die Heimat der Gesichtslosen. Tausende von ihnen wohnen in dieser Gegend, das heißt: Sie schlafen und essen hier. In Ganeshs Haus sind hundert Arbeiter auf drei Etagen untergebracht. Die funkelnden Hotels können die Männer von hier nur erahnen. Sie leben am Rande eines Traums, den die Scheichs verwirklichen wollen.

Zu dem Traum gehört auch die Fußballweltmeisterschaft, die Katar 2022 ausrichten will. Noch steht kein einziges der neu-

Nepalesische Gastarbeiter in Doha

Schon jetzt klebt Blut an der WM



en Stadien, im März haben die Vorarbeiten zu einer Austragungsstätte südlich von Doha begonnen. Eine Weltmeisterschaft aber ist mehr als nur Sportstadien, man braucht Hotels, Straßen, Brücken, Parks, Bahnhöfe für die Metro. Daran arbeiten Männer wie Ganesh; auch wenn die Organisatoren gern betonen, diese Bauten hängen nicht unmittelbar mit der WM zusammen. Das WM-Komitee in Katar will um jeden Preis den Eindruck vermeiden, dass der Fußball in der Wüste bereits Todesopfer gefordert hat.

Allein in den Jahren 2012 und 2013 starben 964 Arbeiter aus Indien, Nepal und Bangladesch, die katarische Regierung hat das mittlerweile bestätigt. Einige der Männer kamen im Sommer um, in der Hitze, oder bei Arbeitsunfällen. Schon jetzt klebt Blut an der WM – und die Frage wird lauter, ob ein Fußballturnier es wert sein kann, dass Menschen dafür sterben.

Zu allem Überfluss wurden vergangene Woche neue Hinweise auf Korruption rund um die WM-Vergabe öffentlich. So hat der

frühere katarische Fußballfunktionär Mohammed Bin Hammam angeblich Mitglieder des Fifa-Exekutivkomitees bestochen. Insgesamt fünf Millionen Dollar soll er an afrikanische Fifa-Mitglieder verteilt haben, damit sie 2010 für Katar stimmten. Wie auch immer damals die absurde Entscheidung für ein Turnier in der Wüste zustande kam – es sind Männer wie Ganesh, die unter den Folgen leiden.

In seinem Zimmer haben sich jetzt drei Dutzend Männer versammelt, alle barfuß, zwischen ihnen laufen Kakerlaken über den Boden. Die Arbeiter diskutieren, warum die Räume immer noch überbelegt, die Toiletten dreckig und die Mahlzeiten spärlich sind. Hatte nicht Amnesty International bereits im November die menschenunwürdige Situation von Gastarbeitern in Katar beschrieben? Doch seitdem hat sich ihre Lage kaum verbessert. Es gebe im Haus nur drei kleine Waschräume für die hundert Arbeiter, ruft einer der Männer. Der Nächste beschwert sich, dass häufig Vertreter von Hilfsorganisationen kämen, um Interviews zu führen, doch nichts ändere sich. Ein Gerüstbauer aus dem Westen Nepals sagt, er arbeite seit Mitte November hier und habe seinen ersten Lohn noch immer nicht bekommen. Die Männer werden lauter, bis Dipak, ein älterer Vorarbeiter, einige seiner Kollegen hinausschickt. Ganesh sagt nichts mehr, es ist ihm unangenehm, dass seine Kollegen laut geworden sind.

Sie sind nervös, jeder fürchtet, dass der Fluch der Wüste ihn als Nächstes trifft. Knapp die Hälfte der 1,4 Millionen Gastarbeiter in Katar stammt aus Indien und Pakistan, 16 Prozent sind aus Nepal, die übrigen aus Iran, von den Philippinen, aus Ägypten und Sri Lanka.

Vor allem die Nepalesen schleppen sich in stummer Ergebnislosigkeit auf die Baustellen, selbst wenn ihr Körper schmerzt. „Manchmal ist mir morgens so schwindlig, dass ich nicht aufstehen kann“, sagt Ganesh leise, als würde er eine Schwäche eingestehen. Für jeden Tag, an dem er nicht arbeitet, werden ihm fünf Prozent von seinem Monatsgehalt abgezogen. Er sagt, er sei freiwillig gekommen. Doch seine rechtliche Stellung ist kaum besser als die eines Sklaven.

Viele Bauunternehmen in Katar behandeln ihre Arbeiter wie Leibeigene, dafür sind vor allem die Gesetze verantwortlich. Jeder Ausländer, der hier arbeiten will, muss einen katarischen Bürgen vorweisen, das sieht das sogenannte Kafala-System vor. Ohne die Erlaubnis des Bürgen darf man nicht den Job wechseln und nicht das Land verlassen. Auch Gewerkschaften gründen dürfen die Arbeiter nicht.

Mitte Mai hatte die katarische Regierung eine Reform des Kafala-Systems angekündigt; unter anderem sollen Ausreisvisa

einfacher zu bekommen sein und die Strafen für Firmen verschärft werden, die die Pässe ihrer Arbeiter einbehalten. Doch Menschenrechtler kritisieren die Reform als Augenwischerei. Amnesty International nannte sie eine „verpasste Chance“.

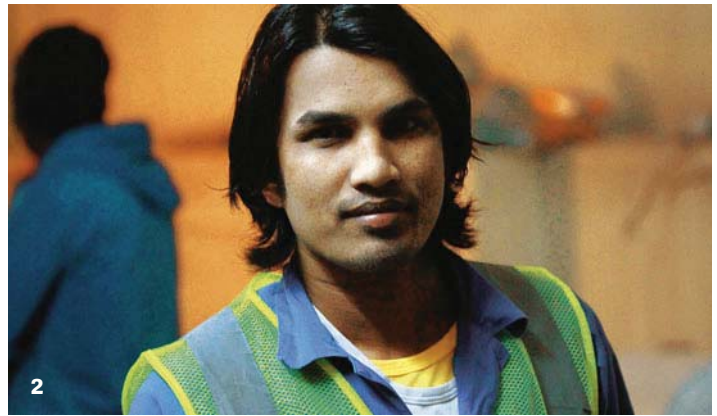
Dabei ist Katar reich, vor der Küste liegt eines der größten Gasvorkommen, das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf ist mit das höchste der Welt. Eigentlich könnte das Land seinen Arbeitern problemlos höhere Löhne zahlen. Der Bauboom vor der WM lockt aber auch viele ausländische Unternehmen an, aus Frankreich, Großbritannien, China, Deutschland, die ihren Profit ungern mit Indern oder Nepalesen teilen. Für sechs Tage Arbeit pro Woche, acht bis zehn Stunden pro Tag, bekommt Ganesh am Monatsende etwa 300 Euro.

Seine Eltern und seine Schwester leben in einem 150-Familien-Dorf im Morang-Distrikt, im Südosten Nepals. Sein Vater baut dort Reis und Gemüse für die Familie an, seine Schwester ist unverheiratet. Auch Ganeshs Bruder arbeitet in Doha, als Helfer eines Camp-Aufsehers, und verdient damit 180 Euro im Monat. Das Geld, das die Brüder über Western Union nach Nepal überweisen, ist das einzige Einkommen der Familie.

Ganesh geht morgens mit der düsteren Gewissheit eines Mannes auf die Baustelle, der weiß, dass ihm keine andere Wahl bleibt, als sich den Gesetzen der Scheichs zu unterwerfen. Der Agentur in Nepal, die ihm die Stelle verschaffte, überwies er zwei Monatslöhne als Provision im Voraus. So hatte er bereits Schulden, bevor er in Katar aus dem Flugzeug stieg. Der Handel mit Billigarbeitern ist ein einträgliches Geschäft für Personalvermittler; das Zynische daran ist, dass die Arbeiter für ihre eigene Ausbeutung bezahlen.

Trotzdem geht es Ganesh noch gut, in Katar leben größere Verlierer. Man findet sie in Holzbaracken, eine halbe Autostunde von Ganeshs Zimmer entfernt. Sie sind mit Wellblech gedeckt und ducken sich zwischen Lagerhallen und Schrotthandlungen am Stadtrand von Doha. Die Straßen tragen keine Namen, ein Sandweg führt zu den Hütten, die Luft schmeckt faul. Hier leben diejenigen, die der katarische Traum ausgespuckt hat.

Drei Doppelstockbetten stehen in jeder Hütte, 60 Männer wohnen hier, sie sind aus Sri Lanka, Nepal, den Philippinen, Bangladesch und China; Maurer, Schweißer, Trockenbauer. Bis Ende vorigen Jahres waren sie Angestellte von Lee Trading & Contracting, einer Firma, die sich auf den Innenausbau von Bürotürmen spezialisiert hat. Inzwischen befindet sich das Unternehmen in Auflösung. Der Chef, ein Mann aus Singapur, sitzt in Katar im Gefängnis, seine Angestellten warten seit dem Frühjahr 2013 auf ihren Lohn. Kaum



Bustransfer zur Baustelle (1), Nepalesen Ganesh (2) und Anil (3), Universitätsneubau in Doha (4)

Das Zynische ist, dass die Arbeiter für ihre eigene Ausbeutung bezahlen

jemand hat das Geld für den Rückflug. Sie sind Gestrandete in Doha.

Einer der Männer heißt Ram Achal Kohar, genannt Anil. Er ist 26 und in einem Dorf in der Nähe der nepalesischen Stadt Siddharthanagar aufgewachsen, südwestlich von Katmandu. Anil trägt Dreiviertelhosen, ein T-Shirt und Plastiksandalen, von Weitem könnte man ihn für einen Urlauber halten, der in ein Elendsviertel gestolpert ist. Vor zwei Jahren kam er hierher, ein stets zu Scherzen aufgelegter Junge. In Katar hat er das Lächeln verlernt.

Anil und Ganesh stammen beide aus Nepal, sie sind gleich alt und besitzen nicht mehr, als in einen Koffer passt. Dennoch gibt es Unterschiede: Anil hat keinen Job und viel Zeit, Ganesh hat keine Zeit und einen Job, der ihn zermüht. Anil ist bitter und verzweifelt, Ganesh müde und erschöpft. Anil wirkt älter und reifer, anders als Ganesh ist er verheiratet und hat zwei Kinder. An diesem Sonntagmittag im Frühjahr sitzt er auf seinem Bett und erzählt leise seine Geschichte.

Seine Firma, sagt Anil, hatte 2012 den Auftrag bekommen, den Innenausbau des Bidda-Turms in Doha zu übernehmen. Als er das Gebäude zum ersten Mal betrat, befand es sich im Rohbau. Inzwischen haben in dieser funkelnden, kunstvoll verdrehten Säule der katarische Schwimmverband, der Fußballverband und das Vorbereitungskomitee für die WM 2022 ihre Büros.

Anil arbeitete als Elektriker. Er verlegte Stromkabel, baute Deckenfluter ein und

installierte Dimmschalter. Der Auftraggeber wünschte sich alles in Weiß: Tische, Stühle, Boden und Wände. Anil ist immer noch stolz auf seine Arbeit, auf seinem Mobiltelefon hat er Fotos gespeichert. Riesige, schneeweiße Konferenztische sind zu sehen, indirekt beleuchtete Seifenspender, heller Marmor. Die Räume nutzt jetzt angeblich Scheich Dschassim Al Thani, ein Sohn des früheren Emirs von Katar. Anil kann sich dagegen nicht einmal das Rückflugticket leisten. In seiner Baracke fällt regelmäßig der Strom aus.

Die ausstehenden Löhne für die Arbeiter summieren sich auf rund 300.000 Euro. Schon im September schickte ein Vertreter von Lee Trading & Contracting dem Auftraggeber eine Mahnung. Doch bis jetzt kam keine Antwort, die die Arbeiter zufriedenstellt, erst recht kein Geld. Anil schuldet die Firma etwa 2200 Euro sowie das Rückflugticket nach Katmandu. Er glaubt, dass er sein Geld nicht bekommen wird, wenn er Katar verlässt. Deshalb bleibt er. Bis vor Kurzem war er auf die Wohltätigkeit reicher Spender angewiesen, die ab und zu eine Kofferraumladung voll Brot, Kartoffeln, Fleisch und Gemüse zu den Baracken am Stadtrand fahren.

Zuletzt konnte Anil seiner Familie im Oktober etwas Geld schicken, aber das war nicht viel. Seine beiden Söhne sind fünf und sieben Jahre alt, sie leben mit seiner Frau Punam, seiner Mutter und seiner Großmutter in einem Haus. „Sie mussten einen Kredit aufnehmen“, sagt Anil. Es ist

ihm peinlich, dass er seine Familie nicht ernähren kann, auch wenn es nicht seine Schuld ist. Um ein paar zusätzliche Rial zu verdienen, hat er sich zwischendurch als Tagelöhner verdingt. Er schreinerte oder baute bei Privatleuten Haustüren ein, für 18 bis 20 Euro am Tag.

Ganeshs Arbeitstag beginnt im Wohnheim morgens um halb vier. Nach dem Aufstehen wäscht er sich schnell unter dem Wasserhahn neben den Toiletten und tritt benommen zur Essensausgabe, die im Erdgeschoss eines Nachbarhauses untergebracht ist. Zwei Köche stehen vor riesigen Bottichen, Ganesh füllt eine Blechkanne mit Suppe, Reis, Fleisch und Brot; es muss bis abends reichen.

Er und die anderen Männer aus der Straße 33 im Industriegebiet sind für ihre Firma Arbeitsmaterial, wie Radlader oder Bagger, die man von einer Baustelle zur nächsten karren kann, von einem Job zum anderen. Männer, die einen Vertrag als Fliesenleger unterschrieben haben, schaufeln nun Löcher in die Wüste, Schreiner ziehen Wände hoch oder verlegen Teppiche. Kaum einer wehrt sich, weil niemand riskieren will, seinen Job zu verlieren. Ganesh stieg im Februar 2012 in Doha als Elektriker aus dem Flugzeug, sein Chef wies ihn einer Gerüstbauerkolonne zu.

Ganesh steht schon seit zwei Stunden auf der Baustelle, als Anil einen Saal in der sechsten Etage des Justizgebäudes in Doha betritt. Das Gericht ist nur wenige Meter von dem Bidda-Turm entfernt, in



Barackensiedlung in Doha

„Inshallah, du wirst dein Geld schon noch bekommen“

dem Anil die Lampen installiert hat. Zusammen mit Kollegen ist er gegen Lee Trading & Contracting vor Gericht gezogen, um das Geld einzuklagen. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht, weil er eine Gebühr von 120 Euro dafür bezahlen musste, fast die Hälfte seines früheren Monatslohns. Alle paar Wochen hat Anil nun hier einen Termin. Jedes Mal, wenn er das Hochhaus betritt, hofft er auf ein Urteil, stattdessen hört er meistens den Satz: „Inshallah, du wirst dein Geld schon noch bekommen.“ Inshallah, so Gott will. Anil hasst diesen Spruch. Er fragt sich, ob es für Scheich Dschassim, der vermutlich die Büros nutzt, sehr schmerzhaft wäre, den Arbeitern die 300 000 Euro einfach zu überweisen.

Im Saal sitzen und stehen etwa 50 Männer in T-Shirts und mit Plastikschlappen, einige tragen ihre Unterlagen in Tüten mit sich. Anil ist zum siebten Mal hier, er hofft, dass er an diesem Tag sein Urteil erhält. Er sitzt links außen in der zweiten Reihe, er sieht den Richter oben auf dem Podium, kaum älter als Mitte dreißig, er sieht rechts vorn einen dicken Mann, der Papierzettel von den Arbeitern entgegennimmt, etwas Unverständliches murmelt, die Zettel unterzeichnet und zurückgibt. Über keinen der Fälle wird länger als eine Minute verhandelt. Ein Saalpolizist schickt einen flehenden Alten aus dem Raum.

Man könnte im Arbeitsgericht von Doha eine moderne Version von Franz Kafkas „Prozess“ spielen lassen. Die meisten der Männer begreifen nicht, was geschieht,

weil sie kein Arabisch verstehen. Anil denkt an Punam und seine Söhne. Seine Stimme wird brüchig, er sagt, er könne nicht schon wieder mit leeren Händen gehen. Vorn blickt der abgedankte Emir Scheich Hamad Bin Chalifa Al Thani aus einem Bilderrahmen. Als Anils Name nach einer Stunde aufgerufen wird, springt er auf und kehrt nach einer Minute mit einer Unterschrift zurück. Er solle sich am Mittwoch in der 14. Etage einfinden, hat man ihm gesagt. Vielleicht gebe es nächstes Mal ein Urteil, Inshallah.

Ganesh muss an diesem Tag an einer Brücke arbeiten. Sie steht in der Nähe von Lusail City, ein Puzzleteil in der neuen Infrastruktur Katars. In Lusail City, nördlich von Doha, entsteht eine Retortenstadt mit künstlichen Kanälen, Villen und Luxushotels, direkt am Meer. Ganesh trotzt zur Baustelle und verschwindet in der Masse der Gespenster. Wenn ihn der Bus in der Dämmerung zurück zum Betonklotz am Stadtrand bringt, wird er bereits auf der Fahrt einschlafen.

Das Problem ist nicht, dass Katar keine Arbeitsgesetze hätte, sie werden nur nicht entschieden genug kontrolliert und von den Behörden durchgesetzt. Bis vor Kurzem hatte das Arbeitsministerium lediglich 150 Inspektoren zur Verfügung, die nur einen kleinen Teil der Firmen kontrollieren konnten. Die Zahl wurde zwar aufgestockt, doch gleichzeitig wuchsen die Baustellen. Allein in den nächsten vier Jahren will Katar über 151 Milliarden Euro in seine Infrastruktur investieren, dann wird es noch

schwerer, die Einhaltung der Arbeitsstandards zu überwachen. Sepp Blatter, der Fifa-Präsident, nannte die WM-Vergabe an Katar vor Kurzem erstmals „einen Fehler“.

Die ganze Welt schaut jetzt auf das kleine Land. Und eine Winzigkeit hat sich immerhin schon getan: In einigen Unterkünften soll es künftig Gemeinschaftsräume mit Satellitenfernsehen geben, kostenloses Internet und nicht mehr als vier Betten pro Zimmer. Außerdem soll für jeden Arbeiter ein eigenes Konto in Katar eröffnet werden. Allerdings gelten diese neuen Regeln nur für diejenigen, die auf den WM-Baustellen beschäftigt sind. Im Moment betrifft das 200 Männer. Ein Großteil der übrigen Gastarbeiter in Katar wird weiter am Stadtrand in stickigen Zehnbettzimmern schlafen müssen. Im Vergleich zu Ganesh und Anil werden die WM-Arbeiter bequem wohnen, wie Luxismigranten.

Im Gegensatz zu Ganesh konnte Anil das Land nicht verlassen, weil er sich den Rückflug noch immer nicht leisten kann. Er hat in Doha einen festen Job als Elektriker gefunden, bei einer anderen Firma. Das Gehalt, das ihm sein alter Arbeitgeber schuldet, hat er nicht bekommen. Auch auf das Gerichtsurteil wartet er noch, aber vielleicht wird es bald kommen, wer weiß. Inshallah.



Video: Das Leiden der WM-Arbeiter

spiegel.de/app242014katar
oder in der App DER SPIEGEL

Jetzt den SPIEGEL empfehlen, und Prämie für € 0,- sichern!



E-Book-Reader „tolino vision“

Perfekte Handlichkeit und höchster Lesekomfort. Dank des 6"-E-Ink-Carta-Displays wird ein augenschonender Lesegenuss wie auf Papier garantiert – sogar bei hellem Sonnenlicht. Durch die integrierte Beleuchtung ist auch ein Lesen bei Dunkelheit möglich. Mit brilliantem Schwarz-Weiß-Kontrast und gestochen scharfem Schriftbild. Integrierter 2-GB-Speicher für bis zu 2000 E-Books. Mit WLAN-Schnittstelle für das Herunterladen neuer E-Books.

Zuzahlung: € 0,-



DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,-

Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 8000 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Esso, OMV, Shell, Aral, Star, Westfalen, Eni und Total einlösbar.



TEASI one² – Wander- & Fahrradnavigation

Ideal für alle Radfahrer, Wanderer, Fußgänger und Geocacher. Das große transflektive 3,5"-Touch-Display hat eine Auflösung von 480 x 800 Pixeln und einen 4 GB Flash-Speicher. Der Tripcomputer ist der optimale Begleiter, ganz gleich, ob im Großstadt-Dschungel oder auf abgelegenen Bergpfaden. Inkl. GPS-Kompass, profilabhängigem Routing, Fitnessfunktion, Gratiskarten u.v.m. Akkulaufzeit ca. 10–12 h.

Zuzahlung: € 0,-



10" DENVER Tablet TAD 10063 – 16 GB – ohne Vertrag

DualCore-Tablet mit Betriebssystem Android 4.2 und einer Auflösung von 1024 x 600 Pixeln. Mit Bluetooth, 1,2 GH DualCore-Prozessor, 1 GB RAM, 16 GB internem Speicher, WiFi und Frontkamera. Maße (B x H x T): ca. 25,3 x 16,5 x 1,3 cm.

Zuzahlung: € 0,-

B&F · Borken

Geldprämie € 90,-

Geldprämie € 100,- bei Bestellung bis zum 16.6.2014



Gartenliege „Ipanema“

Der Sommer naht! Die Gartenliege aus FSC-zertifiziertem Eukalyptusholz lädt zu genussvollen Stunden im Freien ein. Witterungs-fest, zusammenklapp- und arretierbar, mit Tragegriff. Mit 4,5 cm starker Wendeauflege (rot und beige) und abklappbarem Kopfteil. Maße (B x H x L): ca. 54 x 64 x 183 cm.

Zuzahlung: € 0,-



Nutzen Sie alle Vorteile:

- Wunschprämie für den Werber
- Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,20 statt € 4,40 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD14-015
Bereits enthalten sind € 0,48 für das E-Paper.

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift.

DER SPIEGEL vierteljährlich: € 54,60
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum **19**

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZ000000030206

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ Geldprämie € 90,- (2807), bei Bestellung bis zum 16.6.2014
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

IBAN

☐ E-Book Reader „tolino vision“ (4866)

☐ TEAS one* – Wander- und Fahrradnavigation (4843)

☐ DriversChoice-Gutschein € 90,- (3145)

☐ 10" DENVER Tablet TAD 10063 – 16 GB (4837)

☐ Gartenliege „Ipanema“ (4782)

SP14-132



Der Brand von Åland

Global Village Warum ein finnischer Koch und Schnapsbrenner seinen *Ålvados* an die EU verlor

Kochen und Essen sind für Michael Björklund „ein Stück Kultur“. Und weil Kultur einer besonderen Fürsorge bedarf, hat der rundliche 39-jährige Küchenchef sein erstes eigenes Restaurant „Smakbyn“ nicht in der Stadt, sondern an seinem Geburtsort eröffnet: auf der kleinen Åland-Insel Sund mit gut tausend Einwohnern mitten in der Ostsee zwischen Schweden und Finnland, wo Björklund jeden Bauern und Fischer persönlich kennt. Hier experimentiert er an seinem Traum von einer neuen nordischen Küche, die mehr ist als nur Räucherlachs, Trockenfisch und eingelegter Hering; die im Einklang mit der Natur steht und auf lokale Produkte setzt.

Björklund hatte eine eigene Kochshow im Fernsehen, er hat unter anderem in Frankreich gelernt und wurde als „Küchenchef des Jahres“ in Finnland und in Schweden ausgezeichnet. Sein Restaurant ist ein Geheimtipp für Feinschmecker, seine Gäste nehmen eine lange Anreise auf sich, mit der Fähre zum Hafen von Mariehamn auf der Hauptinsel, dann 30 Minuten Autofahrt mitten in die Schärenlandschaft. Im Frühjahr kommen vor allem Schweden und Finnen, im Sommer Deutsche und Italiener, und zu jeder Jahreszeit neuerdings auch Russen.

Doch selbst bis hierher, bis auf dieses zerklüftete Eiland, das so abgelegen ist, dass die Einheimischen die benachbarte Hauptinsel mit rund 25.000 Einwohnern „Festland“ nennen, reicht die Brüsseler Bürokratie. Ihr Ziel: Björklunds kleine Destillerie, die er gekauft hat, nachdem der Vorbesitzer gestorben war. Er wollte den „Geist des Schnapsbrennens lernen“, sagt Björklund, und „wie der Geist des Essens und der Geist des Schnapses zusammenkommen“. Er destilliert in seiner kleinen Schnapsbrennerei unter anderem von Hand einen hochwertigen Branntwein aus Äpfeln, genannt *Ålvados*, der „Geist von Åland“. Doch eines Tages muss sich ein Franzose in den hohen Norden verirrt und den feinen Brand probiert haben. Und das ist nun Björklunds Problem.

Mitte 2012 erhielten das zuständige Ministerium in Helsinki und später auch die Regionalregierung der teilautonomen Inselgruppe, die trotz schwedischer Geschichte und Sprache zu Finnland gehört, Post aus Frankreich. Die Erzeugergemeinschaft des berühmten Calvados aus der Normandie monierte die „missbräuchliche Nutzung des Namens Calvados“ und drohte den Äländern mit Konsequenzen.

Björklund glaubte zunächst an einen Witz. Gerade mal 450 bis 600 Liter produziert seine Destillerie im Jahr, die Konkurrenz in der Normandie stellt ein Vielfaches her. Rund 1,5 Millionen Flaschen Calvados, ein Viertel des Gesamtexports, gehen jährlich allein nach Deutschland. Wo also ist das Problem?

Das Lachen verging ihm, als sich Brüssel einschaltete und seine Beamten auf „Maßnahmen zur Verhinderung des Missbrauchs“ drängten. Das Ministerium in Helsinki und die Regionalverwaltung hielten dagegen: *Ålvados* sei ausschließlich ein „lokaltypisches Produkt“. Durch den Namen, bei dem der Anfangsbuchstabe „Å“ wie im englischen „ball“ oder „small“ ausgesprochen wird, sei der Brand „deutlich an finnisches Gebiet gekoppelt“. Der Schnaps werde nicht exportiert und nicht einmal in finnischen Geschäften ausgestellt, schrieb das Ministerium, weil Werbung für Getränke mit mehr als 22 Prozent Alkohol gesetzlich verboten sei.

Aber die Europäische Union ließ sich von den Finnen nicht erweichen. In Brüssel hatte sich längst ein „Komitee für alkoholische Getränke“ mit der Causa Calvados befasst und damit den amtlichen Nachweis geliefert, dass es auch für Schnaps eine EU-Expertenkommission gibt. Die Hüter des europäischen Gedankens kamen zu der Erkenntnis, dass beide konkurrierende Produkte „gleichartig sind, das heißt ein alkoholisches Getränk, hergestellt aus Cider“. Und dass im Namen „zwei Silben gleich sind“, Verwechslung nicht ausgeschlossen. Die finnischen Behörden wurden aufgefordert, den „unbefug-



Koch Björklund: „Missbräuchliche Nutzung des Namens Calvados“

ten Nutzen“ durch den Namen zu unterbinden. Björklund musste alle Flaschen mit der Aufschrift „*Ålvados*“ aus dem Verkehr ziehen.

Der finnische Koch versteht nun die europäische Welt nicht mehr, er findet das alles „ein bisschen verrückt“. Aber was sollten sie machen, sagt seine Frau Jenny, „so viele Anwälte, wie die in Brüssel beschäftigen können“.

Seit drei Monaten steht der „*Ålvados*“ nun als „Apelbrand“ neben dem Calvados in den Regalen der zollfreien Einkaufshops auf den Fähren. Eine Verwechslung ist nicht mehr möglich. Schon deshalb, weil die Qualität des Apfelbrands viel besser sei, wie Björklund sagt: „Bei uns schmeckt man den Apfel und nicht den Sprit.“

Manfred Ertel



Ausschreitungen in Salvador da Bahia

WM

Bündnis für Randalen

Verbrecherbanden wollen offenbar gemeinsam mit den gefürchteten Anarchisten der „Schwarzen Blöcke“ während der Fußball-WM in Brasilien Randalen machen. Die Zeitung *O Estado de S. Paulo* berichtet, dass inhaftierte Mitglieder der Schwarzen Blöcke in São Paulo Kontakt zu der Verbrecherorganisation Primeiro Comando da Capital (PCC) aufgenommen haben. Beide Gruppen planen demnach gewaltsame Aktionen während der Demonstrationen gegen die Weltmeisterschaft. Das PCC beherrscht den Drogenhandel in der größten brasilianischen Stadt, außerdem sind die Gangster für viele Überfälle auf Geldtransporter und Banken verantwortlich. Die Gang entstand als Gefangenenhilfsorganisation, sie kontrolliert

die meisten Gefängnisse im Bundesstaat São Paulo, ihre Chefs steuern die Aktionen der Gruppe aus ihren Zellen. Im Jahr 2006 legte das PCC die 20-Millionen-Metropole mit einer Reihe von Attentaten auf Polizisten und Omnibusse mehrere Tage lang lahm. Die Gangster wollten so die Verlegung ihres Anführers Marcola in ein anderes Gefängnis verhindern. Vertreter der Schwarzen Blöcke suchen der Zeitung zufolge bei Mitgliedern des PCC Rat, wie sie die Stadt während der WM ins Chaos stürzen können. Die Gangster hätten sie im Gefängnis äußerst freundlich empfangen, bekannte ein Demo-Veteran in *O Estado de S. Paulo*. Präsidentin Dilma Rousseff hat jetzt zusätzlich zu den rund 100 000 Polizisten auch das Militär zum Schutz der WM beordert. Allein in São Paulo, wo am 12. Juni die WM eröffnet wird, sollen 4500 Soldaten zum Einsatz kommen. jgl

Sportpolitik „Sinnvoll und nachhaltig“



Andrea Gotzmann, 56, Vorsitzende der Anti-Doping-Agentur Nada, über fehlende Mittel im Kampf gegen den Betrug

lende Mittel im Kampf gegen den Betrug

SPIEGEL: Sie fordern eine Erhöhung Ihres Jahresetats von 7,7 auf 10 Millionen Euro. Warum?

Gotzmann: Ab 2015 gilt der neue Code der Welt-Anti-Doping-Agentur. Er sieht vor, dass die Nada künftig sämtliche Wettkampfkontrollen übernimmt. Bislang wurden 75 Prozent der Tests von den Sportverbänden gemacht. Für die Mehrbelastung müssen wir Mitarbeiter einstellen, das kostet Geld.

SPIEGEL: Der Bund gibt für das Dopingkontrollsystem rund eine Million Euro jährlich aus. Erwarten Sie mehr von der Politik?

Gotzmann: Die Nada-Finanzierung steht im Koalitionsvertrag, das ist ein Anfang. Allerdings bekommen wir von den Bundesländern insgesamt nur 78 000 Euro, das ist gerade mal ein Prozent unseres Budgets. Hamburg und Berlin überlegen, sich für Olympische Spiele zu bewerben, andere Länder machen sich für ein Anti-Doping-Gesetz stark. Dann sollten sie aber auch die Nada besser unterstützen.

SPIEGEL: Die Bundesregierung gibt 2014 rund vier Millionen Euro für Sport-Entwicklungshilfe aus, damit wird Frauenfußball in Afghanistan oder der Bau von Bolzplätzen in Südafrika unterstützt. Wundern Sie sich manchmal über die Prioritäten der Politik?

Gotzmann: Es ist Sache des Geldgebers, darüber zu entscheiden. Die Politiker machen sich sicherlich Gedanken, wie Geld sinnvoll und nachhaltig ausgegeben werden kann.



Der tiefe Punkt

SPIEGEL-Gespräch Bundestrainer Joachim Löw, 54, über Störfeuer in der WM-Vorbereitung, die angemessene Spielart in Brasilien und seinen Schlüssel zum Erfolg

SPIEGEL: Herr Löw, sind Sie auf Facebook?

Löw: Nein.

SPIEGEL: Twitter?

Löw: Nein! Noch schlimmer. Ich meide das.

SPIEGEL: Auf diesen Kanälen verbreiten sich fieberhaft Nachrichten, richtige und falsche. In der WM-Vorbereitung der deutschen Mannschaft galt da schnell mal einer als schwer verletzt, wenn er im Training hingefallen war. Was tun Sie dagegen?

Löw: Ich habe das mitbekommen. In diesen Medien fehlt halt die Recherche. Unsere Spieler werden von uns vorbereitet, was passieren kann. Sie sollen sich auch genau überlegen, was sie in ihren Account stellen. Unsere Kabine, unser Mannschaftshotel, das sind geschützte Räume. Man muss aufpassen, was herausgeht.

SPIEGEL: Es hieß in den Medien auch schon, Deutschland werde nicht Weltmeister, weil Sie als Wiederholungsraser den Führerschein abgeben mussten.

Löw: Klar.

SPIEGEL: Das wurde schließlich im selben Südtiroler Trainingslager öffentlich, in dem auch bekannt geworden war, dass der Spieler Kevin Großkreutz in eine Berliner Hotellobby gepinkelt hatte. Einem Trainingslager, in dem dann bei einer PR-Aktion auch noch ein schlimmer Autounfall passierte. Können sich Ihre Spieler

so überhaupt noch auf Fußball konzentrieren?

Löw: Der Unfall, bei dem zwei Menschen verletzt wurden, hat uns alle betroffen gemacht. Darüber wurde im Quartier gesprochen, sicherlich. Die anderen Dinge waren bei uns kein Thema.

SPIEGEL: Bei der verunglückten PR-Aktion waren Rennfahrer von Mercedes, dem Hauptsponsor der Nationalmannschaft und des DFB, im Teamquartier zu Gast. Gehen Ihnen die Sponsorentermine bei Trainingslagern auf die Nerven?

Löw: Wir sind alle Profi genug, um zu wissen, dass sie dazugehören. Natürlich hätte ich als Trainer die Mannschaft in einer solchen Phase vor einem Turnier am liebsten zu hundert Prozent. Ich weiß aber, dass es nicht möglich ist.

SPIEGEL: In Südtirol wurde öffentlich über Ihren Fahrstil moralisiert. Wie gefiel Ihnen das?

Löw: Es war natürlich ein großer Fehler von mir. Wenn jemand meint, es sei moralisch verwerflich:

gut. Ich bin zu schnell gefahren. Ich bin nicht unter Alkoholeinfluss gefahren. Ich bin nicht in einen Unfall verwickelt gewesen. Ich fahre manchmal von Fußballspielen nachts heim, die Autobahn ist dann frei. Ich bin keiner, der andere gefährden will. Ich will keine Entschuldigung suchen. Es ist passiert. Und ich lerne meine Lektion. Ich fahre gern mal Bahn. Und ich werde

meinen Führerschein wiederbekommen, dann werde ich mich an die Regeln halten.

SPIEGEL: Es wurden schon Vergleiche angestellt, wer das schlechtere Vorbild sei, größere Schuld auf sich geladen habe, Sie oder Großkreutz. Oder der Steueründer Uli Hoeneß. Auch nicht schön.

Löw: Was Kevin Großkreutz anbetrifft: Wir wussten, dass der Spieler von seinem Verein, von Borussia Dortmund, bestraft wird. Ich habe mit Kevin über seine Berliner Nacht gesprochen. Vom Schluss wusste er nichts mehr. Ich habe ihm gesagt, wir sind jetzt hier bei der Nationalmannschaft, da dürfen solche Dinge nicht vorkommen. Wir bereiten uns auf ein Turnier vor. Er

hat sich noch einmal entschuldigt, dann gab es die Gelbe Karte. Damit war für uns der Vorfall vorbei.

SPIEGEL: Der österreichische Skiheld Hermann Maier hat Ihre Mannschaft im Quartier besucht. Was hat er erzählt?

Löw: Es war kein Referat, mehr ein Gespräch. Er hat seine Karriere beschrieben, seinen Weg. Es war informativ und lehrreich, mit Botschaften.

SPIEGEL: Welchen Botschaften?

Löw: Eine war, dass Hermann Maier nur in wenigen Momenten seiner erfolgreichen Karriere das Gefühl hatte, sich in einem optimalen Zustand zu befinden. Meistens hat er irgendwo ein Defizit gespürt. Oder wenig Energie. Für ihn war es eine Heraus-



**FIFA WORLD CUP
Brasil**

Das Gespräch führten die Redakteure Jörg Kramer und Alexander Osang.



forderung, unter eher schlechten Voraussetzungen optimale Leistungen abzurufen.

SPIEGEL: Wir ahnen die Lehre: Auch schwierige Klimabedingungen, diverse Wehwehchen können zu einem guten Ende führen.

Löw: Die zweite Botschaft war: Hermann Maier hatte Leute, die für ihn Tag und Nacht arbeiteten, zum Beispiel sorgten sie dafür, dass am frühen Morgen seine Ski in perfektem Zustand waren. Dann seine Physiotherapeuten und, und, und. Diesen Leuten gegenüber hat er sich verantwortlich gefühlt. Er sagt, sie alle hätten immer eine Vorleistung gebracht.

SPIEGEL: Und das lässt sich auf Ihr WM-Team übertragen?

Löw: Natürlich. Wir haben einen großen Stab. Unsere Mediziner und Physiotherapeuten etwa arbeiten rund um die Uhr mit den Spielern.

SPIEGEL: Hermann Maier schaffte nach einem schweren Motorradunfall ein sensationelles Skicomeback. Hat er davon erzählt?

Löw: Das war auch ein Thema.

SPIEGEL: Sie hätten auch Ihren Mittelfeldspieler Sami Khedira einen Vortrag halten lassen können. Er schaffte in Rekordzeit nach einem Kreuzbandriss die Rückkehr ins Team von Real Madrid. Ist er, der erst wieder langsam in Form kommen muss, vor allem als Ansporn und Leitbild in Ihrem Spielerkreis?

Löw: Es gibt Spieler, die einen Mehrwert für uns haben, auch wenn sie körperlich nicht zu hundert Prozent fit sind. Sami hat Qualitäten als Leader. Deshalb ist er für diese WM gesetzt, nachdem ich gesehen habe, dass er es gesundheitlich zurück auf den Platz schafft. Fitness ist wahnsinnig wichtig in Brasilien, aber auch Charisma, Erfahrung und Selbstbewusstsein sind Attribute, die bei einem internationalen Großereignis zählen. Die besitzt Sami. Sein ungeheurer Wille war bei uns immer festzustellen, nicht erst nach seiner Verlet-

zung. Seine Widerstandsfähigkeit. Er kann jungen Spielern den Rücken freihalten.

SPIEGEL: Viele Trainer setzen neuerdings eher auf kleinere, wendige Spieler – auch im Mittelfeld. Wie Philipp Lahm, Toni Kroos. Oder Luka Modrić bei Real Madrid.

Löw: Wenn kleine, wendige Spieler den Unterschied ausmachen können, dann vor allem im vorderen Bereich. Viele Defensivreihen sind mittlerweile wie ein Bollwerk zusammengestellt, mit großen, körperlich starken Spielern. Um dieses Bollwerk zu durchbrechen, ist es gut, wenn man kleine, flexible, wendige Spieler hat, mit besonderen technischen Fähigkeiten, gutem Orientierungsvermögen auf dem Platz, gutem Reaktionsvermögen. Bei Mario Götze, Marco Reus, André Schürrle, Mesut Özil sind diese Fähigkeiten nun mal stärker ausgeprägt als bei 1,90-Meter-Hünen.

SPIEGEL: Und im Mittelfeld?

Löw: Ich möchte im Zentrum nicht den Abräumer, der nur defensive Aufgaben erfüllt und sonst nicht am Spiel teilnimmt. Ich möchte variable Spieler, die mal die Positionen tauschen können, auch mal mit in die Spitze gehen, die ballsicher sind, handlungsschnell. Sami Khedira ist auch im Offensivbereich ein technisch hochbegabter Spieler, mit seiner Dynamik. Und in der Balleroberung ist er ebenfalls gut.

SPIEGEL: Sie wollen zur WM die Zweikämpfe schulen. Ist das die Rückkehr zu den deutschen Tugenden, nach dem ehrwürdigen Motto: Wer die meisten Zweikämpfe gewinnt, gewinnt das Spiel?

Löw: Die Statistik spricht da eine andere Sprache. Nein. Aber am Anfang von allem steht doch die Balleroberung. Das ist heutzutage eine andere Art von Zweikampf. Es ist nicht mehr nur gefragt, das Spiel des Gegners zu unterbinden oder zu zerstören. Wir wollen den Ball erobern. Und dann schnell auf Angriff umschalten, weil der Gegner in diesen Situationen häufig nicht

organisiert ist. Ballgewinn und schnelles Umschaltspiel, das ist der Schlüssel. Denn viele Mannschaften sind sehr schwer auszuspielen, wenn sie erst mal organisiert sind.

SPIEGEL: Sie planen Überfälle?

Löw: Nach dem Ballgewinn möglichst den tiefen Punkt anspielen und schnell zum Torabschluss kommen, das dürfte ein Mittel sein, um Erfolg zu haben.

SPIEGEL: Tiefer Punkt?

Löw: Der tiefste Punkt ist der Spieler, der dem gegnerischen Tor am nächsten steht. Es geht darum, im ersten Moment den offensiven Gedanken zu haben. Das zu verinnerlichen. Ich will nicht den Ball gewinnen und dreimal quer spielen oder einmal zurück. Dann ist die Chance vorbei.

SPIEGEL: Ist das dauernde schnelle Umschalten angemessen bei der Witterung in Brasilien?

Löw: Wir wollen natürlich auch variieren. Man erwischt nicht immer sofort den richtigen Moment, um eine Offensivaktion zu starten. Natürlich sind die Temperaturen in Brasilien in manchen Regionen nicht gerade mild. Damit müssen wir uns beschäftigen. Welche Luftfeuchtigkeit haben wir in den Spielorten? Unsere Spieler wissen noch gar nicht, wie sich das im Spiel auswirkt.

SPIEGEL: Nämlich wie?

Löw: Es wird wahrscheinlich nicht möglich sein, 90 Minuten lang ständig zu attackieren, Pressing zu spielen. Wenn das Pressing nicht klappt und man ausgespielt wird, dann hat man unendlich lange Wege zurückzulaufen.

SPIEGEL: Sie waren als Beobachter vor Ort. Wie sind Ihre Erfahrungen?

Löw: Vergangenes Jahr beim Confed Cup war ich in Recife. Von São Paulo über Salvador dorthin geflogen. Beim Ausstieg kam einem eine Wand entgegen. Bei 30 Grad eine unglaublich hohe Luftfeuchtigkeit. Ich habe die Spiele gesehen. Cesare Prandelli, Italiens Trainer, sagt, in der Halbzeitpause

hätten einmal acht seiner Spieler ausgetauscht werden wollen. Nur raus. Nicht mehr weiterspielen. Sie waren mit ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit am Ende.

SPIEGEL: Was folgt daraus?

Löw: Ballbesitzspiel kann ja gut sein, in manchen Phasen, für eine ballsichere Mannschaft. Aber wenn du gegen eine gut organisierte, gut stehende Mannschaft spielst, musst du vorn im letzten Drittel des Spielfelds auch extrem viele Wege gehen, häufig umsonst, mit hoher Intensität, um eine Torchance herauszuspielen. Nur mit Quergeschiebe gibt es keine Chance gegen solche Mannschaften. Also muss man wohl den Gegner auch mal rauslocken. Daran arbeiten wir. Wieder.

SPIEGEL: Warum wieder?

Löw: Zuletzt war uns das, was uns 2010 ausgezeichnet hatte, immer mehr verloren gegangen. Gutes Umschalten mit dem Ziel, in wenigen Sekunden im gegnerischen Strafraum zu sein. Das haben wir in den letzten Monaten nicht mehr so geschafft.

SPIEGEL: Das war wohl der Einfluss der Bayern-Spieler, die in München in Pep Guardiolas Spielart geschult werden?

Löw: Die haben übers gesamte Spiel gesehen eine andere Idee: viel, viel Ballbesitz.

SPIEGEL: Ist das falsch?

Löw: Es hängt von der Qualität der Gegner ab. Ich weiß nicht, ob 80 Prozent Ballbesitz gegen Portugal, Chile, Brasilien zum großen Erfolg führen. Oder gegen Argentinien, mit Abwehrspielern dieser Klasse und Organisation. Diese Mannschaften haben eine andere Qualität als einige Teams aus der Bundesliga.

SPIEGEL: Ist von Khediras Einsatzfähigkeit abhängig, auf welcher Position Kapitän Philipp Lahm spielt?

Löw: Nicht nur von Khedira. Von der Gesamtkonstellation.

SPIEGEL: Wenn Lahm im Mittelfeld gebraucht wird, ist dann dessen Münchner Teamkamerad Jérôme Boateng eine Option für die Rolle des rechten Verteidigers?

Löw: Er kann eine sein.

SPIEGEL: Sie sagten, die Spieler sollten sich auf ihrer Position wohlfühlen. Boateng würde sich bestimmt nicht freuen, seinen Platz in der Innenverteidigung verlassen zu müssen.

Löw: Ich kann Ihnen garantieren, dass er diese Aufgabe annehmen würde, und zwar mit höchster Konzentration. Und er würde es gut machen. Ich kann Ihnen sagen, warum: Bei einer WM wird nämlich jeder Spieler die Entscheidungen des Trainers akzeptieren, wenn er auf dem Platz steht.

SPIEGEL: Herr Löw, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Fußballer der Academia de Futebol in Porto Feliz

Kartoffeln und Schnee

Transfermarkt Jochen Lösch handelt in São Paulo mit brasilianischen Talenten. Kritiker werfen dem Manager aus Deutschland Ausbeutung vor.

Jochen Lösch ist ein Menschenhändler. Der Jurist aus Deutschland betreibt eine Fußballakademie in Porto Feliz, knapp zwei Autostunden von São Paulo entfernt. Fünf Fußballfelder, drum herum Wohnanlagen, Schulungs- und Verwaltungsräume. Kinder und Jugendliche aus ganz Brasilien trainieren hier, sie alle träumen davon, Fußballprofi zu werden. Lösch hat sich die Transferrechte an den Talenten gesichert. Bei der Fifa, dem Weltfußballverband, nennen sie ihn einen „modernen Sklavenhalter“, einen „Ausbeuter“.

Er zuckt nur mit den Schultern.

Lösch, 49, groß gewachsen, Glatze, steht neben einem der Spielfelder der Akademie. Die Temperatur liegt bei 30 Grad, sein weißes Hemd hat Schweißflecken. Das Training wird unterbrochen, Trinkpause. Die Spieler balgen sich am Wasserspender, die Trainer warten, bis jeder genug getrunken hat.

„Ganz ehrlich, hier wäre ich auch sehr gern Sklave“, sagt Lösch.

Die Academia de Futebol gehört der Firma Traffic Sports, Lösch ist einer von zwei Geschäftsführern. Das Unternehmen verdient Millionen mit dem Handel von Fußball-TV-Rechten und mit Spielertransfers. Etwa tausend brasilianische Talente verlassen jährlich ihre Heimat, um vornehm-

lich in Europa anzuheuern. In der Akademie von Traffic Sports werden 80 Kicker ausgebildet. Die Firma spekuliert mit ihrem Talent. Die jungen Fußballer haben zweimal am Tag Training und am Abend fünf Stunden Schulunterricht. Vier Millionen Euro steckt Traffic Sports pro Jahr in die Ausbildungsstätte. Im Schnitt schaffen jedes Jahr sieben Spieler den Sprung in den Profifußball.

„Ein normales Geschäft“, sagt Lösch.

Eduardo de Nascimento, 17, Außenverteidiger, wohnt seit vier Jahren in der Akademie. Seine Knie und Schienbeine sind voller Narben. „Aber das Fußballgeschäft ist eben sehr hart. Es geht ja auch um viel Geld“, sagt er. „Ich gucke nicht nach hinten und nicht nach vorn. Nur heute ist wichtig.“

Aus der Kantine weht der Geruch von Bolognese herüber. Vor dem Eingang in den Speisesaal müssen alle Handys abgegeben werden, am Buffet herrscht großes Gedränge. Nudeln, Salat, Würstchen stapeln sich auf den Tellern der Sportler. Die Ausbildung zielt darauf ab, die Talente so gut wie möglich auf Europa vorzubereiten. In der Kantine gibt es einmal in der Woche Kartoffeln. Die Mannschaften der Akademie nehmen auch an Nachwuchsturnieren in Europa teil, gern im Winter, damit die Spieler Kälte und Schnee kennenlernen.

Eduardos Zukunft wird sich in den kommenden Monaten entscheiden. Wenn bis zu seinem 18. Geburtstag kein Angebot aus Europa oder wenigstens von einem brasilianischen Topklub für ihn vorliegt, muss er die Akademie verlassen. So sind die Regeln. Ein neuer Kandidat rückt nach. Eduardo kennt diesen Druck. Alle drei Monate werden die Spieler von den Trainern bewertet. Wem die große Profikarriere nicht zugetraut wird, der muss sofort ausziehen.

„Ich musste mich schon von vielen Freunden trennen“, sagt Eduardo.

Jochen Löschs Handy klingelt, es erschallt die berühmte Melodie aus dem Film



Video: Die Karriere von Joachim Löw

spiegel.de/app242014loew
oder in der App DER SPIEGEL

„Spiel mir das Lied vom Tod“. Der Manager steht auf dem Balkon seines Apartments in einer bewachten Wohnanlage. Fünfter Stock, Blick auf die Skyline von São Paulo, im Wohnzimmer steht ein aufblasbares Tor. Lösch stammt aus Worms, studierte Jura in Hamburg und stieg 2007 bei Traffic Sports ein. Er ist verheiratet mit einer Brasilianerin, sie haben zwei Söhne.

Vor einigen Tagen lief in der ARD der Dokumentarfilm „Mata Mata“, für den junge brasilianische Fußballer über drei Jahre mit der Kamera begleitet wurden. Geschildert wird auch der Fall des 17-jährigen Außenverteidigers Carlinhos, den Traffic Sports fast fünf Jahre lang aufbaute und anschließend zu Bayer Leverkusen transferierte. Carlinhos schaffte es bei dem Bundesligisten nur zum Ersatzspieler und wurde an Zweitligist Jahn Regensburg ausgeliehen. Dort kam er mit dem polnischen Trainer nicht klar und kehrte frustriert nach Brasilien zurück.

Carlinhos wird in „Mata Mata“ als Opfer von Traffic Sports dargestellt. Lösch winkt ab. „Bürgerliches Gutmenschentum“, sagt er und zeigt ein paar Handysfotos. Zu sehen ist das frühere Zuhause von Carlinhos Familie. Eine Zwei-Zimmer-Bretterbude in einer Favela in São Paulo. Lösch zeigt Carlinhos' Schlafplatz, eine Luftmatratze in der Küche. Löschs Finger sausen jetzt über das Telefon. Er zeigt weitere Fotos. Das neue Haus, in dem Carlinhos' Familie jetzt wohnt. Vier Schlafzimmer, zwei TV-Flat-screens, eine große, teure Küche.

„Das hat ein Jahr Deutschland dem Jungen gebracht. In der Zeit ist einer seiner Freunde in der Favela erschossen worden, ein anderer ist an einer Überdosis gestorben. Wo wäre Carlinhos jetzt, wenn er uns nicht kennengelernt hätte?“

Lösch kommt aus einer linksalternativen Familie. Seine Mutter war Übersetzerin, sein Vater Grundschullehrer, sein Bruder Volker ist ein angesehener Theaterregisseur. „Wenn ich nach Deutschland komme, werde ich immer ‚Kapitalist‘ genannt“, erzählt Lösch.

Er glaubt, dass Geld für vieles entschädigt. Für Anstrengungen, für Schmerzen, für Heimweh. Die meisten Spieler der Akademie kennt er nicht persönlich. Die Trainer kümmern sich um seine kickenden Investments. Nur jene, die reif sind für einen Profivertrag oder bereits ein Angebot haben, werden dem Investor vorgestellt. Lösch ärgert Spielertypen wie Carlinhos, die in schweren Zeiten gleich losjammern, statt sich durchzubeißen. „Profifußball ist brutal. Nur die Allerbesten kommen durch“, sagt Lösch.

Die Stadt ist erfüllt vom abendlichen Lärm des Berufsverkehrs. Am Himmel knattern Dutzende Hubschrauber. Viele Geschäftsleute in São Paulo fliegen zu Terminen, um dem chaotischen Verkehr zu

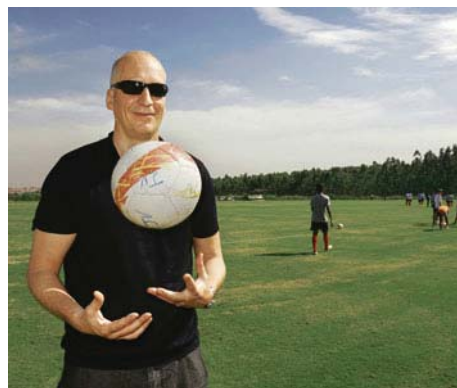
entgehen. Auch Lösch wird oft mit dem Hubschrauber abgeholt. Er gehört zu den großen Playern der Stadt. Im Fußball in Brasilien steckt viel Geld, man muss es nur einsammeln.

Gleich um die Ecke von Löschs Wohnung gibt es eine Skybar. Viele junge Frauen in kurzem Kleidchen und Männer mit leichtem Bauchansatz stehen vor dem Eingang in der Schlange. Lösch geht an allen vorbei, er ist Stammgast.

Vor einiger Zeit hat er hier mit Oliver Kreuzer und Joachim Hilke gefeiert. Die beiden Funktionäre des Hamburger SV waren zu Besuch in São Paulo, um sich die Akademie anzuschauen. Auch Dietmar Beiersdorfer, Sportdirektor bei Zenit Sankt Petersburg und jetzt als neuer Vorstandschef beim HSV im Gespräch, besucht Lösch regelmäßig. Genauso wie Michael Reschke, der neue Technische Direktor von Bayern München. Sie alle wollen Löschs Ware – Talente mit dem Gütesiegel Made in Brasil.

Lösch bestellt Caipiroschka, das Limetten-Erdbeer-Wodka-Gemisch kommt mit viel Eis. Er trinkt durch einen Strohhalm. Lösch erzählt, dass er immer davon geträumt habe, einen Fußballverein zu leiten. Er glaubt aber, dass sich dieser Traum nicht erfüllen werde, weil er selbst nie professionell Fußball gespielt habe. Dass er, der Mann ohne Balltalent, nun wenigstens mit Präsidenten, Sportdirektoren und Beratern über die Perspektiven von Nachwuchsfootballern fachsimpelt, gefällt ihm.

Am darauffolgenden Morgen hat Lösch einen Termin bei Carlos Maluf, dem Chefkäufer des Sportsenders ESPN Brasil. Es geht um Fernsehrechte für den amerikanischen Markt. Die Männer umarmen sich zur Begrüßung. Das Geschäft ist schnell gemacht, man kennt sich. Über einem Tisch in Malufs Büro hängen sechs Flachbildschirme. Auf allen ist Luiz Felipe Scolari zu sehen, der Trainer der brasilianischen Nationalmannschaft, der gerade den Kader für die WM bekannt gibt. Es fallen die Namen Henrique und Hernanes.



Investor Lösch

„Zu Hause nennen sie mich Kapitalist“

Lösch blickt auf. Die beiden Spieler gehörten einst Traffic Sports. Bei ihren Transfers zu Lazio Rom und dem FC Barcelona ließ Lösch sich die kompletten Rechte abkaufen. Wohl zu früh. Denn eine Teilnahme an der WM wird ihren Marktwert noch mal in die Höhe treiben.

Zum Spekulieren gehört auch das Ver-zocken.

Derzeit haben die Investoren von Traffic Sports knapp 20 Fußballer in Europa laufen, darunter Stars wie Dodô (AS Rom), Carlos Eduardo (FC Porto) oder Rafael Marques (Hellas Verona). Der Firma gehört auch der portugiesische Erstligist GD Estoril Praia, der vorige Saison in der Europa League spielte. Der Klub dient als Umschlagplatz. Spieler aus der Akademie in Porto Feliz, die für den europäischen Markt infrage kommen, werden hier zwischengeparkt, um sich zu akklimatisieren und sich für die lukrativen Ligen in England, Spanien, Italien und Deutschland anzubieten.

Bruno Nascimento hat die komplette Wertungskette von Traffic Sports durchlaufen. Der athletische Verteidiger sitzt im Vereinsheim des 1. FC Köln. Nascimento

stammt aus einem Armenviertel in Santos, fünf Jahre war er in der Akademie von Traffic Sports. „Es war die härteste Zeit meines Lebens“, sagt er. Der Druck, es nicht zu schaffen. Die Sorge, die Hoffnungen der Eltern zu enttäuschen. „In meinen ersten Wochen habe ich viel geweint“, sagt Nascimento. Er hielt durch. Die Investoren schickten ihn zu GD Estoril Praia. Bereits nach seiner zweiten Saison in Portugal bekam er ein Angebot des 1. FC Köln. Inzwischen hat Nascimento einen Vierjahresvertrag bei den Rheinländern unterzeichnet. Er schaffte mit dem Team den Aufstieg in die Bundesliga.

„Ich habe mein Ziel erreicht“, sagt Nascimento. Er hat jetzt auch einen eigenen Berater. Wer sonst noch an ihm verdient, weiß er nicht. „Der 1. FC Köln hält alle Rechte an mir“, glaubt Nascimento.

In São Paulo sitzt Jochen Lösch an seinem Schreibtisch, er überlegt, dreht sich zu seinem Rechner um. Auf dem Bildschirm erscheint ein Dokument: 50 Prozent aller Transferrechte an Bruno Nascimento gehören bis 2017 Traffic Sports.

Es sei schwer zu sagen, wie viel Geld die Firma bislang in den Verteidiger gesteckt habe, sagt Lösch, 50 000 Euro, vielleicht viel mehr. Die ganz große Rendite habe die Investition jedenfalls noch nicht gebracht. Aber schon mit dem nächsten Transfer Nascimento könne sich das ändern. Kommende Saison spielt er auf der Bundesligabühne, und wenn der Brasilianer auch dort einschläge, sei alles möglich, sagt Lösch.

Er wartet.

Rafael Buschmann



Katars Hauptstadt Doha

Geschenke aus dem Brutofen

WM 2022 Enthüllte Dokumente lassen kaum Zweifel daran, dass sich Katar den Zuschlag durch Bestechung gesichert hat. Muss das Turnier nun neu vergeben werden?

The Iron Lady“ wird Izetta Wesley genannt, die frühere Präsidentin des Fußballverbandes von Liberia, einem kleinen Land in Westafrika. Aber auch eine eiserne Dame kann dahinschmelzen. Auf Geschenke und Geld reagiert Wesley geradezu überschwänglich. 2009 schrieb sie in einer E-Mail an einen Mitarbeiter des katarischen Geschäftsmannes und Fußballfunktionärs Mohamed Bin Hammam: „Ich habe die Überweisung erhalten. Bitte richten Sie Mohamed Dank und Wertschätzung aus. Möge Allah der Allmächtige seine Quellen hundertfach wieder auffüllen.“

10000 Dollar hatte sie damals bekommen. Viel Geld für sie, wenig für Bin Hammam, der zu jener Zeit ein Füllhorn über die Chefs der Fußballverbände aus Afrika ergoss, sie samt Familien in Luxushotels einlud und jedem bei Ankunft 5000 Dollar in die Hand drücken ließ, um gleich mal die Stimmung zu heben.

Auf diese und ähnliche Weise wurde ein Kontinent bestochen. Im März 2009 bewarb sich Katar offiziell darum, die WM 2022 auszurichten, und rund um diese Zeit flossen unzählige Beträge von Bin Hammams Konten ab, unter anderem: 22 400 Dollar nach Togo, 10 000 nach Gambia, 50 000 nach Sambia. Das entfachte eine Gier, die manchmal sogar dem Spender zu

viel wurde. Manuel Dende, Präsident einer beschaulichen Fußballgemeinde des Inselreichs São Tomé und Príncipe, bat Bin Hammam um 232 000 Dollar für Kunstrasenplätze, zahlbar auf sein Privatkonto. Als zu seiner Enttäuschung nur 50 000 aufliefen und ihm klargemacht wurde, dass er nicht mehr zu erwarten habe, schrieb Dende einsilbig zurück: „Okay, danke.“

Etwa fünf Millionen Dollar hat Bin Hammam in Afrika verteilt. Das Geld hat seinen Zweck erfüllt. Als der Fußball-Weltverband Fifa am 2. Dezember 2010 in Zürich die WM an Katar vergab, stimmten im Exekutivkomitee 14 der 22 Mitglieder für das Emirat. Darunter ziemlich sicher auch die 3 Vertreter Afrikas.

Seit einigen Tagen kann sich die Welt ein Bild davon machen, wie korrupt es zugeht, wenn eine Fußball-WM einem Ausrichter zugeschanzt wird. Der Londoner *Sunday Times* sind nach eigenen Angaben Millionen Dokumente zugespielt worden, die Daten bestehen vor allem aus E-Mails, Faxen und Kontobelegen. Sie wurden ausgewertet, nun hat die Zeitung begonnen, darüber eine Serie zu veröffentlichen, Sonntag für Sonntag. Das Kapitel Afrika war erst der Auftakt.

Während in Brasilien in den kommenden Wochen ein neuer Weltmeister ermittelt wird, werden parallel dazu weitere Vor-

gänge um Katar und die Fifa enthüllt. Wenn nicht alles täuscht, wird zu erkennen sein, wie sich das Emirat auf allen Kontinenten die Mehrheit für sein Votum beschaffte; wie es in Ländern vorging, in denen es nicht ausreicht, Verbandsfürsten eine Handvoll Dollar in die Taschen zu stopfen und ihre Verwandtschaft auf Wellnessfarmen zu verwöhnen. Wie lief das in Südamerika? Wie in Europa?

Wenn bislang daran gezweifelt wurde, dass Katar als Veranstalter taugt, dann lag das am schwer verträglichen Wüstenklima. Die Debatte drehte sich darum, ob das Turnier besser in den Winter verlegt werden sollte. Jetzt steht alles infrage. Darf Katar die WM überhaupt austragen? Muss es das Turnier nicht wieder zurückgeben? Muss die Fifa es ihm notfalls entziehen?

Freiwillig wird Katar nicht weichen.

Das WM-Organisationskomitee des Emirats teilte vergangenen Sonntag schriftlich mit, man habe bei der Bewerbung „die höchsten ethischen Standards und Integritätsnormen“ eingehalten und das Turnier „auf fairem Wege“ gewonnen. Man bestreite „vehement“ alle Anschuldigungen.

Katar ist das reichste Land der Erde. Es hat sich für die Zeit nach Öl und Gas die „National Vision 2030“ verordnet, ein breit gefächertes Investitionsprogramm, das die Zukunft öffnen soll und vor Ehrgeiz und

FOTO: YOAN VALAT / DPA

Geld nur so strotzt. Katar möchte sich als Sportnation einen Namen machen. 30 Milliarden Dollar will es für die WM in Straßen, Hotels und Stadien investieren. Das neben Olympia größte Sportereignis der Welt in einer unwirtlichen Gegend wahr werden zu lassen und allen zu zeigen, wozu man fähig ist – darum wollte und will Katar dieses Turnier unbedingt.

Verwunderlich blieb lange, warum sich die Zeremonienmeister der Fifa darauf einließen, ihre größte Bühne im Jahr 2022 auf einem Wüstensprengel aufzustellen, der halb so groß ist wie Hessen und seit anderthalb Jahrhunderten absolutistisch vom Clan der Thani regiert wird; wieso sie ihr Prunkstück in einen Brutofen zu schieben gedachten, in dem Sommertemperaturen von über 40 Grad herrschen. Für Katar sprach nur ein Argument – der Reichtum, mit dem es seine märchenhafte WM wahr werden lassen wollte.

Angesichts der massiven Bestechungsvorwürfe muss man sagen: Ebendieser Reichtum hat die Sache wohl entschieden.

Mohamed Bin Hammam, der Mann, der unter anderem Afrikas Fifa-Stimmen einkaufte, ist die Schlüsselfigur in dem schmutzigen Spiel. Bei der WM-Kampagne gehörte er dem Exekutivkomitee der Fifa an und war einer der Könige im Weltfußball. Außerdem stand er der Herrscherfamilie sehr nahe. Vor vier Jahren noch sagte Hassan al-Thawadi, Chef der katarischen Bewerbung: „Ich bin dankbar für seine Unterstützung. Er hat immer verstanden, wie sehr Katar und der Nahe Osten von einer WM profitieren würden.“ Er sei „das wichtigste Kapital“ der Kampagne.

Heute klingt das ganz anders. Das Organisationskomitee behauptet, Bin Hammam habe bei der Bewerbung „keine offizielle oder inoffizielle Rolle“ gespielt.

Dabei war der WM-Zuschlag für Katar Bin Hammams Meisterstück, der Erfolg ermunterte ihn sogar, im März 2011 als Fifa-Präsident zu kandidieren und Sepp Blatter abzulösen. Doch noch vor der Wahl wurde Bin Hammam in seiner Kampagne gegen Blatter der Korruption überführt und im Sommer 2011 lebenslang für alle Ämter gesperrt. Als Chef des Asiatischen Fußballverbandes (AFC) hatte er selbstherrlich regiert. Bin Hammam verfügte nach Gutdünken über die Konten, veruntreute Gelder, schloss Verträge mit ihm genehmen Rechthändlern ab, ohne Konkurrenzangebote zu prüfen, bereicherte sich an Kickback-Geschäften. Und er schmiedete Funktionäre, unter anderem Jack Warner. Dem Chef des nord-, zentralamerikanischen und karibischen Verbands ließ er 1,5 Millionen Dollar zukommen, dessen Söhnen 750 000.

Ein halbes Jahr nach dem Triumph seines Landes bei der WM-Vergabe war Bin Hammam erledigt. Katar blieb von dem Skandal weitgehend verschont. Vorerst.

Im Auftrag des asiatischen Verbands hatten Wirtschaftsprüfer von PricewaterhouseCoopers (PwC) das Geschäftsgebahren Bin Hammams untersucht und Material für einen 56-seitigen Bericht zusammengetragen. Zur gleichen Zeit hatte die Fifa ihre Ethikkommission zu neuem Leben erweckt und den New Yorker Anwalt Michael Garcia bevollmächtigt, die Umstände zu ermitteln, unter denen die WM an Katar gegangen war. Der Verdacht, dass Korruption die Vergabe entscheidend beeinflusst hatte, war offenkundig.

Garcia bekam den PwC-Bericht in die Hände und recherchierte weiter. Er hatte Bin Hammam sofort im Visier. Inzwischen hat er Dutzende Zeugen befragt. Und er verfügt über eine gigantische Datensammlung, darunter womöglich jenes belastende Material, das irgendwie an die *Sunday Times* geraten ist.

Bei Garcias Ermittlungen war allem Anschein nach das FBI behilflich. Um eine solche Masse an Mails und Kontobelegen



Fifa-Boss Blatter, WM-Beschaffer Bin Hammam*

Wie lief das in Südamerika, wie in Europa?

abzufischen, bedarf es einer Organisation dieser Größe und Ausstattung. Garcia darf allerdings das FBI nicht beauftragen, ihm unter die Arme zu greifen. Wahrscheinlich hatten deshalb andere die Bundesbehörde eingeschaltet. In Amerika gibt es genügend einflussreiche Leute in Politik und Wirtschaft, die brennend interessiert, mit welchen Mitteln Katar die Abstimmung für sich entschied. Denn der große Gegenkandidat um die Vergabe der WM 2022 waren die USA. Sie unterlagen erst im vierten Wahlgang mit 8:14 Stimmen.

Garcia ist dabei, seine Arbeit abzuschließen. Sein Dossier geht an den deutschen Richter Hans-Joachim Eckert, der in den nächsten Monaten darüber entscheiden wird, welche Sanktionen gegen korrupte Fifa-Delegierte verhängt werden. Was kommt da noch alles hoch?

Katar hatte auch auf politischer Ebene massiv Lobbyarbeit betrieben. In Europa hatten sich der deutsche Bundespräsident Christian Wulff und der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy für das Emirat starkgemacht. Bei einem Essen im

Elysée-Palast ermunterte Sarkozy offenbar Michel Platini, den Uefa-Chef, im Fifa-Exekutivkomitee für Katar zu stimmen. Mittlerweile hat eine katarische Investorengruppe den Fußballklub Paris Saint-Germain, dessen Fan Sarkozy ist, übernommen und mit viel Geld zu einer europäischen Spitzenmannschaft aufgepumpt.

Wulff pflegte schon seit seiner Zeit als niedersächsischer Ministerpräsident gute Verbindungen in den Wüstenstaat, der über eine Holding Anteile am VW-Konzern erwarb und in den Aufsichtsrat einzog. Später, als Wulff deutsches Staatsoberhaupt war, trafen er und der Emir sich bei gegenseitigen Visiten. Ein Jahr vor der Abstimmung in Zürich erhielt die Deutsche Bahn aus Katar den Auftrag, dort ein Schienennetz zu errichten – für 17 Milliarden Euro. Bahnchef Rüdiger Grube ließ sich im aufwendigen WM-Bewerbungsfilm gar beim Daumendrücken filmen: „I'll keep my fingers crossed for Qatar.“

Es ist strittig, ob Wulff den deutschen Fifa-Vertreter bei der Wahl, Franz Beckenbauer, auf irgendeine Weise beeinflusst hat. Sicher ist, dass Beckenbauer Bin Hammam rund um die Wahl Katars mehrfach getroffen hat. Das geht aus den Dokumenten hervor, die der *Sunday Times* vorliegen. Ende Oktober 2009 begleitete Bin Hammam Beckenbauer zu einem Besuch beim Emir. Im darauffolgenden Februar aß Beckenbauers Vertrauensmann, der Lobbyist Fedor Radmann, im Zürcher Edelhôtel Baur au Lac mit Bin Hammam zu Abend. Im Mai 2011 traf Beckenbauer Bin Hammam geheim im Londoner Hilton, kurz bevor der Katarer seinen Abschied aus dem Weltfußball nehmen musste.

Dass die Weltmeisterschaft in acht Jahren tatsächlich in Katar stattfinden wird, ist trotz des Bestechungsskandals nicht unwahrscheinlich. Nur die Fifa-Vollversammlung könnte dem Land das Event entziehen, dazu wäre eine Mehrheit der 209 Mitglieder nötig. Dagegen würde Katar sich mit allen Mitteln wehren und auf Schadensersatz klagen, ein Verfahren könnte Jahre dauern. Angesichts solch einer unsicheren Rechtslage wäre wohl kaum ein anderes Land bereit, Katar zu ersetzen und für eine fragliche WM Milliarden zu investieren. Was, wenn ein Gericht am Ende urteilt, dass Katar doch die WM ausrichten darf?

Es würde sich wohl nur ein Land trauen, in dem alles bereits steht: Stadien, Hotels, moderne Flughäfen, ein dichtes Netz von Straßen und Schienen. Die USA vielleicht, Japan oder Australien.

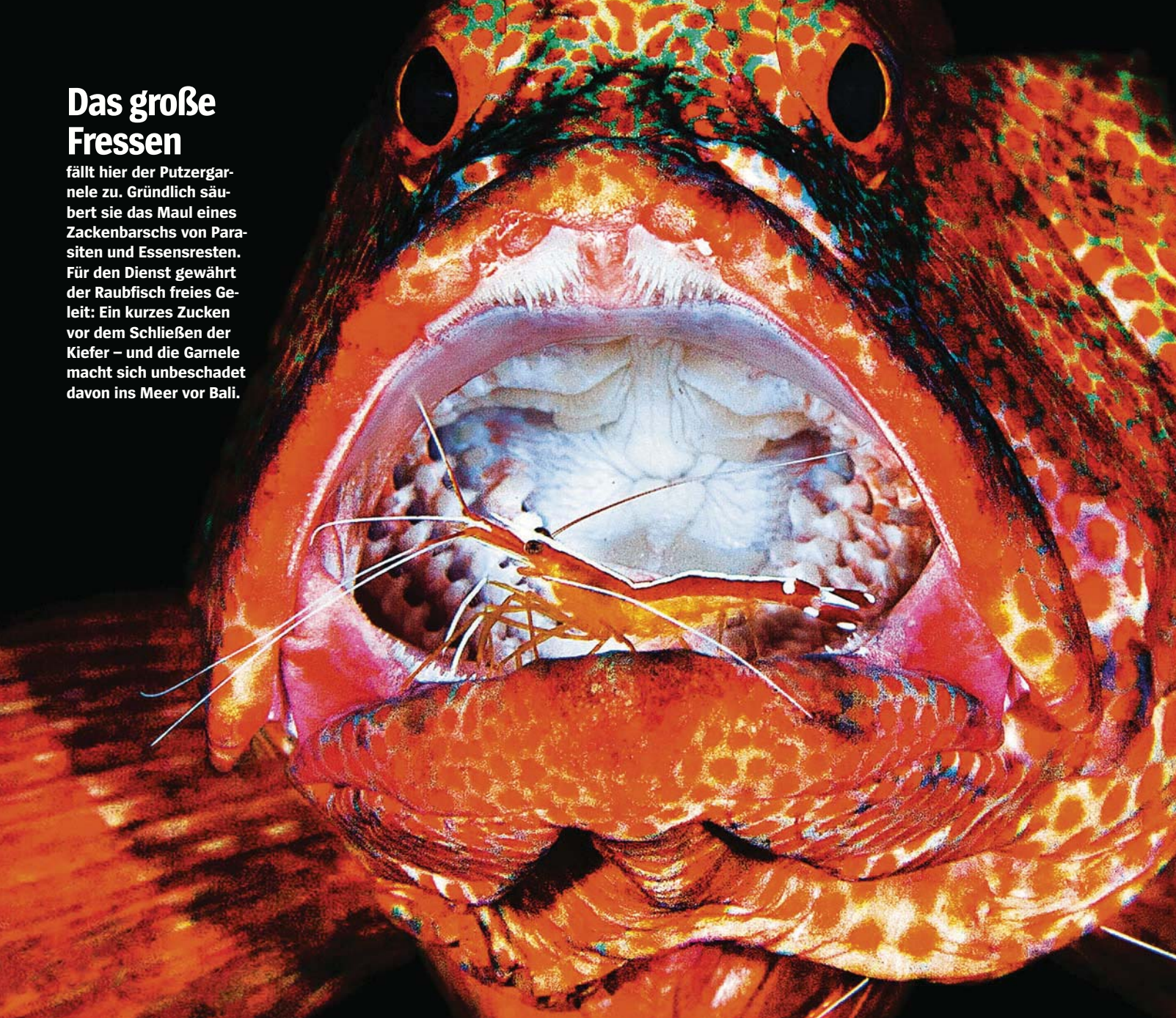
2022 wird also um den WM-Titel entweder in der Wüste gespielt – oder in einer Weltgegend, die wie das Gegenteil davon aussieht.

Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Christoph Scheuermann, Jens Weinreich, Michael Wulzinger

* 2010 in Doha.

Das große Fressen

fällt hier der Putzgarnele zu. Gründlich säubert sie das Maul eines Zackenbarschs von Parasiten und Essensresten. Für den Dienst gewährt der Raubfisch freies Geleit: Ein kurzes Zucken vor dem Schließen der Kiefer – und die Garnele macht sich unbeschadet davon ins Meer vor Bali.



Abenteurer

Amelia Earhart macht sich startklar

Eine neue Amelia Earhart will die Mission der berühmten US-Flugpionierin zu Ende führen. Amelia Mary Earhart war am 2. Juli 1937 im Pazifik mitsamt Flugzeug und Begleiter verschollen. Die damals 39-Jährige hatte versucht, die Erde in Äquatornähe zu umrunden; bis zu ihrem rätselhaften Verschwinden hatte sie drei Viertel der Strecke geschafft. Jetzt bereitet sich in den USA eine junge Pilotin namens Amelia Rose Earhart

auf ihre eigene Weltumrundung vor. Am 23. Juni will die 31-Jährige, die mit ihrer Vorgängerin nicht verwandt ist, im kalifornischen Oakland mit einer einmotorigen Pilatus PC-12 starten. Die Flugstrecke von etwa 45 000 Kilometern hofft Earhart mit 17 Zwischenstopps in 15 bis 18 Tagen zu bewältigen. Ihre Route führt zunächst nach Brasilien, dann über den Atlantik nach Afrika, via Indien nach Südostasien und weiter nach Australien, bevor sie über Hawaii nach Oakland zurückkehrt. Anders als die erste Earhart-Maschine kann die Pilatus

PC-12 kaum verloren gehen, denn sie wird über Satellitendienste permanent mit dem Internet verbunden sein. Ear-

hart plant, die Welt über ihren Flugverlauf via Twitter und Facebook in Echtzeit zu informieren. me



Pilotin Earhart

FOTOS: HGA/PRESS (O.), CYRUS MCCORMON / GETTY IMAGES (U.)

Medizin

„Wir könnten 10 000 Leben retten“



Der Kölner Anästhesist, Intensiv- und Notfallmediziner **Bernd Böttiger**, 55, über die Notwendigkeit, Wiederbele-

bungsmaßnahmen flächendeckend in den Schulen zu lehren

SPIEGEL: Warum sind die Deutschen so chronisch schlecht im Fach Erste Hilfe?

Böttiger: Hier macht man einen Kurs zum Führerschein, und das reicht eben nicht. Der Druckverband eines Laien hat meines Wissens bisher kaum einen Schwerverletzten gerettet. Viel wichtiger wäre es, Laien speziell in der Reanimation auszubilden.

SPIEGEL: Was bringt das?

Böttiger: 70 000 Menschen in Deutschland sterben jedes Jahr nach einem Kreislaufstillstand, weil sie nicht erfolgreich reanimiert werden. Davon könnten bis zu 10 000 Leben gerettet werden – wenn mehr Leute wüssten, wie man an einem Bewusstlosen ohne Lebenszeichen eine Herzdruckmassage vornimmt.

SPIEGEL: Ist die denn so schwierig?

Böttiger: Im Gegenteil. Sie ist kinderleicht. Selbst Schüler können die Wiederbelebung beherrschen. In Dänemark ist sie seit 2005 Pflichtfach schon in den Grundschulen. Seither gelingt dort die Reanimation durch Laien in der Hälfte der Fälle – zuvor funktionierte das nur bei einem Fünftel. In Deutschland hingegen liegen wir immer noch bei unter 20 Prozent. Darum schlagen wir vor, dass künftig auch hier alle Schüler in Reanimation unterrichtet werden.

SPIEGEL: Wäre es nicht besser, mehr Notärzte auszubilden?

Böttiger: Wenn jemand einen Kreislaufstillstand erleidet, fängt das Gehirn nach drei bis

fünf Minuten an abzusterben. Bis der Notarzt kommt, vergehen aber selbst in der Stadt acht bis zehn Minuten. Wir müssen also alles dafür tun, dass mehr Helfer die überlebenswichtige Zeit bis zum Eintreffen des Notarztes durch Wiederbelebungsmaßnahmen überbrücken können.

SPIEGEL: Wie viel Training brauchen die Schüler?

Böttiger: Es reicht, wenn sie im Alter von zwölf Jahren anfangen und jedes Schuljahr zwei Stunden trainieren. Die Kinder zeigen dann ihren Geschwistern, Eltern und Großeltern, wie die Reanimation richtig geht. Das ist besonders wichtig, denn der plötzliche Herztod ereilt die Leute meist zu Hause. me

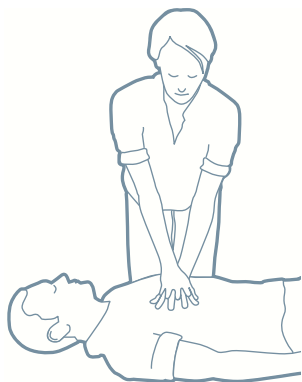
Wiederbelebung

Prüfen. Atmet der Bewusstlose?

Rufen. Notruf 112 wählen.

Bis zur Ankunft des Rettungswagens:

Drücken. Mit beiden Händen den Brustkorb in der Mitte fünf Zentimeter tief eindrücken und loslassen, mindestens 100-mal pro Minute. Auf diese Weise gelangt Restsauerstoff ins Gehirn. Idealerweise nimmt der Helfer auch die Mund-zu-Mund-Beatmung vor. Auf 30 Kompressionen folgen zwei Beatmungen.



DER SPIEGEL

Kommentar

Die Autonarren

Kann es sein, dass Vernunft einkehrt im Land der Auto-Erfinder? 30 Prozent der Haushalte in deutschen Metropolen besaßen Anfang 2013 kein eigenes Auto mehr und setzten stattdessen aufs Fahrrad, wie das Statistische Bundesamt jetzt mitteilte. Zehn Jahre zuvor, so die Behörde, kamen nur 22 Prozent ohne eigenen Pkw aus. Wie autofixiert und industriegesteuert müssen Regierungen in Bund, Ländern und Städten sein, um hier nicht einen eindeutigen Trend zu sehen und dem Wandel auch Rechnung zu tragen? Wer sich auf schlechten (wenn überhaupt vorhandenen) Radwegen durch Berlin, Hamburg oder Stuttgart müht, erlebt Deutschland als Autoland. Wer dagegen Kopenhagen oder Amsterdam besucht, kann sich ein Bild davon machen, wie die Lebensqualität steigt, wenn der Autoverkehr zugunsten von Fahrrädern zurückgedrängt wird. Sogar Rom hat inzwischen einen Bürgermeister, der dem Auto den

Kampf ansagt und selbst Dienstfahrrad fährt. Gute Radwege und öffentliche Verkehrsmittel sind die nachhaltigen Lebensadern einer Großstadt. Die Bundesregierung glaubt indes treu an ihren Nationalen Entwicklungsplan Elektromobilität, ohne sich bewusst zu machen, dass damit ein Kardinalproblem der Metropolen ungelöst bleibt: Auf den Straßen ist nicht genug Platz für so viele Autos, egal ob Strom oder Benzin sie antreibt. Das Elektromobil braucht darüber hinaus noch eine neue Steckdosen-Infrastruktur. Verkehrsminister Alexander Dobrindt hat sich immunisiert gegen eine Betrachtung des Autos als Problem. Manchmal, verriet er *Auto Bild*, werde er nachts um halb eins heimchauffiert, steige in seinen Wagen und fahre ziellose 30 Kilometer weit: „Nur um das Gefühl fürs Autofahren nicht zu verlieren.“ Deutschlands Autolobby kann beruhigt sein. Auf den Mann ist Verlass.

Christian Wüst

Fußnote

5 Erdbeben

der Stärke 4 und mehr haben sich im Gebiet um Los Angeles allein in den vergangenen fünf Monaten ereignet. Eine solche Häufung stärkerer Erdstöße hat es dort seit 20 Jahren nicht gegeben. Warum das so ist, wissen die Forscher nicht – auch nicht, ob die vielen kleinen ein großes Beben ankündigen.



Tal des Terrors

Archäologie Eine Schlucht am Rio Grande ist mit Hunderten Felszeichnungen der Komantschen übersät. Die Graffiti erlauben erstmals einen Blick auf die wahre Geschichte der wehrhaftesten Indianer Nordamerikas.

Als Christoph Kolumbus die Neue Welt entdeckte, lebten sie noch in den Rocky Mountains und gingen zu Fuß auf die Pirsch. Statt Bisons jagten sie Kaninchen. Hunde zogen ihr armseliges Gepäck.

Doch im 17. Jahrhundert änderte sich für die Komantschen alles. Zunächst stahlen sie den weißen Siedlern die Pferde, später kauften sie ihnen Pulver und Gewehre ab. So ausgerüstet, kontrollierte der Stamm bald ein Gebiet von der Größe Frankreichs: die Komantscheria (siehe Grafik Seite 114).

In Wildwestfilmen dienen Vertreter dieses Indianerstamms meist als Fallobst, das laut jaulend vom Ross stürzt. Bei Karl May spielen sie den Part der Bösewichte. Neuere historische Untersuchungen zeigen indes, welch eine Macht da einst in der Prärie regierte: eine Armee von etwa 10 000 Reitern, ausgerüstet mit Pfeilen, Lasso und Gewehren. Einige Historiker sprechen von einem „Reich“ mit „imperialen Ambitionen“.

Die Komantschen, schrieb der US-Forscher Theodore Fehrenbach, „zerstörten den lang gehegten Traum der Spanier von der Herrschaft über Nordamerika, sie verhinderten das Vordringen der Franzosen in südwestliche Richtung, und sie verzögerten die endgültige Eroberung des Kontinents durch die Angloamerikaner um fast 60 Jahre“.

Wer also waren diese Ureinwohner, die nicht Federschmuck, sondern eingefettete Zöpfe trugen und sich selbst „Numunu“ (Menschen) nannten? Selbstauskünfte, so schien es lange, hat das Volk nicht hinterlassen. Es kannte weder Schrift noch steinerne Bauten. Seine Kultur – nahezu unsichtbar.

Nun tut sich doch noch eine Spur auf. In einem Talkessel des Rio Grande im Bundesstaat New Mexico hat der New Yorker Archäologe Severin Fowles verblasste Ritzungen und reliefierte Basaltsteine entdeckt. Der Fundort in der lang gezogenen Schlucht, „Vista Verde“ genannt, ist vollgekritzelt mit Bildern, die vom Leben der vermeintlich „abgefeimtesten Indianer der Vereinigten Staaten“ (Zeitzeuge Richard Dodge 1882) erzählen.

Eigentlich habe er am Rio Grande nach „10 000 Jahre alter Kunst aus der Vorzeit“ gesucht, erzählt Fowles. Stattdessen stieß er auf Felswände und Steinbrocken, auf denen Strichmännchen, krakelige Pferde und seltsame Dreiecke prangten. Letztere stellen Tipis dar, mit Büffelfellen bespannte Zelte.

Derzeit werden die Gravuren von Fowles abgezeichnet und dokumentiert. Der Professor bereitet eine Veröffentlichung über den „Archetyp des Komantschen“ vor. Untertitel seiner Arbeit: „Archäologie des Terrors“.

Viele der Bilder stellen Gewalt dar. Man sieht Räuber beim Pferdeklau. Leiber werden von Pfeilen durchbohrt. Es geht Mann gegen Mann mit Schilden aus Tierhäuten. Ein Graffito zeigt einen Indianer mit einem katholischen Käppi, wahrscheinlich eine Beute aus einem spanischen Missionsdorf.

Besonders spannend ist eine Darstellung, die einen Schweifstern neben einer riesigen Sonne zeigt. Historischen Quellen zufolge zog im Jahr 1680 tagsüber ein gleißend heller Komet über den Himmel der Great Plains. Sollten sich die Botschaften von Vista Verde auf diese Weise datieren lassen, wäre das eine Sensation. Der frü-

nügsam und belastbar. Solche Geschöpfe hatten sie noch nie gesehen. Die Komantschen nannten die Tiere „Gotteshunde“.

Und sie stahlen sie. Aus Aufzeichnungen spanischer Behörden ist bekannt, dass vor 1650 kein einziger Mustang in der Prärie lebte. Schon 50 Jahre später besaßen fast alle Numunu geraubte Gäule, die sie bald zu züchten und akrobatisch zu reiten verstanden.

In ihrer Blütezeit verfügten sie über mehr als eine Million Mustangs.

Es waren letztlich die Pferde, die den Indigenen die Möglichkeit eröffneten, beim Poker um die Aufteilung Nordamerikas mitzumischen. Zuvörderst erlaubten



Felsbild eines vom Blitz getroffenen Komantschen: Brutaler Natur ausgesetzt

heste Hinweis auf die Komantschen entstammt bislang einer französischen Landkarte von 1701.

Klar ist mittlerweile, dass die Ethnie ursprünglich in Wyoming lebte und von dort in den Süden des Kontinents drängte. Mit ihren Hundeschleppen überquerten einzelne Clans den Arkansas River und gerieten so in die Nähe des spanischen Kolonialreichs.

Dessen Nordgrenze zog sich in Form weit versprengter Wehrdörfer, Festungen und Missionssiedlungen durch die endlosen Trockentäler des heutigen Texas und New Mexico.

Glockentürme erblickten die Komantschen dort und sensenschwingende Hispanier mit breitkrempigem Strohhut. Vor allem aber: struppige Pferde, robust, ge-

sie ihnen, einen neuen, riesigen Lebensraum zu erobern. Hoch zu Ross verließen sie die schützenden Hänge der Rocky Mountains und drangen in die lebensfeindlichen und fast menschenleeren Great Plains ein. „Wenige blieben zurück, andere ritten in die Geschichte“, schreibt Theodore Fehrenbach.

Endlos, wie ein Meer aus Gras, erstreckte sich das hügelige Land. Im Sommer herrschte dort glühende Hitze, im Winter fegten Blizzards über die Weiten. Rund 60 Millionen Bisons lebten hier; die Indianer konnten sie nun im Galopp erlegen.

In jedem Tipi der Komantschen gab es fortan Hörner, Hufe, Häute. Das zottelige Wildrind bot den Nomaden alles: Aus seinem Fell stellten sie Kleidung her, aus den Knochen Werkzeuge und Musikinstrumen-

te. Selbst den Schwanz nutzten sie – als Fliegenklatsche.

Lange hatten die Komantschen in kollektiver Ohnmacht gelebt. Wettergegerbt, dreckig und halb verhungert waren sie einer brutalen Natur ausgesetzt, die sie stumm und duldsam ertrugen. Nun wendete sich das Geschick, sie beherrschten jetzt das Grünland. Ihre Zahl wuchs. Nachbarn wie die Apachen wurden zurückgedrängt. Bald reichte ihr Einfluss bis in die weiten Feuchtgebiete des Missouri, wo andere Stämme Mais und Kürbis pflanzten.

Für moralische Erwägungen hatten die expandierenden Angreifer wenig Platz. Folterriten waren bei ihnen an der Tagesordnung. Den Mescalero-Apachen (von ihnen „graue Scheiße“ genannt) schnitten sie als Skalpjäger die Kopfhaut ab. Auch ihre Frauen zelebrierten das blutige Handwerk am Marterpfahl.

„Waren die Numunu in Eile, schlitzten sie junge Mädchen auf und ließen sie verbluten“, notiert Fehrenbach. „Häufig spießten sie Gefangene am Boden fest – ohne Augenlider mit dem Gesicht zur Sonne.“ Ähnliche Gräueltaten sind auch auf den Felsbildern von Vista Verde dargestellt.

Bei Angriffen ritten die Banden meist schräg im Sattel, um den Waffen der Feinde zu entgehen. Den kostbaren Speer kneten sie an ein Seil aus Rosshaar. Nach dem Wurf konnte er zurückgeholt werden.

Am Ende waren fast alle Konkurrenten aus den Jagdgründen der südlichen Plains verdrängt. Nun hatten dort die Bezopften das Sagen. In Verwandtschaftsgruppen von 100 bis 300 Personen zogen sie durch die Prärie. Einen Häuptling oder Stammesrat kannten die Komantschen nicht.

Auch die Spanier bekamen ihre Schlagkraft bald zu spüren. Auf Anmarschrouten von 500 und mehr Kilometern bewegten sich die Plünderer aus der Tiefe der Wildnis heraus, um die spanischen Vorposten und Bauernhöfe anzugreifen, in denen Großgrundbesitzer Haciendas betrieben und die Felder von Mestizen und versklavten Indios bestellen ließen.

In vielstimmiger Klage berichten spanische Chroniken, wie die roten Feinde wespentischartig kleine Weiler überfielen, Greise metzelten, Frauen vergewaltigten und Kleinkinder gegen Felsen und Bäume schleuderten.

Nach 1740 bekamen die Überfälle noch mehr Durchschlagskraft. Französische Händler, die von Louisiana aus tief in den Kontinent eindrangten, hatten den Indianern Gewehre verkauft.

Die Taktik indes änderte sich nicht. Die Komantschen führten einen Partisanenkrieg. Heimlich wie Wölfe schlichen sie sich an, nie wurde ein Lagerfeuer entfacht. Man aß Trockenfleisch und marschierte nachts.

Auch die Graffiti-Schlucht vom Rio Grande weist dieses Merkmal des Verstoßenen auf. Nirgendwo gibt es Brandspuren. Nur mithilfe von Luftbildern konnten die Forscher Unregelmäßigkeiten im Bewuchs nachweisen: Einst standen dort Tipis im Kreis.

Zwei Reihen großer Steine dienten den Wächtern als Deckung. Am Ende des Camps befand sich ein großer Viehpferch. Gleich daneben prangt das Bild eines Reiters. Von Vista Verde war es nur ein Halbtagesritt bis zur nächsten spanischen Siedlung.

Es waren diese zermürenden Guerillaattacken, die den Elan der Konquistadoren stoppten und den geplanten Durch-

nur zur gänzlichen Zerstörung und zum Verlust dieser Provinz führen“, jammerte bereits 1780 der damalige Gouverneur von Texas.

So kam es dann auch. Die blutigen Dauerangriffe der Komantschen schwächten das Militär. Viele Einwohner von Texas flohen. Die Armee konnte sie nicht mehr beschützen. Bald lebten dort nur noch rund 4000 Menschen.

Als sich Mexiko im Jahr 1821 für unabhängig erklärte, brach die Nordgrenze ganz zusammen. Im „Krieg der 1000 Wüsten“ verlor der frisch gegründete Staat seine schönsten Provinzen Texas und New Mexico. Dort traten nun die Komantschen als Bosse auf. Die Siedler mussten Tribute zahlen, ihre Dörfer verwandelten sich in Satelliten, die wie Inseln in der Komantscheria lagen.

Aufgerieben und blockiert durch die wilden Pferdediebe, mussten die Lateinamerikaner das Feld am Ende anderen Landräubern überlassen. Etwa ab 1820 brandeten diese neuen Abenteurer ins fast entvölkerte Texas: Diesmal kamen Briten und Deutsche in Planwagen. Es waren Leute, beseelt von protestantischem Fleiß, die Blockhütten bauten und um jeden Meter Boden kämpften – und sie schossen schnell.

Gegen diese Invasoren hatten die Numunu keine Chance. Ihr Stern begann zu sinken.

Was dann folgte, mutet nur noch bitter an. Die Herrscher der Prärie stolperten von einer Niederlage zur nächsten. Eigentum an Grund und Boden war den Indianern fremd. Vielleicht war es das unpersönliche Verhältnis zur Scholle, das ihre Vertreibung beförderte.

All diese späten Tragödien und Grausamkeiten sind in Vista Verde nicht mehr dargestellt – nicht, wie Oberst Kit Carson die Komantschen nach 1860 mehrfach besiegte und in Reservate zwang. Wie die US-Kavallerie 1874 erst die Bisons und dann alle Pferde der Komantschen schlachtete. Und wie im Jahr darauf ihr letzter Kriegsführer Quanah Parker in Gefangenschaft ging.

Die Bilder vom Rio Grande erzählen nur von den Triumphen der Komantschen und von der Morgenröte ihres erstaunlichen Großreichs. Immer wieder sind auf den Felswänden Pferde dargestellt, mal fast lebensgroß, mal mit wallender Mähne oder mit Strichen vor den Nüstern, als würden die Tiere in der Winterluft kalten Atem ausdampfen.

Es sind einfache Bilder, voller Schönheit, wie Botschaften aus der Steinzeit, nahezu verblasst.

Matthias Schulz



marsch nach Norden verhinderten. Auf Landkarten hatten die Spanier die Grenzen ihres Weltreichs bereits im Gebiet des Missouri eingezeichnet. Doch in Wahrheit wagte sich bald kaum noch ein Soldat über San Antonio hinaus. Santa Fe war umzingelt.

Die kupferhäutigen Gegner griffen im Gegenzug bis nach Chihuahua aus. Wer es wagte, dort Frauen, Skalps und Gäule zu stehlen, galt daheim als Held.

Erschwert wurde die Situation, weil der allgewaltige König in Madrid in seinem Imperium den Privatbesitz von Feuerwaffen verbot. Anders als bei den britischen Siedlern gab es für die spanischen Farmer kein Recht auf Selbstverteidigung. „Bei unserer völligen Schutzlosigkeit kann dies



ISS- und Space-Shuttle-Crew gemeinsam an Bord der Raumstation

„Ich will heim“

Raumfahrt Öffentlich preisen Astronauten ihre Missionen – in ihren Tagebüchern aber haben sie notiert, wie es ihnen wirklich im All ergeht.

Gegen Ende seiner Reise durchs All verging dem Mann vollends die Lust: „Ich kann nicht glauben“, schrieb er, „dass andere Astronauten nicht genauso frustriert waren, wie ich es bin.“ Unter solchen Umständen, heißt es an anderer Stelle, hätte selbst der berühmte Raketenforscher Wernher von Braun „wohl nie etwas vollbracht“.

So haben es die Astronauten ihren Tagebüchern anvertraut – und damit auch Jack Stuster. Seit elf Jahren sammelt der Anthropologe private Aufzeichnungen aus dem All. Er will ergründen, was in Menschen vor sich geht, die sechs Monate lang eingesperrt um die Erde kreisen.

Vor Flügen zur Internationalen Raumstation (ISS) bittet Stuster Nasa-Astronauten, ihr Leben an Bord zu beschreiben: wie sie sich fühlen („ausgesprochen mürrisch“), was sie nervt (Houston), wonach sie sich sehnen (Tortillas). Der Forscher verspricht, die Einträge zu anonymisieren.

Die Ehrlichkeit, mit der die Astronauten seiner Bitte nachkamen, hat Stuster überrascht. Einer von ihnen sinniert: „Ich werde wahrscheinlich mein Leben damit verbringen, zu verarbeiten, was ich hier oben gesehen habe.“ Der Weltraum, grübelt ein

anderer, „scheint unsere Gefühle zu verstärken, positive wie negative“. Sie schwanken zwischen Euphorie: „Schwereelosigkeit ist ein Wahnsinns Spaß! Ich liebe es“, und Melancholie: „Ich zögere, das Wort ‚Depression‘ zu verwenden. Aber nichts scheint mich aufmuntern zu können.“

Zehn solcher Tagebücher hat Stuster bislang ausgewertet. Zusammengenommen decken sie fünf Jahre ab und füllen 1100 Buchseiten.

Trotz Stimmungsschwankungen, stellte Stuster fest, zeigen sich die Astronauten zufriedener, als sie es vor der Reise selbst befürchtet hatten. Sie loben die Kameradschaft: „Der beste Kumpel, um sechs Monate in einer Blechbüchse zu verbringen“, und manchmal sogar das Essen: „Sie schicken Eiscreme.“ Raumfahrer untereinander, so scheint es, lästern selten, falls doch, sind es Kulturunterschiede, die den Missmut provozieren.

Etwa dann, wenn ein bestimmter Kosmonaut stets ein Nickerchen hält, wenn die Nasa sich meldet, um zu fragen, wie sich die Besatzung fühlt. Was der Amerikaner für sozial hält, findet der Russe unnötig.

Stusters erste Untersuchung stammt allerdings noch aus der Zeit vor Mai 2009. Damals teilten sich die ISS-Bewohner die Station nur zu zweit oder zu dritt, jetzt wohnen sechs Astronauten an Bord. Ein Folgeprojekt erfasst bereits die neue Situation, und demnächst werden auch Europäer und Russen eigene Programme starten.

Er habe erwartet, sagt der Isolationsforscher, dass das Miteinander an Bedeutung gewinne. Doch da die Station im Laufe der Jahre vergrößert wurde, können sich die Astronauten eher zurückziehen – dabei macht es sie glücklicher, nicht allein zu sein.

Zusammen schauen sie Filme, am besten solche übers Weltall. „Ich habe meine Crew durch alle ‚Star Trek‘-Filme geschleift.“ Er sei vor Lachen fast gestorben, berichtet der Astronaut weiter, als seine russischen Kollegen zum ersten Mal im Leben versuchten, den Gruß der Vulkanier nachzuahmen: die flache Hand erhoben, Mittelfinger und Ringfinger gespreizt.

Ein halbes Jahr bleiben die meisten Raumfahrer an Bord der ISS. Nach vier Monaten etwa, beobachtete Stuster, fallen viele in ein Loch. Dann trete das sogenannte Dreiviertel-Phänomen auf. Das ist eine Hypothese, der zufolge die Laune gegen Ende einer Reise sinkt, unabhängig von deren Dauer. So beschreiben die Astronauten plötzlich, wie sie nicht mehr die Tage seit ihrer Ankunft zählen, sondern die verbleibenden bis zum Abflug. Ein Countdown beginnt.

„Ich bin bereit, heimzukehren“, schreibt einer, „der Stress setzt mir etwas zu.“ Ein Kollege gesteht: „Ich bin wohl nicht für Langzeitmissionen geschaffen.“ Andere sehnen das Ende herbei: „Ich will einfach nur noch heim, in unserem Bett schlafen, am Tisch essen und in meinem Liegesessel sitzen.“

Doch nur äußerst selten lassen die Astronauten ihren Frust aneinander aus. Die Gruppe gilt als festgefügte Gemeinschaft, die unter allen Umständen geschützt werden muss. Der Ärger entlädt sich stattdessen über die Kollegen auf der Erde. „Warum haben die am Boden ihre Hausaufgaben nicht gemacht?“, schimpft einer.

Dahinter vermutet Stuster die Psychologie der Verschiebung – die Suche nach einem Ersatzprügelknaben. Die gehe im Prinzip so, erklärt der Forscher: „Der Chef schreit mich an. Zu Hause schreie ich meine Frau an. Sie schreit unser Kind an. Das Kind tritt den Hund.“

Dabei hat Houston durchaus Schuld am Frust im All. Für Aufgaben kalkuliert die Nasa häufig zu wenig Zeit ein („Statt 30 Minuten brauchten wir drei bis vier Stunden“), sie vergibt sinnlos anmutende Aufträge („Müll nummerieren“) und gewährt wenig Freizeit („Sonntage, die sich wie Montage anfühlen“). Auf der Rangliste der Nervigkeiten nehmen die Anweisungen der Weltraumbehörde daher den ersten Platz ein.

„Offensichtlich haben die Nasa-Manager meinen Report nicht gelesen“, sagt Jack Stuster. „Denn sie veranschlagen noch immer zu wenig Zeit.“

Dass Astronauten nicht wie Roboter funktionieren, hätte Houston allerdings schon in den Siebzigerjahren lernen können: Die Nasa hatte der Besatzung der damaligen Raumstation „Skylab“ über Wochen hinweg die freien Tage gestrichen. Nach einem Monat widersetzte sich die Mannschaft: Sie bestand auf Urlaub.

Laura Höflinger

FOTO: NASA / PICTURE ALLIANCE / DPA

Physik des Geldes

Skandale Im Halbleiterlabor eines Max-Planck-Instituts soll ein Professor jahrelang in die eigene Tasche gewirtschaftet haben. Die Verantwortlichen decken den Mann bis heute.

Wer gern einen Nobelpreis gewinnen möchte, sollte sich an die Max-Planck-Gesellschaft halten: Ganze 17-mal ging die Auszeichnung bisher an Wissenschaftler der deutschen Forschungsorganisation. Das bringt internationales Renommee; und dass die Gesellschaft einzig der Allgemeinheit dient, trägt zu ihrem Glanz bei. Nur Grundlagenforschung, keine kommerziellen Interessen. Könnte man denken.

Größtenteils finanziert der Steuerzahler die Gesellschaft. Fast zwei Milliarden Euro dürfen die Max-Planck-Institute jedes Jahr

beispielsweise als Sensoren in Kamerasysteme von Satelliten eingebaut werden.

Mit der Verarbeitung dieser Chips hat das Max-Planck-Institut über Jahre hinweg eine externe Firma namens PNSensor beauftragt. Was jeden Wirtschaftsprüfer sofort stutzig gemacht hätte, beim Max-Planck-Institut jedoch zunächst niemanden interessierte: PNSensor gehörte damals mehrheitlich der Ehefrau des damaligen Projektleiters am Halbleiterlabor, Heike Soltau. Auch ihr Gatte selbst, Physikprofessor Lothar Strüder, hält Anteile an der Firma. In den Jahren von 2002 bis

verarbeiten und verkaufen, damit sie nicht weggeschmissen werden mussten. Ein lohnendes Geschäft, denn solche Halbleitersensoren sind Zehntausende Euro wert. Ein Teil der Erlöse floss zurück an das Max-Planck-Institut; der Rest blieb bei PNSensor. Allerdings war vertraglich geregelt, dass PNSensor diese Gewinne für gemeinnützige Zwecke verwenden muss.

Eine Alternative bot ein raffiniertes Firmenkonstrukt. Der Rechnungshof vermutet, dass PNSensor die Detektoren an eine Tochterfirma – PNDetector – verkaufte, die sie wiederum verarbeitete und gewinnbringend an die Industrie veräußerte.

Da es sich nun nicht mehr „um eine gemeinnützige Gesellschaft handelt, können die Gewinne an die Gesellschafter ausgeschüttet werden“, schrieben die bayerischen Prüfer. Gesellschafter sind auch hier, unter anderen: Strüder und seine Frau.

Doch der Sumpf könnte noch tiefer gewesen sein, als man beim Rechnungshof wissen konnte. Denn manch heikles Schriftstück, das in der Max-Planck-Gesellschaft kursiert, bekamen die Prüfer nie zu Gesicht. So heißt es in einem internen Vermerk aus dem Jahr 2012: „Gelegentlich scheint es, dass Projekte nur deshalb durchgeführt werden, um die Fertigung der Driftdetektoren zu rechtfertigen.“ Diese seien dann mehrheitlich in den Vertrieb gegangen. Genährt wird der Verdacht auch durch ein weiteres Protokoll: Man habe es nun „schwarz auf weiß, dass es sich tatsächlich nicht um Überschussstücke gehandelt hat, sondern um eine absichtliche Produktion des Halbleiterlabors für den Verkauf durch PNS“.

Die Vorwürfe seien „haltlos“, dementiert Strüder. Es habe sich um – im Rahmen von Wissenschaftsprojekten entstandene – Überschussstücke gehandelt, „die erst nachdem sie für die Forschung keine Relevanz mehr hatten, zur Veräußerung bereitstanden“. Die Forschungsvorhaben seien „mit den zuständigen Direktoren der Max-Planck-Institute inhaltlich besprochen“ worden. Trotzdem sagt auch ein Mitarbeiter der Max-Planck-Gesellschaft, dass „ganze Chargen“ eigens für den Verkauf produziert worden seien.

Eine interne Auswertung zeigt: Mehr als drei Millionen Euro jährlich hat allein die Produktion gekostet. Davon bekam das Institut nur einen Teil über den Erlös der Chips wieder. Der Rest ist – verloren.

Es sieht jetzt nicht mehr gut aus für Strüder. Zumindest lässt sich nicht mehr ausschließen, dass die Ermittlungsbehörden



Halbleiterlabor in München, Physiker Strüder: Raffiniertes Firmenkonstrukt

ausgeben. So viel Geld für die Forschungsfreiheit führt im besten Fall zu wahrer Exzellenz – im schlechtesten allerdings könnte es den Boden bereiten für Betrug, Untreue, Vetterwirtschaft.

Offenbar, so hat sich jetzt herausgestellt, ist ein Institut der Organisation über Jahre hinweg um viele Forschungsmillionen erleichtert worden. Das folgt aus einem unter Verschluss gehaltenen Gutachten des Bayerischen Obersten Rechnungshofs, aber auch aus internen Dokumenten, die dem SPIEGEL und dem ARD-Magazin „Report Mainz“ vorliegen.

Alles dreht sich dabei um das Gebaren einiger Mitarbeiter am Institut für extraterrestrische Physik in Garching bei München. Eigentlich der Erforschung Schwarzer Löcher, fremder Galaxien und überhaupt den Geheimnissen unseres Universums zugewandt, hat man sich dort anscheinend auch um Antworten auf die Frage bemüht, wie sich das eigene Bankkonto am trickreichsten füllen lässt.

Ein wichtiger Bestandteil des Instituts ist das Halbleiterlabor. Dort stellen Forscher in Reinräumen Siliziumchips her, die

2010 gewann das Unternehmen Aufträge im Wert von sieben Millionen Euro – ohne Ausschreibung.

Die Beamten des Rechnungshofs monierten deshalb in einem Gutachten aus dem Jahr 2011: Alle Beteiligten hätten sich auf die Einschätzungen des Physikers „verlassen müssen. Interessenkonflikte können deshalb nicht ausgeschlossen werden“.

Strüder allerdings sieht das anders: Er habe „keine Verträge gestaltet oder gar unterschrieben“, schreibt er in einer Stellungnahme. Damit seien die Institutsverwaltungen und die Rechtsabteilung befasst gewesen, die auch geprüft hätten. Zudem sei PNSensor 2002 „in enger Absprache mit der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft gegründet worden“. Auch ehemalige Direktoren seien als Gesellschafter eingetragen.

Einfacher geht's nicht: Niemand verlangte Leistungsnachweise oder Belege von PNSensor. Das Max-Planck-Institut legte eine Auftragssumme fest, und die Firma kassierte den Betrag.

Überschüssige Chips, die bei der Produktion anfielen, durfte PNSensor weiter-

„mit Blick auf den Straftatbestand der Untreue einen Anfangsverdacht annehmen müssen“, schreibt ein externer Rechtsexperte, der die Sache im Auftrag der Max-Planck-Gesellschaft bewerten sollte.

An die Staatsanwaltschaft hat man sich bisher trotzdem nicht gewandt. Obwohl die Brisanz auch an oberster Stelle bekannt war: Selbst Martin Stratmann, der am Donnerstag vereidigte Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, kannte den Rechnungshof-Bericht nachweislich mindestens seit 2012.

Statt die Ermittlungsbehörden zu informieren, lösten Strüders Chefs nur die Verträge auf, führten neue Kontrollinstanzen ein, und der Professor kündigte seinen Posten. Geld verlangte man von PNSensor nicht zurück. Auch Strüder selbst ist dem Halbleiterlabor erhalten geblieben: Noch immer hat er einen Gaststatus.

Aufgrund kritischer Nachfragen des Rechnungshofs habe man „vorsorglich eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft eingeschaltet“, erklärt die Max-Planck-Gesellschaft. Im Ergebnis seien „keine Sachverhalte zutage getreten, welche ein strafrechtliches Verhalten der Beteiligten zugrunde legen“, heißt es weiter. Bislang habe die Gesellschaft „keine Belege für einen ihr entstandenen finanziellen Schaden“. So seien etwa Projekte mit PNS „nicht ausschreibungspflichtig“ gewesen. Allerdings räumt eine Sprecherin ein, dass eine Einsicht in die Unterlagen von PNSensor gar nicht möglich gewesen sei. Man habe mittlerweile ein entsprechendes Auskunftersuchen gestellt.

Rechtsexperten zufolge hätte die Max-Planck-Gesellschaft längst die Staatsanwaltschaft einschalten müssen, um die Angelegenheit vollständig aufzuklären. Schließlich stehe der Verdacht auf Betrug, Untreue und Korruption im Raum.

Wieso also haben sich die Verantwortlichen nicht engagierter an der Aufklärung beteiligt? „Das Ganze ist vollkommen aus dem Ruder gelaufen“, sagt ein Mitarbeiter. „Bei der Max-Planck-Gesellschaft ist die Angst vor einem Imageschaden riesig.“ Außerdem sei der Physiker „eine große Nummer“ in seinem Bereich. Man habe sein Know-how gebraucht.

Tatsächlich dürfte vor allem Strüder vom Max-Planck-Institut profitiert haben: PNSensor arbeite am Aufbau eines eigenen Labors, heißt es in einem internen Protokoll der Forschungsorganisation. Faktisch habe man „PNSensor über Jahre alimentiert“ und so in die Situation gebracht, „zum direkten Konkurrenten“ des Halbleiterlabors aufzusteigen.

Was wohl bereits geschehen ist. Auf ihrer Homepage jedenfalls bewirbt Strüders Firma PNDetector unverhohlen ihr nagelneues Labor. Eröffnung: noch diesen Sommer.

Katrin Elger



MACHTHABER

Die Lügen des preußischen Königs

REBELLEN

Das freie Leben der Autorin Fanny Lewald

MÄRTYRER

Die Hinrichtung des Demokraten Robert Blum



NEU

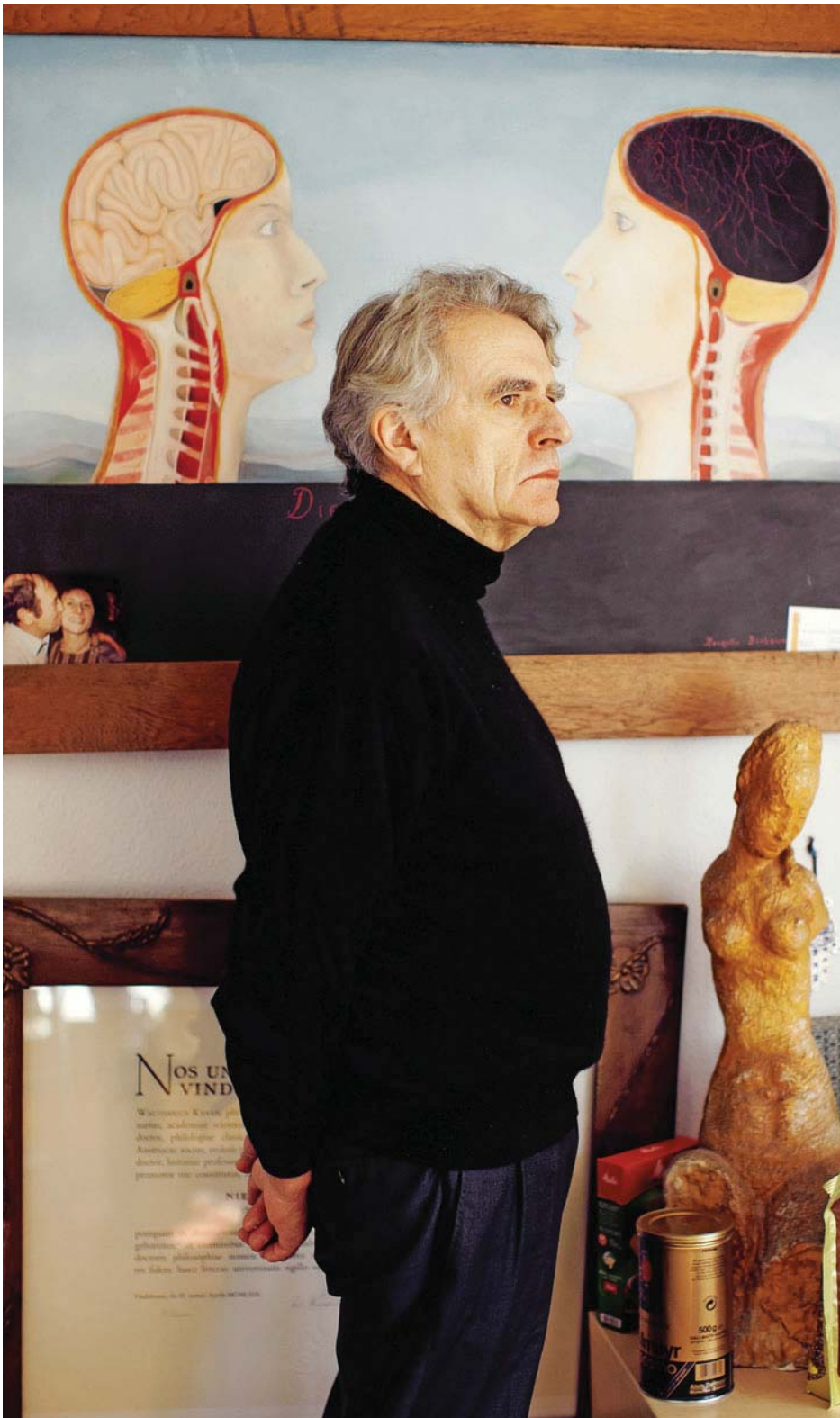
Jetzt auch als App
für iPad, Android
sowie für PC/Mac.

Hier testen:
spiegel-geschichte.
de/digital



„Angst kann man lernen“

Psychologie Bislang galten Psychopathen als unheilbare Monster. Doch der Tübinger Forscher Niels Birbaumer will die seelisch schwer Gestörten nun mit einem neu entwickelten Hirntraining therapieren.



Hirnforscher Birbaumer: „Ein gebildeter Psychopath könnte ein perfekter Bundeskanzler sein“

Von allen seelischen Erkrankungen gilt die Psychopathie als besonders verstörend. Die Betroffenen fühlen keine Angst und können die Empfindungen anderer Menschen nicht erspüren; deshalb zählen sie zu den besonders gefährlichen Straftätern. Der kanadische Psychologe Robert Hare vermutet, dass gut zwei Prozent der Bevölkerung Psychopathen sind, die allerdings rund die Hälfte aller schweren Delikte begehen. Die meisten Forscher halten diesen Menschen Schlag für unverbesserlich; insofern stellt sich der renommierte Psychologe **Niels Birbaumer**, 69, gegen seine Zunft, wenn er behauptet: „Selbstverständlich kann man auch Psychopathen helfen.“ Birbaumer, der in seiner Jugend Mitglied einer Straßengang in Wien war, will genau dies in mehreren Testreihen mit Schwerverbrechern bewiesen haben. Diese Untersuchungen beschreibt der Neurowissenschaftler in einem neuen Buch*.

SPIEGEL: Herr Birbaumer, Sie behaupten, Sie hätten selbst Adolf Hitler erfolgreich behandeln können. Nicht Ihr Ernst, oder?

Birbaumer: Ich will vor allem einen Punkt klarmachen: Wir können den Zustand unseres Gehirns verändern, jeder kann das, auch ein schlimmer Psychopath. Anders übrigens als etwa Adolf Eichmann war Hitler noch nicht mal ein Psychopath! Nach allem, was man über ihn weiß, ist er den paranoiden Neurotikern zuzurechnen. Wenn man also einen Psychopathen behandeln kann, mit dem Verfahren, das ich schildere, dann erst recht einen Typen wie Hitler.

SPIEGEL: Erklären Sie uns Ihr Verfahren?

Birbaumer: Wir sind in Gefängnisse gegangen und haben Dutzende Schwerverbrecher untersucht. Wir wollten wissen, wie gut bei ihnen jene Areale im Gehirn entwickelt sind, in denen Empfindungen wie Angst und Mitgefühl entstehen.

SPIEGEL: Mit welchem Ergebnis?

Birbaumer: Zunächst war da nicht viel los, vergleichbar mit einem sehr schwach entwickelten Muskel. Unsere psychopathischen Patienten lagen in einem Magnetresonanztomografen, und wir haben den Blutfluss, etwa in der Insula und der Amygdala, gemessen. Auch ein Psychopath zeigt in diesen sogenannten Emotionszentren eine Mindestdurchblutung. Den Grad des Blutflusses haben wir dem

* Niels Birbaumer (mit Jörg Zittlau): „Dein Gehirn weiß mehr, als du denkst“. Ullstein Verlag, Berlin; 272 Seiten; 19,99 Euro.

Patienten in Echtzeit in Gestalt eines Fieberthermometers angezeigt. Dann sagten wir ihnen, sie sollten versuchen, die Fieberkurve nach oben zu lenken.

SPIEGEL: Und das hat funktioniert?

Birbaumer: Ja. Wir nennen diese Methode Neurofeedback. Wir haben damit außerordentliche Erfolge in der Kommunikation mit unseren Locked-in-Patienten erzielt. Diese Menschen konnten überhaupt keinen Muskel mehr bewegen, und wir verständigten uns mit ihnen, indem wir ihre Hirnströme auswerteten. Gesunde Menschen steuern ihre Fieberkurve schon nach zwei bis drei Sitzungen ziemlich effizient. Psychopathen brauchen das Fünffache an Zeit, aber dann funktioniert es auch bei ihnen.

SPIEGEL: Woher wussten Sie, dass die Psychopathen nach dieser Behandlung tatsächlich mehr Angst empfanden?

Birbaumer: Wir haben ihnen davor Bilder mit grausamen Szenen gezeigt, beispielsweise von verhungerten Kindern oder entstellten Kriegsopfern. Sie reagierte relativ gleichgültig. Nach dem Training waren unsere Patienten deutlich sensibler, ihre Schweißdrüsen arbeiteten stärker als zuvor.

SPIEGEL: In Ihrem Buch erwähnen Sie Psychopathen wie den Serienkiller Ted Bundy, der in den Siebzigerjahren in den USA Dutzende Frauen vergewaltigte und tötete, oder Stefan K., der 2008 vom Landgericht Verden wegen Menschenhandels und Vergewaltigung verurteilt wurde. Glauben Sie allen Ernstes, dass Sie Täter dieses Kalibers mit Ihrer Methode zähmen können?

Birbaumer: Natürlich. Mein zentrales Argument ist: Die Angstzentren im Hirn, die bei Psychopathen besonders schwach entwickelt sind, sind nicht statisch, sondern im Gegenteil besonders flexibel. Man kann sie fördern und aufbauen, und es spricht nichts dagegen, dass man sie dauerhaft verändern kann. Auch Psychopathen können lernen, etwas zu fühlen, Angst zum Beispiel, sich regelrecht zu gruseln. Dabei spielt es übrigens überhaupt keine Rolle, ob die Störung eine genetische Ursache hat oder durch eine frühe extreme Jugenderfahrung ausgelöst wurde.

SPIEGEL: Und was gibt Ihnen die Sicherheit, dass der Effekt Ihres Trainings nicht nach ein paar Wochen oder Monaten verpufft?

Birbaumer: Ich glaube im Gegenteil, dass sich der Lerneffekt mit der Zeit verstärkt. Das ist wie beim Radfahren: Wenn Sie die Technik einmal grundsätzlich beherrschen, werden Sie darin immer besser.

SPIEGEL: Mit dieser These nehmen Sie eine Außenseiterposition unter Ihren Kollegen ein. Selbst der kanadische Psychologe Robert Hare, der die Psychopathie-Checkliste entwickelt hat, hält diese Art Täter für kaum therapierbar.

Birbaumer: Aber auch Robert Hare hat keine Daten, die meinen Ansatz widerlegen könnten. Und die Logik spricht für mich. Jeder, der sich mit Lerneffekten im Gehirn beschäftigt, muss das so sehen.

SPIEGEL: Würden Sie denn für die Freilassung eines Intensivtäters plädieren, wenn er bei Ihnen ein erfolgreiches Training durchlaufen hat?

Birbaumer: Im Moment habe ich damit noch große Schwierigkeiten. Ich würde keinem der Gefängnisdirektoren, die uns erlaubt haben, diese Täter zu untersuchen, empfehlen, einen von ihnen freizulassen. Dazu fehlen schlicht noch die Langzeitdaten. Deshalb brauchen wir Nachuntersuchungen: Wie verhalten sich zu lebenslanger Haft Verurteilte, bei denen ein Neurofeedback angewendet wurde und die nach 20 Jahren freikommen? Werden sie rückfällig oder nicht?

SPIEGEL: Was waren das für Menschen, mit denen Sie im Gefängnis gearbeitet haben?

Birbaumer: Diese Leute sind sehr geschickt darin, ein positives Bild von sich zu vermitteln. Wenn sie einen etwas höheren Intelligenzquotienten haben, können sie ihren emotionalen Defekt sehr gut verschleiern. Rein äußerlich sind das sympathische Leute. Im Stillen erhofften sie sich von den Untersuchungen wohl strafmildernde Effekte.

SPIEGEL: Die Fähigkeit der Psychopathen zur Manipulation haben Sie am eigenen Leib erfahren?

Birbaumer: Ja, klar, da geht es mir als Psychologen nicht anders als beispielsweise einem Richter, der von diesen Leuten getäuscht werden kann. Andererseits gewinnt man mit der Zeit ein Gespür für diesen Typus. Das werden Sie doch sicher auch im Umgang mit Ihren Kollegen erfahren. Wenn Sie Übung haben mit diesem Thema, dann können Sie halbwegs sicher sagen: Handelt es sich bei dem einen oder anderen um einen Soziopathen oder nicht.

SPIEGEL: Nehmen sich die Betroffenen selbst auch als außergewöhnlich wahr?



Serienkiller Bundy 1979



Psychopath Eichmann 1961



Neurotiker Hitler 1927

Birbaumer: Die weniger erfolgreichen Psychopathen schon. Sie merken, dass sie bei der Mehrheit der Bevölkerung dauernd anecken, dass sie abgelehnt werden und nur schwer Fuß fassen können. Andererseits verfügen sie aber ja durchaus über außergewöhnliche Eigenschaften – im Krieg wäre ein angstfreier Mann ein Held. Bei gefährlichen Sportarten oder in Führungsetagen finden Sie heute viele solcher Leute!

SPIEGEL: Was genau macht sie so erfolgreich?

Birbaumer: Der Psychopath kann negative Emotionen nicht nachvollziehen wie ein gesunder Mensch. Deswegen beeinflussen oder behindern ihn solche Empfindungen nicht. Er nimmt sich die Dinge, die er anrichtet, nicht zu Herzen. Anders gesagt: Ein intelligenter und gebildeter Psychopath könnte ein perfekter Bundeskanzler sein.

SPIEGEL: Anders als die meisten Ihrer Kollegen behaupten Sie, dass Psychopathie bei Frauen ähnlich weit verbreitet sei wie bei Männern. Warum?

Birbaumer: Mir fällt kein Grund ein, warum das nicht so sein sollte. Die Angstareale im Gehirn sind bei Männern und Frauen ähnlich strukturiert und können die gleichen Defizite aufweisen. Der einzige Unterschied ist, dass Frauen deutlich seltener gewalttätig werden und im Gefängnis

landen. Was wahrscheinlich daran liegt, dass sie nicht über dieselben Kräfte verfügen wie Männer, ihre Ziele also weniger zielbringend mit Gewalt durchsetzen können.

SPIEGEL: Woran liegt es eigentlich, dass in den USA deutlich häufiger psychopathische Serienkiller auftauchen als bei uns?

Birbaumer: Es gibt die Theorie, dass bestimmte amerikanische Werte die Entwicklung der Psychopathie begünstigen, etwa die besonders stark ausgeprägte Individualisierung oder die Neigung, Rücksichtslosigkeit besonders zu belohnen. Was die deutsche Gesellschaft angeht, kann ich mir vorstellen, dass sie sich in der Zeit des Nationalsozialismus sehr viel deutlicher psychopathisch zeigte als heute.

Interview: Frank Thadeusz

Misstrauen ist gut

Internet Viele Nutzer haben sich damit abgefunden, dass sie ihre Daten nicht schützen können. Eine neue Software verspricht nun maximale Sicherheit.

Der Mann, der die Regierung einst das Fürchten lehrte, ist 64 und trägt zum Sakko gern T-Shirt. Ansonsten geht er als gediegener Anwalt und Buchprüfer durch: Meinhard Starostik.

Starostik hat Rechtsgeschichte geschrieben, als er mit einer Verfassungsbeschwerde in Karlsruhe 2010 die Vorratsdatenspeicherung stoppte. Noch im selben Jahr zog er vor dem Verfassungsgericht gegen „Elena“ zu Felde, den elektronischen Entgelt-nachweis. Das reichte, um ihn als Angstgegner der Regierung zu qualifizieren. Vor zwei Jahren wurde er zum Landesverfassungsrichter in Berlin gewählt.

Nun hat Starostik ein neues Projekt, es ist ausnahmsweise keine Klageschrift, sondern eine Software namens „Qabel“, die mehr als 100.000 Zeichen Code umfasst. Qabel soll Verschlüsselung kinderleicht und private Daten sicher machen. Am Mittwoch wollen Starostik und seine Mitstreiter in Hannover eine erste Testversion der Plattform vorstellen.

„Das Briefgeheimnis sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis sind unverletzlich“, heißt es im Grundgesetz, Artikel 10, Absatz 1. Doch die ausgefeilte Überwachungstechnik der Nachrichtendienste zermürbt das Grundrecht immer weiter. Starostik will es nun wieder stärken – nicht mit Paragraphen, sondern ebenfalls mit ausgefeilter Technik.

Sie kommt aus Hannover, von der Sicherheitsfirma Praemandatum. Dort koordiniert Peter Leppelt die Entwicklung von Qabel. Der Enddreißiger mit dem exakt rasierten Bart begrüßt Besucher gern mit dem Credo des Unternehmens: „Bitte vertrauen Sie uns nicht. Es ist nicht nötig.“

Noch eine Verschlüsselungssoftware? Der Markt ist überschwemmt von angeblich absolut sicheren Kryptoprodukten. „Aber bislang sind das Insellösungen“, sagt Leppelt. Und verspricht: „Qabel dagegen wird ein ganzes Ökosystem.“

E-Mails, Fotos, Adressen, Kalender: Bisher werden derlei Daten direkt in Speicherwolken wie Dropbox oder iCloud gepusht. Viele Firmen bieten dabei lediglich eine „Transportverschlüsselung“ an, also

die Sicherung auf dem Weg vom Privatrechner ins Rechenzentrum.

Qabel dagegen soll alle Daten bereits vor dem Versand komplett in digitale Briefumschläge hüllen. „Der Provider hat keine Ahnung, was Kunden auf seinen Servern speichern“, sagt Leppelt.

Verschlüsselung gilt als Spezialistenhobby, selbst Anwälte und Ärzte verzichten meist darauf. Qabel will es nun einfach machen: indem es sich mit handelsüblichen Programmen kombinieren lässt. Und falls der Empfänger nicht „verqabelt“ ist,

geht die Nachricht trotzdem raus – dann ploppt jedoch eine Warnung auf.

Allerdings, das wissen auch die Qabel-Erfinder, kann jedes Schloss geknackt, jeder Code gebrochen werden. „Wer hundertprozentige Sicherheit verkauft, ist ein Scharlatan“, sagt Leppelt.

Daher nimmt die Firma ihr Motto, die Aufforderung zum Misstrauen, ernst bis zur Selbstkarikatur: Die 20 Mitarbeiter vertrauen sich nicht einmal selbst. So haben sie die Plattform zwar zum Patent angemeldet, wollen aber das Schutzrecht verschenken, an Starostik. „Wir entmachten uns selbst“, sagt Leppelt, „präventiv für den Fall, dass unsere Firma irgendwann einmal böse oder gierig wird.“

Es geht darum, die Macht der eigenen Software von Anfang an zu begrenzen. Anders als dies Facebook, Amazon oder Google taten, die als harmlose Start-ups begannen und sich mehr und mehr in gewaltige Datenkraken verwandelten, denen viele Nutzer hilflos gegenüberstehen.

Die Qabel-Macher haben die Selbstkontrolle auf mehreren Ebenen eingebaut. Zum einen gestalteten die Programmierer die Software modular – wenn ein Teil versagt, kann er leicht ausgetauscht werden. Und zum anderen steht der Code jedem Programmierer offen; wer will, kann ihn nach Fehlern und Hintertüren durchsuchen. Zusätzlich will Leppelt die Software einer professionellen Qualitätsprüfung („Audit“) unterziehen, finanziert über die Start-up-Plattform Indiegogo.

Aber was, wenn die Qabel-Verschlüsselung missbraucht wird, um illegale Tauschbörsen aufzubauen? „Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Polizei zu spielen“, sagt Starostik. „Man sollte lieber auf klassische Ermittlungsarbeit setzen statt auf Massenüberwachung.“

Früher hat Starostik in der Plattenindustrie gearbeitet: beim Indie-Label Rough Trade. 1982 erzählte ihm ein Freund in London bei einem Bier von diesem komischen Internet. Er ahnte damals, dass es seine Branche umkrempeln könnte. Nun sei es an der Zeit, das Internet selbst umzukrempeln, findet Starostik. Qabel ist gedacht als Grundstein für ein sicheres Netz.

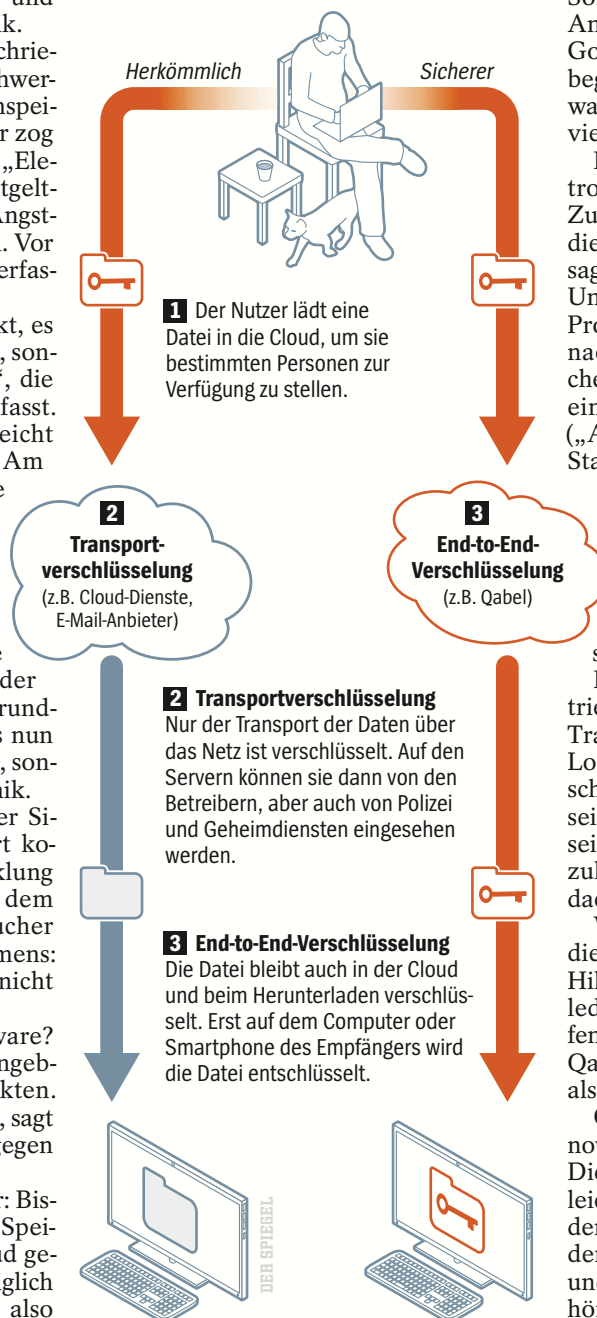
Wobei dieser Plan viel zu groß ist für die kleine Firma: „Wir brauchen dringend Hilfe“, sagt Leppelt. „Was wir liefern, ist lediglich eine Plattform, die andere hoffentlich in ihrer Software berücksichtigen.“ Qabel, das sagt auch Starostik, könne „nur als Massenbewegung erfolgreich sein“.

Ob der Richter und die Nerds aus Hannover so weit kommen, bleibt abzuwarten. Die Netzgemeinde jedenfalls dürften sie leicht für sich gewinnen, allein schon mit dem Firmennamen. „Qabel“ kommt aus der Science-Fiction-Sprache Klingonisch und bedeutet so etwas wie: schwer abzuheören.

Hilmar Schmundt

Datenschutz

Warum die übliche Transportverschlüsselung nicht sicher ist



Schöne, neue Tablet-Welt:

Der digitale SPIEGEL + Wunsch-Gerät!



ASUS MeMO Pad HD 7 Blue 16 GB

Atemberaubend HD: Das MeMO Pad bietet ein 7-Zoll-HD-Display mit extrabreitem Betrachtungswinkel. Mit 5-MP-Autofokuskamera und dem Betriebssystem Android 4.2.

Einmalige Zuzahlung € 59,-*
(UVP € 149,-)

Kindle Paperwhite II

Die neue Generation: Lesen Sie mit dem neuen Kindle Paperwhite II auch in hellem Sonnenlicht, ganz ohne Spiegeleffekte. Mit integrierter WLAN-Funktion, 2 GB internem Speicher, Helligkeitsregulierung u. v. m.

Zuzahlung € 0,-*
(UVP € 129,-)

* Bei Abschluss eines Jahres-Abos des digitalen SPIEGEL. Vierteljährliche Zahlung von € 50,70 möglich.

Jetzt testen: www.spiegel.de/tablet2014
oder anrufen: 040 3007-2700

SPIEGEL-Leser
wissen mehr.



Zeitgeschichte

Zur Sonne, zur Freiheit

Der Kalte Krieg wurde auch mit Plakaten geführt, mit Propagandaslogans und Zeichnungen. Die Botschaften, die das DDR-Regime auf Postern verbreiten ließ, waren mal kämpferisch-aggressiv („Ami, Go Home!“), mal demonstrativ entspannt („Frohe Ferientage für alle Kinder“), mitunter auch dreist gelogen („Unentwegt kämpft die Sowjetunion für den Weltfrieden“). Mehr als 9000 solcher Plakate aus vier Jahrzehnten liegen im Archiv des Deutschen Historischen Museums in Berlin. Jetzt, 25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer, hat der britische Autor David Heather eine Auswahl für einen prächtigen neuen Bildband zusammengestellt: „DDR Posters – Ostdeutsche Propagandakunst“ (Prestel Verlag, München) zeigt kuriose bis gruselige Beispiele für das Sendungsbewusstsein der Parteibonzen und ihrer Propagandakünstler. Sogar die Himmelsrichtungen wurden damals ideologisch aufgeladen. „Die Sonne geht im Osten auf!“ lautet der Slogan auf einem Plakat von 1959, das eine mit einem roten Stern verzierte Rakete zeigt – eine Verneigung vor dem großen Bruder Sowjetunion, der auch im Weltraum den Sozialismus verbreiten wollte. mwo

DDR-Propagandaplakate



Ethnologie

Love Parade der Herzen

Wenn es ums Feiern geht, ist der Berliner an sich ziemlich unkompliziert: Ist was los, geht er hin. Zum Beispiel Pfingstsonntag, zum Karneval der Kulturen, einem riesigen Straßenumzug in den Stadtteilen Kreuzberg und Neukölln. Über 5000 Teilnehmer machen mit, verteilt auf 82 Gruppen, 700 000 Besucher erwarten die Veranstalter in diesem Jahr, bei gutem Wetter sind es wahrscheinlich mehr. Es ist der größte Umzug der Hauptstadt, jedes Jahr wieder ein schönes Fest. Eines bleibt allerdings auch im 19. Jahr des Bestehens be-

merkenswert: das eigentümliche Beharren auf dem Begriff der „Kulturen“. Damit haben wir Deutschen es ja, von den Kampfparolen des Ersten Weltkriegs, als es hieß, wir müssten unsere „Kultur“ gegen die französische „Zivilisation“ verteidigen, bis zu den Debatten um Multikulti aus den Neunzigern: Zeige mir deine Kultur, und ich sage dir, wer du bist. Als die Neuköllner Werkstatt der Kulturen 1996 den ersten Karneval vorbereitete, sollte er eine Feier der ethnischen Vielfalt Berlins sein. Vorbild war der Notting-Hill-Karneval in London, der in den Siebzigerjahren von blutigen Straßenschlachten begleitet wurde und nicht von Anfang

an staatlich gefördert war wie in Berlin. Doch die Idee ging nie auf. Nicht nur, weil die größten Berliner Migrantengruppen bis heute keine Lust dazu haben, es gab und gibt so gut wie keine türkischen oder arabischen Wagen. Son-



„Karneval der Kulturen“

dern auch, weil die Samba-Gruppen, die auf den ersten Blick aussehen wie aus Brasilien importiert, im Wesentlichen aus Deutschen bestehen. So wie die Kung-Fu-Gruppen. Oder die verkleideten Regenwaldgeister. Man könnte nun spotten und sagen, so müsse wohl der Traum der Deutschen von Integration aussehen: Anstatt der nervigen Ausländer macht man sich den Fremden einfach selbst. Wahrscheinlich ist es aber ganz anders. Dieses Jahr fährt etwa ein Veganer-Wagen mit. Offensichtlich hat der Begriff der „Kultur“ seine alte Bedeutung einfach eingebüßt. „Kultur“ heißt heute einfach Lebensstil. Wenn das kein Fortschritt ist. rap

FOTOS: DDR POSTERS - OSTDEUTSCHE PROPAGANDAKUNST, VON DAVID HEATHER; PRESTEL VERLAG (2, L.O.); DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM BERLIN, 2014 (3); MAJA HITLI / DDP IMAGES (L.)

Literatur

Ein Bub in Berlin

Ein durch und durch verblüffendes Buch: „Die Berlinreise“ hat ein Zwölfjähriger geschrieben und seinem Vater einst zum Geschenk gemacht. „Für Papa zu Weihnachten 1964 – von seinem Bub“ lautet die Widmung. Den mehrtägigen Besuch in der damals geteilten Stadt hatten Vater und Sohn im Frühjahr desselben Jahres unternommen, und anhand von Notizen war dem Jungen in den Monaten danach ein detailreiches, von großer Empfänglichkeit geprägtes Journal gelungen. Erst ein halbes Jahrhundert später stieß der heute 62 Jahre alte Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil wieder auf das frühreife Jugendwerk, selbst erstaunt darüber, was er damals „alles beobachtet und wahrgenommen hatte“. Tatsächlich ist das Verblüffendste an diesem nach Angaben Ortheils jetzt nahezu unredigiert publizierten Berlin-Porträt die erzählerische Perfektion,

die sich sowohl einer noch kindlichen Neugier als auch der großartigen Beobachtungsgabe verdankt. Erklärlich ist das überhaupt nur, weil der Sohn eines liebevollen Vaters und einer nach dem Verlust von vier Söhnen zeitweise verstummten Mutter schon im Alter von sieben Jahren mit dem Schreiben begann. Jedenfalls fängt der Bub die Atmosphäre jener von der DDR umzingelten Stadt im Jahr 1964 großartig ein – inklusive des Ostteils, wo „alle so umher gingen, als hätten sie eigentlich dazu keine Lust“. In Klammern fügt der Jungschriststeller mit Feingespür hinzu: „Die meisten gingen sogar so umher, als hätten sie zu überhaupt nichts mehr richtig Lust.“ vha



Hanns-Josef Ortheil
Die Berlinreise

Luchterhand
Literaturverlag,
München;
288 Seiten;
16,99 Euro.

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Stilles Brüten



Irgendwo in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ schreibt Ludwig Wittgenstein, bestimmte Probleme ließen sich nicht „lösen“, sondern nur „zum Verschwinden bringen“. Ich finde den Satz nicht mehr wieder, auch das Stichwortverzeichnis bringt mich nicht weiter. Möglicherweise habe ich ihn mir auch nur zurechtgelegt, so

wie häufig gerade die Erinnerung, auf die wir schwören würden, eine falsche ist; man kennt das Problem. Das natürlich nur eines ist, wenn es um die Feststellung eines Sachverhalts geht, zum Beispiel vor Gericht. Im zivilen Leben tauschen wir ständig Erinnerungen aus, die nicht den Tatsachen entsprechen, sondern den eigenen Empfindungen oder dem, was wir gedanklich daraus gemacht haben. War ich tatsächlich enttäuscht, als mein Zeugnis nicht den Erwartungen entsprach? Oder habe ich die Enttäuschung vorweggenommen, die ich bei meiner Mutter erwartete, und war das zutreffend oder eine Projektion? Und habe ich die Enttäuschung womöglich empfunden, um die von ihr erwartete gewissermaßen abzapfen, oder habe ich sie unbewusst übersteigert, um einem Tadel auszuweichen und stattdessen Trost zu empfangen?

Man sieht: Praktisch lässt sich aus allem ein Problem machen, wenn man allein darüber nachdenkt. Heraus kommt man aber nur, indem man sich in die soziale Wirklichkeit begibt, zögernd, vorsichtig oder auch rückhaltlos. Dann können Probleme „verschwinden“.

Ob Wittgenstein das gemeint hat?

Er gehörte, wie Søren Kierkegaard, zu den stillen Brütern der Philosophie: verzweifelnd und radikal, beschwert vom Mantel der einsamen Größe, der sich ihm früh um die Schultern legte und dessen Saum doch immer im Staube des Lebens schleift. Zu seinen selbst gestellten Aufgaben zählte, Probleme zu sehen, die andere nicht sehen. Zum Beispiel: „Wie meint man, was man vor sich sieht, mit Worten?“

Als er 1918 antrat, die Philosophiegeschichte mit seinem „Tractatus logico-philosophicus“ zu erledigen, war er ein junges Genie, ein Soldat auf Fronturlaub. In seinem späteren Werk, das nach Stationen als Volksschullehrer und Klostergärtner auch in Cambridge und einer einsamen Hütte in Norwegen entstand, beschränkte er sich auf Bemerkungen, Beobachtungen und Fragen – wie die, was eigentlich ein „Problem“ sein kann. Er war zweifellos ein Kauz, eine Spielart des Menschlichen, für die es früher, so kommt es mir vor, mehr Raum im Sozialen gab. (Ein Kauz gibt vielleicht mehr „Probleme“ auf, als er hat.)

Inzwischen sind viele Zustände, die zum Erleben gehören, zu Problemen geworden, die es zu lösen gilt, zum Beispiel Trauer nach einem Tod oder einer Trennung. Vielleicht könnten diese Probleme verschwinden, wenn sie nicht mehr Probleme heißen? (Und hat man nicht gleich zwei Probleme, wenn man eins nicht lösen kann?)

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Dirk Kurbjuweit an der Reihe, danach Claudia Voigt.



Darsteller Woodley, Nat Wolff

Kino in Kürze

Schöner sterben

Die 16-jährige Hazel Grace (Shailene Woodley) hat Krebs: In ihrer Schilddrüse wuchert ein unheilbarer Tumor, sie hat unzählige Chemotherapien und Bestrahlungen hinter sich. Aber abgesehen von einem dezent unter der Nase drapierten Sauerstoffschlauch und einer modischen Kurzhaarfrisur sieht sie so gesund und schön aus wie ein Hollywoodstar. Ansons-

ten macht Josh Boones Verfilmung von John Greens Bestseller „Das Schicksal ist ein mieser Verräter“ fast alles richtig und trifft den sarkastischen und ganz und gar unsentimentalen Ton der Vorlage. Denn weder Hazel Grace noch der Knochenkrebs-Überlebende Gus (Ansel Elgort) wollen sich von irgendwelchen tödlichen Krankheiten ihre erste und vielleicht einzige große Liebe verderben lassen. Ein Film, der das Leben feiert, ohne den Tod auszulassen. das



Dirigent Strauss um 1944

Groß ohne Größe

Musik Die Bedeutung von Richard Strauss als Komponist der „Elektra“ und des „Rosenkavaliers“ ist unbestritten. Doch jetzt, zu seinem 150. Geburtstag, muss auch über seine fragwürdige Rolle in der Nazi-Zeit gesprochen werden.

Es ist der erste Frühling nach dem Krieg. Im Garten seiner Villa in Garmisch-Partenkirchen empfängt ein alter, grauhaariger Herr seine Gäste. Der 80-Jährige mit den wasserblauen Augen ist der berühmteste Komponist der Gegenwart.

Einer seiner Besucher an diesem Frühsommertag im Jahr 1945 ist der Autor Klaus Mann, Sohn des berühmtesten deutschen Schriftstellers, Thomas Mann. Klaus reist als Soldat der amerikanischen Streitkräfte durch Deutschland. Die gesamte Familie Mann ist 1933 emigriert. Indirekt hat Richard Strauss, der Gastgeber an diesem Nachmittag, dazu beigetragen.

1933, in dem Jahr, in dem Hitler Reichskanzler wurde, hatte Thomas Mann einen Aufsatz veröffentlicht, der sich kritisch mit Richard Wagner befasste. In einer Zeitung erschien kurz darauf der Aufruf: „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“ gegen Mann. Unterzeichnet hatte diesen Aufruf auch Strauss. Die öffentliche Verunglimpfung war für Mann ein letzter Anstoß, Nazi-Deutschland zu verlassen.

Thomas Mann nahm den Weg in die Emigration, Richard Strauss blieb in Deutschland. Beide waren die bedeutendsten deutschen Künstler der Zeit. Mann wurde von den Nazis verfolgt, Strauss wurde bedingungslos hofiert. So nahm Strauss es jedenfalls lange Zeit wahr. Ein fataler Irrtum.

In den unterschiedlichen Lebenswegen des Dichters und des Komponisten spiegeln sich zwei unterschiedliche Arten, auf die Diktatur zu reagieren: fliehen – oder dableiben und sich arrangieren.

Strauss hielt sich für unantastbar. Er wollte vom System profitieren. Er war kein Nazi, kein Parteimitglied und kein Antisemit. Er war ein lupenreiner Opportunist.

So jemand musste sich zwangsläufig verstricken. Strauss, dessen Name schon damals im Lexikon stand, glaubte, die Nationalsozialisten benutzen zu können. In Wahrheit benutzten sie ihn.

Strauss wusste früh, was er kann. Ein Komponist, so hat er einmal gesagt, müsse auch eine Speisekarte vertonen können. Er, da war er sich sicher, kann das, ja mei!

Klaus Mann fand Strauss im Frühjahr 1945, so beschreibt er die Begegnung im Garmischer Garten in seinen Erinnerungen „Der Wendepunkt“, „in ungewöhnlich guter Form“ vor. Strauss wusste anscheinend nicht, wer da bei ihm im Garten saß. Unbekümmert plauderte er drauflos. Doch je länger das Gespräch dauerte, desto klarer wurde Mann, dass er es hier mit „völlig amoralem Egoismus“ zu tun habe, mit der „Naivität“ eines Mannes, der – „ein Genie beinahe“ – nichts gelernt habe: „Ein großer Mann – so völlig ohne Größe!“

Was hatte den Dichtersohn so empört? Es ist Strauss' nahezu penetrante Verwei-



Aufführung der „Salome“ an der Komischen Oper Berlin: Peepshow der Töne

gerung, sich mit der Nazi-Zeit auseinanderzusetzen und mit seiner Rolle im System.

„Mit sanft-sonorer Stimme teilte er uns mit“, so Mann, „daß die Nazi-Diktatur auch für ihn in mancher Beziehung lästig gewesen sei.“ Man habe versucht, Ausgebombte in seinem Haus unterzubringen: „Man stelle sich das vor!“, beklagt sich Strauss bei Klaus Mann.

Richard Strauss, der mit seiner Musik die Zuhörer bis heute betört, war als Komponist ein Magier der Effekte, ein Meister der Zwischentöne, feinsinnig, elegant und voller Raffinement, ein Feinmechaniker der Töne.

Als Mensch war er bisweilen grobschlächtig, schwer zugänglich und offensichtlich ohne Gespür für das eigene Versagen.

Jetzt, 150 Jahre nach seiner Geburt am 11. Juni, erscheinen neue Biografien, die versuchen, Strauss' Verhalten in der Nazi-Zeit und seine musikhistorische Bedeutung auseinanderzuhalten.

Als Strauss 1864 geboren wurde, war Ludwig II. seit gerade mal drei Monaten König von Bayern. Der junge Monarch war ein glühender Bewunderer Wagners, den er generös förderte. Franz Strauss, Richards Vater, war damals Solohornist an Ludwigs Hofoper.

Richards musikalische Begabung wurde früh erkannt und gefördert. Als er vier Jahre alt war, bekam er Klavierunterricht, lernte Geige, übte sich in Musiktheorie und wurde später, 21-jährig, Herzoglicher Hofmusikdirektor am damals renommierten Theater in Meiningen. Es ging rasch voran: 3. Kapellmeister in München, Assistent in Bayreuth, Kapellmeister in Wei-

mar und 1894 endlich Königlich-Kapellmeister in München sowie Leiter der Konzerte des Philharmonischen Orchesters in Berlin. Strauss war eine Art komponierender Karajan seiner Zeit. Sein lässig-phlegmatischer Dirigierstil war berühmt. Wenige Bewegungen, keine sichtbaren Emotionen. Wenn er auf dem Podium oder im Orchestergraben stehe, müsse nicht er schwitzen, so seine Erklärung, sondern das Publikum müsse warm werden.

In den nächsten Jahren entstanden einige der bis heute bekanntesten und beliebtesten Werke: „Don Juan“, „Tod und Verklärung“, „Till Eulenspiegels lustige Streiche“ und 1896 die mächtige Tondichtung nach Nietzsche „Also sprach Zarathustra“, eine Komposition, deren majestätischer Anfang von Stanley Kubrick für seinen Film „2001: Odyssee im Weltraum“ von 1968 benutzt wurde und seitdem zur Popgeschichte gehört.

Strauss machte Karriere. Er wurde 1898 Erster Königlich-Preussischer Kapellmeister in Berlin, wurde zum Ehrendoktor promoviert und war bald der berühmteste komponierende Dirigent seiner Zeit.

Über Nacht wurde er der berühmteste dirigierende Komponist. Am 9. Dezember 1905 hatte in Dresden sein bis dahin ungeheuerlichstes Werk Premiere. Eine einaktige Oper voller Erotik und Sinnlichkeit über eine verbotene Liebe – die Vertonung von Oscar Wildes Stück „Salome“.

Es basiert auf einer biblischen Geschichte. Salome, die Stieftochter des Königs Herodes, hat sich in Jochanaan, Johannes den Täufer, verliebt, der in einer Zisterne gefangen gehalten wird. Herodes begehrt Salome. Ihr Liebesrausch, der von Jochanaan

nicht erwidert wird, steigert sich in Mordfantasien. Salome fordert von Herodes „den Kopf des Jochanaan in einer Silberschüssel“. Mit einem Striptease macht sie Herodes gefügig. Der Kopf des Propheten wird ihr gebracht. Sie küsst den Mund des Toten. Herodes greift ein und befiehlt seinen Wachen: „Man töte dieses Weib!“ Vorhang.

Die Wucht dieser Geschichte und die Unerbittlichkeit der Musik machten die Oper zu einem Skandalerfolg. Noch nie war weibliches Begehren so ungehemmt, so dekadent deutlich auf einer Opernbühne zu hören und zu sehen gewesen. Eine Peepshow der Töne, die bis heute funktioniert. Der Schlussgesang der Salome ist so aufreizend-erotisch, dass er bis heute wie ein gesungener Sexualakt wahrgenommen wird.

„Salome“ ist die Oper, die den Geist der Zeit symbolisiert: Psychoanalyse, Befreiung von den Konventionen der Bürgerlichkeit, Boheme, Dekadenz, letzte Ausläufer des Fin de Siècle.

Der Komponist wurde wohlhabend durch seinen Geniestreich. Mit den Tantiemen konnte er sich seine Villa in Garmisch bauen. Der Avantgardist als Bourgeois.

Nur drei Jahre nach der „Salome“ kam, wieder in Dresden, „Elektra“ heraus, ein noch gewagteres Werk. „Strauss geht da an die Grenzen der Tonalität“, sagt Christian Thielemann, heute Chefdirigent der Sächsischen Staatskapelle in Dresden, wo in diesem Jahr unter seiner Leitung eine fulminante „Elektra“ herauskam.

Die antike Rachegeschichte um Elektra und ihre Geschwister Orest und Chryso-



Starkomponist Strauss, Minister Goebbels 1938
Autorität mit ausgeprägtem Erwerbstrieb

wird, „Der Rosenkavalier“; musikalisch ist sie ein Rückfall.

Auf die Bühne kam die Geschichte der Marschallin Werdenberg, der reifen, unglücklich verheirateten Frau, die ihren jungen Liebhaber an eine Jüngere verliert und es lebensklug hinnimmt. Der weise Text stammt von Hugo von Hofmannsthal.

Die Uraufführung 1911 war ein derartiger Erfolg, dass aus Berlin Sonderzüge eingesetzt wurden. Die bittersüße Liebesgeschichte aus der Zeit Maria Theresias ist den einen bis heute ein anachronistisches Opernnauswerk, andere schätzen sie als kluge Komödie über die Kunst zu lieben.

Strauss schrieb nun vor allem für die Bühne, „Ariadne auf Naxos“, „Die Frau ohne Schatten“, „Intermezzo“. Schon 1914

„Das Volk existiert für mich erst in dem Moment, wo es Publikum wird und den vollen Kassenpreis bezahlt.“

themis ist ein einziger Gewaltausbruch. Er endet damit, dass Orest aus Rache seine Mutter Klytämnestra und ihren Geliebten Ägisth erschlägt.

Nach der ekstatischen „Elektra“ hat Strauss nie wieder so ein an den Grenzen der Tonalität rüttelndes Werk geschrieben. Thielemann meint, Strauss habe mit beiden Opern „zeigen wollen, was er kann“, und habe dann „einen wohlbedachten anderen tonalen, aber nicht weniger modernen Weg eingeschlagen“.

Denn zwei Jahre später brachte Strauss, wieder in Dresden, die Oper heraus, für die er wohl bis heute am meisten geliebt

wurde in München eine Straße nach ihm benannt. Er bereiste Süd- und Nordamerika, wurde Offizier der französischen Ehrenlegion, Mitglied von Akademien und wurde mit Festwochen geehrt, alles, während in Europa der Erste Weltkrieg tobte und die feudale Ordnung hinwegfegte, unter der Strauss groß geworden war. Nun gab es keine Hofopern mehr. Deutschland und Österreich waren Republiken.

Strauss stieg 1919 in die Leitung der Wiener Staatsoper ein, er war auf dem Höhepunkt seines Ruhms, ein Mann von unangefochtener Autorität und ausgeprägtem Erwerbstrieb. Wer sollte einem solchen

Genie schon etwas anhaben können?

1933 zog Hitler, ein Musikfreund (Lieblingskomponisten: Richard Wagner und Franz Lehár), in die Reichskanzlei ein.

Er wollte das Land umbauen und auf Linie bringen. Auch die Kultur. Es wurde eine Reichsmusikkammer gegründet. Präsident sollte der angesehenste deutsche Komponist werden. Strauss war das recht. Er wollte keine Politik machen, sondern den Urheberschutz für Komponisten verbessern, die Tantiemen sollten länger fließen, er dachte dabei an seine Familie.

Der US-Autor Bryan Gilliam kommt in seinem Buch „Richard Strauss. Magier der Töne“ zu dem Schluss: „Seine Berufung zum Präsidenten war in Wirklichkeit von Anfang an zum Scheitern verurteilt“*.

Strauss habe „paradoxe Weise an der Rolle eines Künstlers jenseits der Politik“ Gefallen gefunden, sei sich aber bald der Schwierigkeit bewusst geworden, „unter diesem neuen Regime eine apolitische Haltung einzunehmen“. Strauss saß, selbst verschuldet, in der Falle.

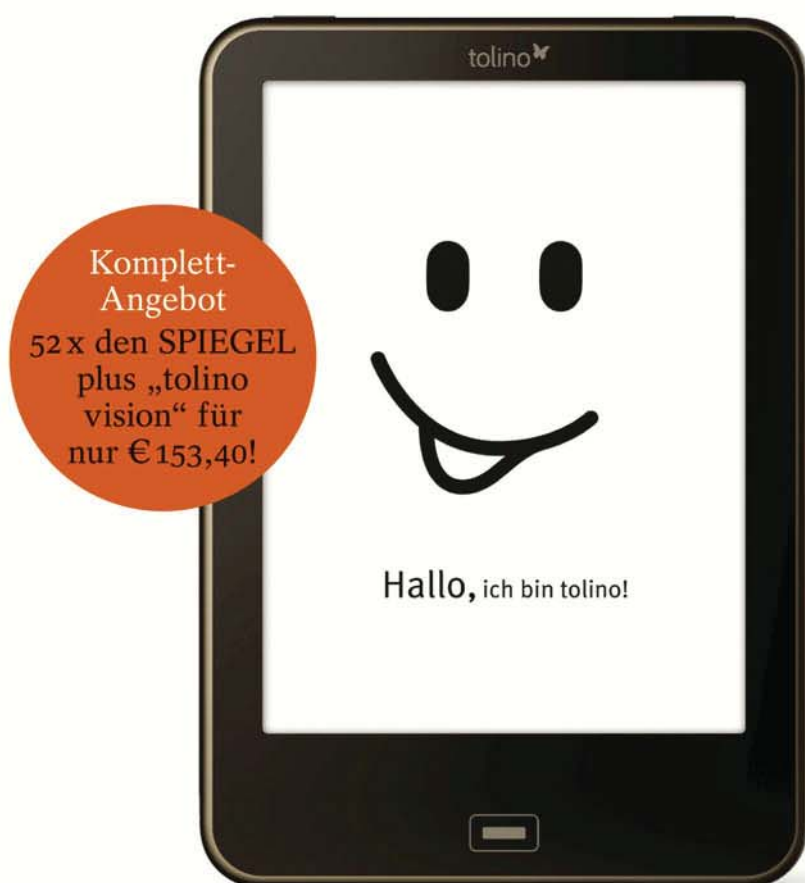
Nachdem Hugo von Hofmannsthal, der für Strauss unerlässliche Librettist, 1929 an einem Schlaganfall gestorben war, musste sich der Komponist nach einem anderen Textdichter umsehen. Er gewann Stefan Zweig. Der schrieb ihm den Text zu der Oper „Die schweigsame Frau“. Als die Arbeit beendet war, ließ Zweig Strauss feinfühlig wissen, dass eine weitere Gemeinschaftsarbeit unter den politischen Verhältnissen schwierig werden könne. Zweig, dem Juden, war klar, dass er in der Kunstwelt der Nazis keinen Platz mehr hatte. 1942 sollte sich Zweig im Exil umbringen. Strauss leuchteten die Bedenken des Schriftstellers keineswegs ein.

Er schrieb Zweig am 17. Juni 1935 einen wütenden Brief: „Dieser jüdische Eigensinn! Da soll man nicht Antisemit werden!“ Strauss weiter: „Glauben Sie, daß ich jemals aus dem Gedanken, daß ich Germane (vielleicht, qui le sait) bin, bei irgend einer Handlung mich habe leiten lassen? Glauben Sie, daß Mozart bewußt ‚arisch‘ komponiert hat?“ Für ihn gebe es nur zwei „Kategorien Menschen; solche

* Bryan Gilliam: „Richard Strauss. Magier der Töne“. Aus dem Englischen von Ulla Höber. C.H. Beck Verlag, München; 240 Seiten; 19,95 Euro.

Student müsste man sein!

Ein Jahr den SPIEGEL lesen + „tolino^{vision}“ als Geschenk.



Komplett-Angebot
52 x den SPIEGEL
plus „tolino
vision“ für
nur €153,40!

Hallo, ich bin tolinovision

E-Book-Reader „tolino vision“

Perfekte Handlichkeit und höchster Lesekomfort. Dank des 6"-E-Ink-Carta-Displays wird ein augenschonender Lesegenuss wie auf Papier garantiert – sogar bei hellem Sonnenlicht. Durch die integrierte Beleuchtung ist auch ein Lesen bei Dunkelheit möglich. Mit brilliantem Schwarz-Weiß-Kontrast und gestochen scharfem Schriftbild. Integrierter 2-GB-Speicher für bis zu 2000 E-Books. Mit WLAN-Schnittstelle für das Herunterladen neuer E-Books. Nur jetzt im Studenten-Jahres-Abo ohne Zuzahlung.

B&F - Borken

Der E-Reader von



Ihre Vorteile im Überblick:

- 52 x den SPIEGEL mit über 32 % Preisvorteil gegenüber Einzelkauf
- „tolino vision“ als Geschenk
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus
- Inkl. 52 x den digitalen SPIEGEL gratis

Ich lese 52 Ausgaben des SPIEGEL zum Vorzugspreis von zurzeit €2,95 statt €4,40 pro Ausgabe im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Nach Ablauf der 52 Wochen kann ich jederzeit zum Monatsende kündigen. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

Ja, ich möchte mein „SPIEGEL + tolinovision“-Paket!

Als Geschenk erhalte ich den E-Book-Reader „tolino vision“ (4855)

☐ Frau ☐ Herr	Name, Vorname		
Straße, Hausnummer			
PLZ	Ort	Geburtsdatum	19
Telefon (für eventuelle Rückfragen)		E-Mail (für eventuelle Rückfragen)	
SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg			
Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206			
SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.			
IBAN			Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum, Unterschrift  SP14-078

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP14-078

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Zerbombte Semperoper in Dresden 1949, aktuelle „Elektra“-Produktion in Dresden*
Abschied von der Welt mit 23 Streichern

die Talent haben und solche die keins haben“. Für ihn existiere „das Volk erst in dem Moment, wo es Publikum wird“. Vor allem, wenn es „den vollen Kassenpreis bezahlt“ habe.

Dieser Brief wurde abgefangen, kopiert und Hitler zugeleitet. Das Schreiben wurde als Beweis für Strauss' angeblich mangelhafte völkische Gesinnung ausgelegt. Hitler war, genauso wie sein oberster Kulturbeauftragter, Propagandaminister Joseph Goebbels, wütend. Man ließ es Strauss wissen, der antwortete kleinlaut schriftlich und legte Hitler dar, dass sein Brief keineswegs seine „wahre Gesinnung“ wiedergebe. Zu spät.

Goebbels wollte, dass Strauss „ohne Eclat“ sein Amt als Präsident der Reichsmusikkammer nach nur 20 Monaten räumt. Strauss gehorchte.

Als Präsident des „Ständigen Rates für internationale Zusammenarbeit der Komponisten“ blieb Strauss im Amt. Der österreichische Musikwissenschaftler Daniel Ender urteilt in seiner Biografie „Richard Strauss. Meister der Inszenierung“: „Für das Dritte Reich war er hier als internationales Aushängeschild ebenso unverzichtbar wie für die gesamte Propaganda im Ausland“**.

Zumal von Strauss öffentlich nichts darüber zu hören war, dass aus ideologischen Gründen die Werke jüdischer Komponisten nicht mehr aufgeführt wurden. Auch die des großen Mendelssohn nicht.

Der Komponist war auch aus familiären Gründen inzwischen in den Händen der Nazis. 1924 hatte sein Sohn Franz die Prager Jüdin Alice Grab-Hermannswörth geheiratet, das Paar bekam zwei Söhne. Mutter und Kinder wurden von den Nazis drangsaliert, vor allem um Richard Strauss zu demütigen und zu verunsichern. Alice wurde öffentlich bespuckt, die Jungen mit Steinen beworfen. Strauss hatte tatsächlich geglaubt, dass Mitglieder seiner

Familie bei den Nazis unantastbar seien. Noch so ein Irrtum.

Strauss versuchte, sich bei den Nazis lieb Kind zu machen. Er dirigierte ein Konzert in Berlin anstelle des abgesetzten jüdischen Dirigenten Bruno Walter, sprang in Bayreuth beim „Parsifal“ für Arturo Toscanini ein, der wütend wegen Hitlers Regierungsübernahme hingeschmissen hatte, und komponierte eine „Olympische Hymne“ für die Nazi-Spiele 1936 in Berlin. Hitler bekam ein Werk mit Widmung.

Als die Nazis in Dresden den ihnen unliebsamen Generalmusikdirektor Fritz Busch unter unwürdigsten Umständen absetzten, schwieg Strauss, obwohl er Busch die Uraufführung seiner „Arabella“ versprochen und ihm diese Oper auch gewidmet hatte.

Die militärische Lage war für Deutschland, das die Welt seit 1939 mit einem verheerenden Krieg überzogen hatte, aussichtslos geworden, die Siegesmeldungen blieben aus. Hitlers Deutschland stand vor der Niederlage. Die Feierlichkeiten zum 80. Geburtstag von Richard Strauss 1944 fielen auf Anweisung der Regierung recht bescheiden aus.

Und doch setzten Hitler und Goebbels kurz vor Ende ihres Regimes den Greis Strauss noch auf ihre „Gottbegnadeten-Liste“, eine Aufstellung derjenigen Künstler, die vom Kriegsdienst befreit waren und für die Nazis aus Propagandagründen unerlässlich schienen: Kunstelite für die Heimatfront.

Der Historiker Michael Kater fasst den Umgang der Nazis mit ihrem Parademusiker so zusammen: „Die Strategie bestand darin, den Komponisten zugleich zu gebrauchen und zu missbrauchen.“ Goebbels, so beschreibt es Biograf Gilliam, weist Strauss einmal kühl zurecht: „Die Welt sieht anders aus, Herr Dr. Strauss, als Sie es sich in Ihrem Garmischer Studierzimmer vorstellen.“

Am Ende war Strauss in seinem Studierzimmer in Garmisch der Welt da draußen, mit der er nichts zu tun haben wollte, näher gekommen, als er es sich je hatte vor-

stellen können. Die Opernhäuser in München, Berlin, Dresden und Wien, die vier Bühnen, die am engsten mit dem Aufstieg von Richard Strauss verbunden sind, lagen zerbombt in Trümmern. Nun, nach der Kapitulation, musste sich der deprimierte Strauss vor den Alliierten für seine Nähe zum Regime rechtfertigen. Das Entnazifizierungsverfahren zog sich bis zum Juni 1948 hin. Das Ergebnis: „Nicht betroffen.“

Seine über so lange Jahrzehnte ungebremste Produktivität war erlahmt. Ihm fiel nur noch wenig ein. Musikalisch geriet sein Abschied von der Welt entsprechend düster. Strauss, der ein Orchester flirren, jubeln und triumphieren lassen konnte wie kein Zweiter, ließ im Januar 1946 in Zürich die Komposition „Metamorphosen“ für 23 Streicher uraufführen. Eines der dunkelsten und pessimistischsten Werke, die er je geschrieben hat. Ein knapp halbstündiges Adieu im Seelennebel.

Am 8. September 1949 starb Richard Strauss in Garmisch-Partenkirchen.

Doch der Komponist sorgte für ein Nachspiel. 1950 wurden in London vier Orchesterlieder für Sopran uraufgeführt. Kompositionen auf Texte von Joseph von Eichendorff und Hermann Hesse. Sie sind melancholisch, lebenssatt und von zärtlicher Sinnlichkeit. Diese „Vier letzten Lieder“ sind das Vermächtnis von Richard Strauss. Postum zeigte er noch einmal, was er am besten gekonnt hatte: unvergängliche Melodien schaffen, voller Schmelz und glitzerndem Oberflächen-glanz.

Hermann Hesse mochte das Werk nicht. Die Lieder seien „virtuos, raffiniert, voll handwerklicher Schönheit, aber ohne Zentrum, nur Selbstzweck“.

Und vielleicht hat er mit diesem Satz das wahre Wesen des Komponisten getroffen: ein Virtuose des Selbstzwecks.

Joachim Kronsbein

* Mit Anne Schwanewilms und Evelyn Herltzius.

** Daniel Ender: „Richard Strauss. Meister der Inszenierung“. Böhlau Verlag, Wien; 352 Seiten; 24,90 Euro.



**Video: Joachim Kronsbein
über Strauss' Musik**

spiegel.de/app242014strauss
oder in der App DER SPIEGEL

SPIEGELBESTSELLER

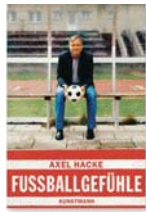
Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *buchreport*; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (19) **Donna Leon**
Das goldene Ei
Diogenes; 22,90 Euro

Gemächlicher Krimi im herbstlichen Venedig, wo Commissario Brunetti in der Nachbarschaft ermittelt
- 2 (1) **Jan Weiler**
Das Pubertier
Kindler; 12 Euro
- 3 (13) **Marc Elsberg**
ZERO – Sie wissen, was du tust
Blanvalet; 19,99 Euro
- 4 (3) **Frank Schätzing**
Breaking News
Kiepenheuer & Witsch; 26,99 Euro
- 5 (4) **Jonas Jonasson**
Die Analphabetin, die rechnen konnte
Carl's Books; 19,99 Euro
- 6 (2) **Donna Tartt**
Der Distelfink
Goldmann; 24,99 Euro
- 7 (5) **Martin Walker**
Reiner Wein
Diogenes; 22,90 Euro
- 8 (9) **Veronica Roth**
Die Bestimmung – Letzte Entscheidung
cbt; 17,99 Euro
- 9 (8) **Romain Puértolas**
Die unglaubliche Reise des Fakirs, der in einem Ikea-Schrank feststeckte
S. Fischer; 16,99 Euro
- 10 (10) **Simon Beckett**
Der Hof
Wunderlich; 19,95 Euro
- 11 (–) **Karen Rose**
Todesschuss
Knaur; 19,99 Euro
- 12 (7) **Ildikó von Kürthy**
Sternschanze
Wunderlich; 17,95 Euro
- 13 (11) **John Williams**
Stoner
dtv; 19,90 Euro
- 14 (6) **C. J. Daugherty**
Night School – Um der Hoffnung willen
Oetinger; 18,95 Euro
- 15 (14) **Horst Evers**
Vom Mentalen her quasi Weltmeister
Rowohlt Berlin; 18,95 Euro
- 16 (15) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 17 (20) **Joachim Meyerhoff**
Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 18 (12) **Graeme Simsion**
Das Rosie-Projekt
Fischer Krüger; 18,99 Euro
- 19 (16) **John Grisham**
Die Erbin
Heyne; 24,99 Euro
- 20 (17) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro

Sachbuch

- 1 (1) **Wilhelm Schmid**
Gelassenheit – Was wir gewinnen, wenn wir älter werden
Insel; 8 Euro
- 2 (2) **Roger Willemssen**
Das Hohe Haus
S. Fischer; 19,99 Euro
- 3 (3) **Glenn Greenwald**
Die globale Überwachung
Droemer; 19,99 Euro
- 4 (4) **Dieter Hildebrandt**
Letzte Zugabe
Blessing; 19,99 Euro
- 5 (6) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis**
Diese schrecklich schönen Jahre
Gräfe und Unzer; 17,99 Euro
- 6 (5) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft
Edel Books; 17,95 Euro
- 7 (9) **Matthias Weik / Marc Friedrich**
Der Crash ist die Lösung
Eichborn; 19,99 Euro
- 8 (7) **Volker Weidemann**
Ostende – 1936, Sommer der Freundschaft
Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro
- 9 (12) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler
DVA; 39,99 Euro
- 10 (8) **Michelle Knight mit Michelle Burford**
Die Unzerbrechliche
Bastei Lübbe; 19,99 Euro
- 11 (13) **Andreas Englisch**
Franziskus – Zeichen der Hoffnung
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 12 (15) **Jenke von Wilmsdorff**
Wer wagt, gewinnt
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
- 13 (11) **Peter Wensierski**
Die verbotene Reise
DVA; 19,99 Euro
- 14 (19) **Stefan Aust / Dirk Laabs**
Heimatschutz
Panthéon; 22,99 Euro
- 15 (14) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
- 16 (16) **Monika Gruber**
Man muss das Kind im Dorf lassen
Piper; 19,99 Euro
- 17 (–) **Axel Hacke**
Fußballgefühle
Kunstmann; 16 Euro

Mischung aus Reportage, Essay und Feuilleton von einem Fußballversteher der Sonderklasse
- 18 (10) **Joachim Fuchsberger**
Zielgerade
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro
- 19 (–) **Peter Hahne**
Rettet das Zigeuner-Schnitzel!
Quadriga; 10 Euro
- 20 (17) **Christine Westermann**
Da geht noch was
Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro

WER SICH IM NETZ BEWEGT, FÜR DEN GIBT ES KEIN ENTKOMMEN.



Roman · 480 Seiten · € 19,99 (D) · ISBN 978-3-7645-0492-2
Auch als Hörbuch bei Random House Audio

blanvalet

facebook.com/blanvalet

twitter.com/blanvaletverlag

www.blanvalet.de

Wir werden Bundeskanzlerin

Essay Wie das Internet unsere Identität verändert / Von Dirk Kurbjuweit

Wie wäre es, wären wir alle wie Angela Merkel? Für die einen ist diese Vorstellung womöglich ein Horror, andere finden sie ganz angenehm oder witzig. Aber egal wie wir das sehen, wir sind auf dem Weg dorthin, soweit wir das Internet rege nutzen. Der Mensch des digitalen Zeitalters, der Homo digitalis, gleicht sich der Bundeskanzlerin allmählich an. Es geht dabei um Identität, um die Struktur des Ich. Sie wandelt sich gerade bei vielen Menschen, sie wandelt sich in Richtung Merkel. Im Juli wird sie 60, und wir könnten ihr zu diesem Anlass sagen, dass ihr Erfolgsmodell nach und nach unseres wird. Vielleicht freut sie sich. Und wir? Können wir uns darüber freuen, dass sich unser Ich politisiert?

Wie ist Merkel? Was ist ihre Identität, also unsere Zukunft? Das Dasein eines Spitzenpolitikers wird von der Öffentlichkeit geprägt. Er steht unter permanenter Beobachtung, und Öffentlichkeit ist eine Instanz, die belohnt und straft. Je größer das Publikum, desto herrlicher sind die Triumphe, und niederschmetternd sind die Niederlagen und Fehlritte. In diesem System redet und handelt Merkel, um Zustimmung zu finden, in Sälen, in den Medien, in Umfragen, bei Wahlen. Sie richtet ihr Verhalten auf die Öffentlichkeit aus.

Es gilt nicht: Was will ich? Sondern: Was kommt an? Also: Wie komme ich zu Belohnungen? Wie kann ich Bestrafungen vermeiden? Merkel ist die Meisterin dieser Lebensform.

Die Frage nach ihrer Identität ist daher schwer zu beantworten. Ihr Leben begann in einem Pfarrhaus in der DDR, sie hatte ursprünglich eine ostdeutsche Identität, aber mit der konnte sie in der bundesdeutschen Politik wenig anfangen. Sie musste sich zu Teilen neu erfinden und war gern dazu bereit. Sie merkte bald, dass es ihr wenig nützt, eindeutig konservativ oder eindeutig neoliberal zu sein. Also begann sie ihre Worte zu behüten, und heute redet sie meist so, dass ihr kaum einer böse sein kann. Da sie sich ständig so reden hört, denkt sie wahrscheinlich auch so. Ihre Identität ist flüssig geworden.

Wie steht es um die Identität der Bürger? Da hat sich schon vor der digitalen Revolution einiges getan. Ein Ich ist zum großen Teil ein soziales Konstrukt. Es entsteht auch durch äußere Einflüsse, es gilt: Das Ich sind auch die anderen. Das waren lange: Familie, Kirche, Partei, Gewerkschaft, Verein. Sie füllten das Denken und Sein der Mitglieder mit Werten, Traditionen, Überzeugungen. Man fiel da hinein, übernahm das von den Eltern. Das gab Sicherheit, war Heimat, war Identität.

Allerdings schwindet die Bedeutung dieser Gruppen beständig. Die Menschen sind freier, das Ich ist offen für neue, andere Einflüsse. In diesem flockigen Zustand treffen wir auf das Internet.

Das Netz ist eine neue Form von Öffentlichkeit, also ein Resonanzraum, eine Quelle von Feedback, und zwar für jeden. Auch die Kirchengemeinde, der Ortsverband der Partei oder der Verein sind Öffentlichkeiten, aber begrenzte und im Prinzip wohlwollende. Zwar heißt es, dass kein Feind schlimmer sei als der Parteifreund, und tatsächlich wird hart gefochten, und doch herrscht eine Solidarität, die sich aus der gemeinsamen Identität speist. Die Versöhnungskräfte sind groß. Spätestens im Wahlkampf steht man Schulter an Schulter.

Für die Struktur der alten Öffentlichkeit war der Torwächter bestimmend, der „gatekeeper“. Das waren und sind meistens Journalisten, die darüber bestimmen, was in die Zeitung oder ins Programm kommt. Sie sind oft gnadenlos gegenüber der Pro-

minenz, Politikern, Spitzensportlern oder den Stars aus Film und Musik, aber der Bürger muss sie in der Regel nicht fürchten. Er lebt unterhalb von deren Wahrnehmungsschwelle oder wird geschützt, soweit Journalisten verantwortungsvoll handeln, was allerdings nicht alle tun.

Das Internet dagegen ist eine Öffentlichkeit fast ohne Torwächter, und es ist im Prinzip nicht wohlwollend, ist nicht wie Kirchengemeinde oder Ortsverband. Das sind die großen Unterschiede zu früher. Wer will, kann so leicht prominent werden wie nie zuvor. Auch wer nicht will. Für Talent, Witz, Ruchlosigkeit, Dummheit, Ungeschick, Glück und Pech gibt es eine große Chance, weltweit wahrgenommen zu werden.

Öffentlichkeit ist die Möglichkeit der Prominenz. Sie ist ein ungeheurer Reiz, weil das Berühmtsein dem Ego so schmeichelt. Es multipliziert das eigene Ich in die Welt hinein. Ruhm! Aufmerksamkeit! Bedeutung! Doch was erst paradiesisch ist, wird zur Hölle, wenn sich das Vorzeichen ändert. Christian Wulff weiß das. Karl-Theodor zu Guttenberg weiß das. Prinzessin Diana wusste das. Michael Jackson wusste das.

Im Ablauf der Prominenz gibt es einen Kipppunkt. Das Ich sendet in die Welt hinaus und wird mit der Wahrnehmung größer und stärker. Aber die Welt sendet zurück. Sie kriecht in dieses Ich hinein und verändert es, macht es kleiner und schwächer. Denn wer prominent ist, positiv prominent ist, will es in der Regel bleiben, will mehr davon und fängt an, sich so zu verhalten, dass er wahrgenommen wird und beliebt bleibt. Die Identität ändert sich, verschwimmt. Das Ich sind die anderen. Prominenz heißt auch: die innere und äußere Zurichtung für die Öffentlichkeit. Je größer diese ist, desto stärker wirkt sie auf das Gemüt.

So entstehen Kunstgestalten, denen Aufmerksamkeit alles gilt. Boris Becker ist so eine, Dieter Bohlen, Angelina Jolie, Cristiano Ronaldo. Michael Jackson dachte, er würde mehr geliebt (und mehr Musik verkaufen), wenn er kein dunkelhäutiger Menschentyp wäre, und ließ deshalb Chirurgen und Chemiker daran arbeiten, es nicht zu sein. Sein Gesicht wurde blasser und spitzer. Auf einer anderen Ebene machen Politiker das Gleiche. Merkel war nach dem Wahlkampf von 2005 klar, dass sie als neoliberaler Haudegen nicht lange Kanzlerin bleiben würde, wendete die politische Chirurgie und Chemie auf sich selbst an und erschien uns plötzlich als Sozialdemokratin, blassrot statt schwarz.

Das sind Extreme. Aber haben wir nicht schon ein bisschen davon übernommen? Zählen wir nicht die „Gefällt mir“ bei Facebook, die Follower bei Twitter, die Klicks bei YouTube, die Einträge bei Google? „Scoring“ ist eine wachsende Leidenschaft, Punkte sammeln, Zustimmung einheimsen. Das sind Umfragen über uns selbst, das ist Demoskopie über das Ich. Damit sind wir den Politikern schon recht nahe. Und wir zählen nicht nur, sondern vergleichen auch. Wie viele Klicks habe ich, wie viele hat der Kollege? Wir stehen im Wettbewerb, im permanenten Wahlkampf für uns selbst.

Die Privatsphäre schwindet für alle. Die NSA liest im Netz mit, und jeder kann eines jeden Paparazzo sein.

FOTOS: LIONEL HAHN / PICTURE ALLIANCE / ABACA / DPA (L.O.); QUELLE: INSTAGRAM (O.R.); JOHANNES EISELE / AFP (M.)



Es liegt nahe, dass wir uns bald Gedanken darüber machen, wie wir Zustimmung und Aufmerksamkeit generieren, wie wir unseren „score“ steigern, unsere Prominenz, dass wir unsere wachsende Erfahrung über das, was ankommt und was nicht, nutzen und vor allem Dinge schreiben oder tun, die ankommen. Manche machen aus ihrem Leben auf Facebook eine permanente Erzählung, und vielleicht versuchen sie irgendwann, das zu erleben, was ihnen Punkte einträgt.

Damit fängt es an, das Sein für andere, die innere Zurichtung, die Reform der Identität. Anders gesagt: Das Ich wird demokratisiert. Die jeweilige Öffentlichkeit im Internet, das digitale Volk, mischt sich ein, nimmt Einfluss, stimmt ab und entscheidet über Sieger und Verlierer.

Das kann schön sein für den, der gewinnt. Er wird berühmt, vielleicht reich. Nahezu jeder hat nun diese Chance. Wer kannte schon Friedrich Liechtenstein vor seiner viralen Werbekampagne für eine Handelskette? YouTube hat ihn zum Star gemacht.

Aber die digitale Öffentlichkeit macht sich gern über ihre Opfer lustig, sie schimpft, sie verdammt, sie straft. Ein Shitstorm tut weh, kann vernichten. Das erfuhr Justine Sacco, als sie in Südafrika aus einem Flugzeug stieg. Vor dem Start hatte sie getwittert, dass sie hoffe, auf dieser Reise kein Aids zu bekommen, dann schrieb sie: „War nur ein Scherz, ich bin ja weiß.“ Das war unsäglich, und früher hätte sie das ihren Freunden gesagt, und die hätten gelacht oder das Gesicht verzogen. Aber Justine Sacco setzte sich der digitalen Öffentlichkeit aus, war für ein paar Tage der Paria der Welt und verlor ihren Job. Abgewählt.

Eine andere Parallele zur Politik ist neuerdings die ständige Beobachtung. Merkel kann jederzeit fotografiert werden, jedes ihrer Worte kann in die Medien dringen, auch aus den Hinterzimmern. Für Prominente ist die Öffentlichkeit nahezu total, sie lässt sich kaum beschränken.

So ähnlich geht es uns nun auch. Facebook ist die freiwillige Seite der digitalen Öffentlichkeit. Aber da nahezu jeder ein Handy mit sich trägt und diese Handys fotografieren und Worte mitschneiden können, gibt es eine unfreiwillige Seite. Das erlebte eine Koreanerin, die sich nicht darum kümmerte, dass ihr Hund in die Bahn gekackt hatte. Jemand machte Fotos von dieser Szene und stellte sie ins Internet. Das Mädchen wurde als „Dog Shit Girl“ berühmt und verdammt. Das erlebte auch Donald Sterling, Besitzer des Basketballteams Los Angeles Clippers. Als er seiner

Freundin sagte, sie solle ihre dunkelhäutigen Freunde nicht zum Spiel mitbringen, wurde das mitgeschnitten und auf einer Website veröffentlicht. Auch dieser Satz war unsäglich, aber er war privat gesagt. Sterling muss die Clippers verkaufen.

Die Privatsphäre schwindet für alle. Die NSA liest im Netz mit, und jeder kann eines jeden Paparazzo sein. Besonders gefährlich sind Schulhöfe oder private Partys. Es fehlen die Gatekeeper, die entscheiden, für wen eine breite Öffentlichkeit zumutbar ist und für wen nicht. Diese Öffentlichkeit ist überdies durch Anonymität besonders gemein. Das Gift wird häufig ohne Namen versprüht, und manche fühlen sich dadurch bemüßigt, proletenhaft aufzutreten.

Das alles landet im ewigen Archiv des Internets. Das Archiv war bislang vor allem ein Problem für Politiker. Ihre Sätze von früher sind dort aufbewahrt und können jederzeit mit ihren Sätzen von heute abgeglichen werden. Ein Vergessen gibt es nicht. Damit muss nun auch der normale Bürger klarkommen.

Eine Folge von alldem ist die Selbstzensur. Wir hüten unsere Worte, achten auf unsere Handlungen. Damit sind wir endgültig bei Angela Merkel angekommen.

Den Politikern wird oft vorgeworfen, sie lebten in einer eigenen Welt, in einem „Raumschiff“, in einem „Treibhaus“, sie hätten sich entfernt vom Leben der Bürger. Jetzt holen wir sie zurück in unsere Mitte, nicht indem sie sich ändern, sondern wir uns. Wer sich in sozialen Netzwerken rumtreibt, kennt das Leben mit einer gewissen Prominenz, kennt die Veränderungen der Identität. Sie wird flüssiger, passt sich den Bedingungen der digitalen Öffentlichkeit an, dieses nervösen, unberechenbaren Resonanzraums.

Ist man dann noch authentisch? Das ist eine Frage, die auch zu Merkel gestellt wird. Ist jemand, der seine Haltung so stark verändert hat, der sich so eifrig den Wählerwünschen anpasst, authentisch? Ja ist die Antwort, genau darin. Merkel ist in der Lebensform Anpassung authentisch. Der Homo digitalis ist es in seiner Anpassung an die Lebensbedingungen des Netzes.

Muss das so sein? So wie Merkel freiwillig in der Politik arbeitet, erscheinen wir zumeist freiwillig im Internet. Wir müssen nur wissen, dass es sich in beiden Fällen um intensive Systeme handelt, die einen nicht unverändert lassen. Dann kann jeder selbst entscheiden, ob er der Bundeskanzlerin entsprechen möchte. ■



Das Drama des hochbegabten Kindes

Pop Die neuseeländische Sängerin Lorde ist der Star für den denkenden Teenager.

Es gibt Augenblicke im Pop, da ändert sich das ganze Spiel. Ein neuer Star tritt auf und sagt: Die alten Regeln gelten nicht mehr. Ich bin jetzt da. Der Auftritt der neuseeländischen Sängerin Lorde am Donnerstag vergangener Woche in der Berliner Copenhagener Halle war so ein Augenblick.

Der Saal ist groß, 3000 Leute haben hier Platz. Lorde kam allein auf die Bühne. Sie spielte ihr erstes Stück, tanzte, was ein bisschen komisch aussah, weil sie sich in keiner erkennbaren Choreografie bewegte, sondern einfach nur den Kopf schüttelte. Und sie sang. Dann ging der Vorhang auf, und ihre Band wurde sichtbar: Sie bestand aus gerade mal zwei Musikern. Das war's.

Keine Backgroundsänger, keine Tänzer, keine Treppe zum Herunterlaufen, ein kleiner Kostümwechsel, keine nackte Haut. Im Folk oder Rock wäre das nichts Ungewöhnliches. Im Pop ist es eine Sensation. Bei Lady Gaga, Miley Cyrus oder Justin Bieber geht es um das Große, die Geste, die Performance. Bei Lorde nicht: Ich habe etwas zu sagen, hört mir einfach zu.

Lorde ist 17. Vor einem Jahr war sie noch ein unbekanntes Mädchen aus Neuseeland. Dann veröffentlichte sie ihre Single „Royals“, die sich an die Spitze der US-Charts setzte. Erst war es nur ein Internethype, doch dann blieb der Song neun Wochen lang die amerikanische Nummer eins. Im Winter bekam sie zwei Grammys, auch den für den „besten Song des Jahres“.

Lorde ist der Popstar für den denkenden Teenager. Weil sie ein denkender Teenager ist. Ella Yelich-O'Connor, wie Lorde mit richtigem Namen heißt, ist überraschend klein, sie hat lange lockige Haare, trägt einen dreiteiligen grauen Hosenanzug, dazu Bikerboots, und hat eines dieser Gesichter, mit dem andere Mädchen Model werden: großer Mund und große Augen.

Sie gibt nicht gern Interviews, vor allem weil sie keine Lust hat, die immer gleichen zwei Fragen zu beantworten: Wie ist es so mit 17? Und: Worin unterscheidest du dich von Miley Cyrus?

Dabei ist der Unterschied ziemlich klar: Cyrus ist ein seit Kindesbeinen auf Erfolg getrimmter Entertainment-Kampfröbster. Lorde ist das Mädchen aus dem



erschienen. Es ist eine Jahrzehntplatte, das Abbild des Lebens der Mittelschichtsjugend der westlichen Welt. Die Langeweile der Vorstädte, mit Internetzugang und Freunden, die ein Auto haben. Es geht um die leeren Gespräche im Tennisklub. Um die erste Party zu Hause, wenn die Eltern nicht da sind. Um die Angst, all das zu verlieren und älter zu werden.

„Royals“, ihr Hit, handelt von der freudigen Verachtung des ganzen Bling-Blings, das in der Popkultur für das vollendete Leben steht, Luxuslimousinen und teuren Wodka, Diamantringe und zertrümmerte Hotelzimmer: „We crave a different kind of buzz“, singt Lorde. „Wir sehnen uns nach anderen Kicks.“ In dunkel schimmernden Songs erzählt Lorde über ein paar gesampelten Geräuschen und einem mächtigen Bass ihre Geschichten, Lieder für das digitale Lagerfeuer.

Der normale Gang der Dinge im Teenpop ist es, dass ein Songschreiber oder eine Songschreiberin, deren Jugendtage schon länger vorbei sind, einem Jungen oder Mädchen die Gedanken und Gefühle in den Mund legen. Auf „Pure Heroine“ spricht eine Jugendliche über sich selbst.

„Ich wollte der Welt ein anderes Bild des Teenagers entgegenstellen als das, was überall kursiert“, sagt sie. „Die Songs spielen alle in meiner damaligen kleinen Vorstadtwelt. Und ich habe sie mit Figuren bevölkert, die ich kannte oder die ich hätte kennen können.“

Es sind Wir-gegen-die-Welt-Songs. Wo bei es beides nicht mehr gibt. Ihre Freunde hat sie in Auckland zurückgelassen, die Welt, die sie auf ihrer Platte bespöttelt hat, bewohnt sie nun selbst.

Und jetzt? Wie fühlt es sich an, wenn man auf einmal nicht mehr draußen steht und sich über die Statussymbole der Stars lustig macht? Sondern selbst bei den Award-Shows ist und zwei Grammys bekommt?

„Mein Album ist aus der Perspektive eines Mädchens erzählt, das bei der Party am Rand sitzt, mit dem iPhone herum-macht und versucht, alles mitzubekommen“, sagt sie. „Daran hat sich jetzt noch nicht so viel geändert. Im Grunde sind die Grammys ja auch nur eine Party. Nur mit größeren Egos. Alle kommen mit ihrer Entourage – ich komme mit meiner Mama. Natürlich mache ich jetzt Erfahrungen, die ich mit meinen Freunden nicht teilen kann.“

Die Geschichte von den Wunderkindern des Pop nimmt oft kein gutes Ende, fast immer zahlen sie einen hohen Preis für den Ruhm. Michael Jackson und Britney Spears taten es, Justin Bieber tut es gerade, und Miley Cyrus dürfte es bald tun. Der Manager, der die Karriere getrieben hat, lässt sie fallen und wendet sich neuen Projekten zu, die ehrgeizigen Eltern, die ihr

Kind mit auf die Bühne geschubst haben, trennen sich, weil nur die Karriere des Sprösslings sie zusammengehalten hat, das Publikum wendet sich ab.

Lorde kommt aus Neuseeland, weit weg von den Metropolen der westlichen Welt, aus einem Vorort von Auckland, der größten Stadt der Insel. Ihr Vater ist Bauingenieur, ihre Mutter eine in Neuseeland bekannte Dichterin. Sie haben vier Kinder, Ella ist die Zweitälteste.

Als Ella sechs Jahre alt war, ließ ihre Mutter sie auf Anraten einer Lehrerin einen Hochbegabtest machen: Sie hatte das Ergebnis einer jungen Erwachsenen. Ihre Eltern meldeten sie daraufhin auf einer Schule für Hochbegabte an – und nach ein paar Wochen wieder ab, sie sollte mit normalen Kindern aufwachsen.

Aber sie sorgten dafür, dass Ella sich nicht langweilte: Sie lernte singen und Theater spielen, sie las sich durch die Bibliothek ihrer Eltern und begann, Geschichten zu schreiben. 2009 wurde sie mit ihrem Schulteam Zweite bei einem internationalen Literaturquiz in Südafrika, wo sie Kinder-Nerd-Fragen beantworten musste wie: Joanne K. Rowling hat am gleichen Tag Geburtstag wie Harry Potter. Welcher Tag ist das? Oder: Welche Farbe hat das Teletubbie Tinky Winkie? Ella war da zwölf Jahre alt.

Im selben Jahr trat sie bei einem Gesangswettbewerb ihrer Schule auf, ein Video davon landete bei einem Manager des neuseeländischen Ablegers der Plattenfirma Universal. Er wollte sie unter Vertrag nehmen, weil er glaubte, mit diesem Mädchen und einer Platte mit Coverversionen müsse sich doch was machen lassen. Ella lehnte ab: Sie wollte eigene Songs schreiben.

Es dauerte eine Weile, bis sie gelernt hatte, wie man das macht und den richtigen Partner findet, der sich um die Musik der Songs kümmert; die Lyrics schrieb sie. „Royals“ dichtete sie neben der Schulzeit und nahm es in ein paar Tagen in den Sommerferien auf.

Hier ist sie nun. Der erste wirklich neue Popstar der Ära nach Lady Gaga. Nach der Übertreibung, dem Barock, der großen Geste, der demonstrativen Verbrüderung mit den Außenseitern, der Verbindung mit zeitgenössischer Kunst, Design und Mode. Lorde ist der kluge, leise, erzählerische Star. Und sie ist wirklich erst 17 Jahre alt.

Ob sie eigentlich einen Plan B hat? Über-rascht schaut sie hoch. „Ich hab doch gerade erst angefangen.“

Blöde Frage, klar.

Tobias Rapp

Theaterkurs, das es in den Pop verschlagen hat. Die Überfliegerin, die schlaue Anmerkungen an den Seitenrand der Romane schreibt, die sie liest. Die Träumerin vom anderen Ende der Welt, die im Internet nach der Musik der coolen Metropolen sucht – und die reduzierten Berliner und Londoner Clubsounds mit großen Popmelodien angereichert zurück in die Welt sendet.

Wirkt sie wie 17? Kaum. Sie hat eine Abgeklärtheit und Vernunft, die fast beängstigend sind. In ihrer Musik erzählt sie allerdings besser als irgendein anderer Popstar davon, wie sich genau dieses Alter anfühlt.

„Pure Heroine“ („Reine Heldin“), ihr Debütalbum, ist im vergangenen Herbst



Video:

So klingt Lorde

spiegel.de/app242014lorde
oder in der App DER SPIEGEL



Murks den Afrikaner

Theaterkritik Die Wiener Festwochen zeigen Jean Genets Kolonialismusstück „Die Neger“, vor der Premiere gab es lauten Protest.

Eine nackte Frauenleiche ist im Zentrum der Bühne aufgebahrt, um sie herum schleichen Figuren, die wie eierköpfige Außerirdische aussehen. Sie tragen eine Art Fechtmaske, die wahlweise mit weißem Gips oder schwarzer Pampe zugeschmiert ist. Und wie Abgesandte einer fernen Galaxis sprechen sie ihren Text, als hätte ein Sprachcomputer ihn produziert: „Grollendes Afrika, bist du da?“

„Die Neger“ heißt das Stück des französischen Schriftstellers Jean Genet, das 1959 uraufgeführt wurde: Ein Spielleiter namens Archibald hetzt darin einen Trupp afrikanischer Ureinwohner gegen eine Handvoll weißer Kolonialisten auf, zu den Weißen gehören eine Königin, ein Missionar und ein Gouverneur. Es wird geschrien und gejauchzt, es geht um Geilheit, Mord, Gestank, Blut und Sperma. Der Schriftsteller Genet (1910 bis 1986) war ein stolzer Homosexueller und ein Krimineller; ein durch den Einsatz von Jean-Paul Sartre aus dem Gefängnis befreiter Kämpfer für die Rechte aller Unterdrückten und ein Provokateur. Sein Werk „Die Neger“ nannte er eine „Clownerie“. Im Text wünscht sich Genets Spielleiter von seinen Schwarzen-Darstellern: „Sie sollen sich nicht darauf beschränken, Weiße zu fressen, sie sollen sich gegenseitig kochen.“ Das Ziel: „Alles schwillt zu einem tödlichen Jazz, einem Gemälde, einem kriminellen Tanz.“

Nun hat der Regisseur Johan Simons, Chef der Münchner Kammerspiele, „Die Neger“ für die Wiener Festwochen inszeniert, in den nächsten Wochen wird die Aufführung auch im Hamburger Schauspielhaus und in München zu sehen sein.

Schon vor der Premiere gab es in allen drei Orten zornigen Protest: Afrikanischstämmige Aktivisten fanden den Titel „Die Neger“ und ein Ankündigungsfoto, das weiße Darsteller mit schwarz angemalten Gesichtern zeigte, böse rassistisch. In einer Petition forderten sie die Absetzung des Stücks.

Simons dachte kurz darüber nach, ob er das Drama, das der Meisterregisseur Peter Stein ins Deutsche übersetzt hat, in „Die Weißen“ umbenennen sollte. Das verbot Stein. Im Programmheft rechtfertigt Simons die Aufführung von „Die Neger“ damit, dass es sich um ein „wichtiges Stück zum Thema rassistischer Gewalt“ handle. Simons sagt, die „europäische Kultur“ habe ihre rassistische Vorstellung der „Schwarzen“ keineswegs

überwunden. Deshalb wolle er das Publikum mit „Vorurteilen und Klischees konfrontieren“ und diese „vielleicht exorzieren“.

Statt einer Geisteraustreibung ist auf der Bühne des Wiener Theaters Akzent, das in den Achtzigerjahren zur kulturellen Erbauung der Arbeiterklasse gegründet wurde, aber nur ein lahmes Passionsspiel zu bestaunen, zu Ehren eines in Wahrheit doch arg kitschigen Dramatikers und großmäuligen Rebellen. Die aufgeblasene Rhetorik von Genets Stücken wollte die klassische französische Tragödiendichtung veräppeln.

„Madame, was in mir vorgeht, ist sehr geheimnisvoll“, ächzen seine Figuren zum Beispiel, was heute allerdings null komisch klingt. In einer Parade rassistischer Parolen lässt er einen der Weißen sagen: „Man kann sagen, was man will – aber ficken können diese Kerle.“ An die Schwarzen ergeht die Anweisung: „Hartnäckig bis zum Wahnsinn sollen sie auf dem bestehen, was zu sein man ihnen vorwirft: auf ihrer Ebenholzfarbe, ihrem Geruch, ihrem gelben Auge, ihren kannibalistischen Gelüsten.“

Das ist viel priapistisches Pathos, das man vor 50 Jahren offenbar todschick fand. Als „Die Neger“ 1964 in Darmstadt

erstmals in Deutschland gezeigt wurden, fand der SPIEGEL das Stück jedenfalls „brutal poetisch und theatralisch raffiniert“.

Heute wirken „Die Neger“ wie ein verstaubtes Fundstück aus dem Theatermuseum. Und Johan Simons, der eigentlich einen Ruf zu verteidigen hat als Kraftmensch, der allzu pompösen Texten mit sinnlichem Dampf zu Leibe rückt, flüchtet sich in Eleganz.

Oft lässt er seine maskierten Darsteller als Schattenspieler hinter einem Papiervorhang auftreten, was schöne Effekte ergibt, weil die Projektion die Spektralfarben aufleuchten lässt. Die aus Wachs gefertigte Frauenleiche auf dem Altar in der Bühnenmitte schmilzt derweil unter Stromzufuhr tropfend vor sich hin. Überhaupt sieht man hier eine Leichenfeier mit luxuriösem Aufwand: Schauspieler-Spitzenkräfte wie Maria Schrader, Bettina Stucky, Hans Kremer und Benny Claessens, die zu den Stars des deutschsprachigen Theaters gehören, treten eindrei Viertel Stunden lang in Totalvermummung auf.

Menschliche Gesichter haben nur zwei Darsteller: Beide sehen

fast identisch aus und verkörpern den Spielleiter Archibald, der die weißen und schwarzen Ballonköpfe zum gegenseitigen Abmurksen aufeinanderhetzt. Der von Natur aus hellhäutige Schauspieler Stefan Hunstein ist so als Schwarzer geschminkt, dass er dem dunkelhäutigen Schauspieler Felix Burleson fast bis ins kahlköpfige Detail gleicht. Ist diese Verdopplung der Einpeitscherfigur Archibald nun klug oder bloß seltsam, weil Simons den Darsteller Hunstein fast allen Text sprechen lässt und den Darsteller Burleson zum Zigarettenraucher degradiert?

Darüber könnte man als Zuschauer an diesem Abend sehr lange nachdenken – wäre einem die Archibald-Dopplung nicht schon bald genauso schnurzegal wie Johan Simons' ganzer Ausflug auf den Schrottplatz der Theaterliteratur.

Wolfgang Höbel



„Die Neger“-Inszenierung in Wien
Huldigung an einen kitschigen Rebellen



Frankfurter Allgemeine Zeitung. Dahinter steckt immer ein ...?

♦ **A:** armer Tropf

♦ **B:** cooler Zopf

♦ **C:** kluger Kopf

♦ **D:** loser Knopf

Den digitalen SPIEGEL entdecken.

5 Ausgaben für €9,90 mit über 50% Ersparnis testen!



Neu im Digital-Abo: Alle E-Books aus dem SPIEGEL-Verlag inklusive.



Noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe. Schon sonntags ab 8 Uhr.



Mit zusätzlichen Videos, interaktiven Grafiken und 360°-Panoramabildern.



Ausgaben auch offline lesen.



App für Tablets, Smartphones sowie für PC/Mac.*



Mit SPIEGEL-ID bequem auf allen Ihren Geräten lesen.

* App für iPad, iPhone, Android, Kindle-Geräte, Windows, BlackBerry Z10 sowie für PC/Mac und als PDF.

Jetzt bestellen: www.spiegel.de/digitaltesten

oder anrufen: 040 3007-4848 lcem@nn

SPIEGEL-Leser
wissen mehr.





Tänzerinnen im Fußballdress

TV-Phänomene

Fernsehballlet darf nicht „DFB“ heißen

Das Deutsche Fernsehballlet und die Nationalelf ähneln einander zwar insofern, als beide ihren Erfolg hartem Training und der Kraft ihrer Beine verdanken. Dass das Fernsehballlet sich für die Dauer der Fußball-WM „DFB“ nennen wollte, erregte nun allerdings das Missfallen des Deutschen Fußballbunds. DFB-Justiziar Jörg Englisch untersagte dem Ensemble Anfang der Woche die Verwendung der drei Buchstaben. Auslöser war eine Anfrage von Peter Wolf, dem Be-

sitzer des Balletts, an DFB-Präsident Wolfgang Niersbach. Wolf hatte darin die Zustimmung erbeten, die Initialen in den kommenden Wochen als Kürzel benutzen zu dürfen, „so wie es der Deutsche Fechter-Bund in Bonn oder der Demokratische Frauenbund in Berlin auch tun“. DFB-Justiziar Englisch verwies in seiner Absage auf die Entscheidung des Landgerichts München, das der Truppe bereits 2012 die Verwendung des Namens „DFB Ballett“ untersagt hatte. Dem Fußball wollen sich die Tänzerinnen und Tänzer dennoch widmen. In der von Wolf produzierten ZDF-Show „Willkommen bei Carmen Nebel“ wird das Ballett an diesem Samstag mit einem Medley von WM-Hits vertreten sein, auch ein Auftritt auf der Fanmeile in Berlin ist geplant. akü

Zeitungen

Länge läuft

Auf der Suche nach Antworten auf die Printkrise erforschen die Verlage die Gewohnheiten der Leser. Die FAZ und ihre Schwester *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* etwa führen derzeit einen Readerscan durch. Damit wird getestet, welche Texte die Leser bevorzugen und bei welchen sie aussteigen. Die finale

Auswertung wird es erst im Juli geben, doch eines ist schon erkennbar: Entgegen allen Vorurteilen mögen die Leser lange und komplexe Texte. „Unser Readerscan widerlegt die Behauptung, der moderne Leser wolle nur noch einen schnellen Überblick und kurze Artikel, zumindest für die FAZ total“, sagt FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch der Readerscan, den *Die Zeit* gerade in zwei vierwöchigen Tests durchgeführt hat. Zwar ist die kleine Rubrik „Prominent ignoriert“ das meistgelesene Format der Wochenzeitung, aber vor allem einspaltige Texte ohne Bild fallen durch, ebenso vermeintlich leserfreundliche Kästen. Dagegen schätzen *Zeit*-Leser lange Stücke wie das Dossier. ih



Hold

Boulevard
Rechtliche
Realsatire

Ausgerechnet das Klatschblatt *Closer* aus dem Hamburger Bauer-Verlag, welches nicht selten in persönlichkeitsrechtlichen Grauzonen agiert, erteilt seinen Lesern

Nachhilfeunterricht in Sachen „Recht am eigenen Bild“. Der *Closer*-,Experte“, Sat.1-Fernsehrichter Alexander Hold, beantwortet in seiner Kolumne so drängende Fragen wie die, ob man Essen im Restaurant immer fotografieren darf (nein) oder ob die Veröffentlichung eines Bilds vom Eiffelturm bei Nacht legal ist (nein). Allerdings werden Holds Ausführungen fast absurd, wenn er sich mit „Schnappschüssen“ beschäftigt, die Prominente abbilden. Diese dürften nur dann gezeigt werden, wenn die Stars zufälliges Beiwerk oder Teil eines öffentlichen Ereignisses seien, so seine Einschätzung. Ob sich die Zeitschrift zukünftig an den Rechtsrat ihres Hauskolumnisten halten möchte, lässt Hold in seinem Text unbeantwortet. mum



„Fußball ist humorresistent“

Sprachkritik Der Autor Jürgen Roth über die Stupidität der hochglanzpolierten Fußballsprache, das Gebrüll von Kommentatoren und den ARD-Experten Mehmet Scholl, den er für eine List des Weltgeists hält

Roth, 46, ist Schriftsteller und beschäftigt sich mit Satire und Fußball. Er veröffentlicht regelmäßig sprachkritische Beiträge in Zeitungen und Hörfunk und hat zehn Bücher über den Ballsport geschrieben. Fußball sei für ihn, sagt er, „eine gute Gelegenheit, Bier zu trinken“.

SPIEGEL: Herr Roth, Sie sind Fußballfan und Sprachästhet. Ist die Fußball-WM für Sie mehr Freud oder mehr Leid?

Roth: Für den Fußballfan in mir ist die WM nach wie vor zunächst ein Fest. Seit 1982 versuche ich tatsächlich, jedes WM-Spiel zu gucken. Schon weil die Sozialaufregung, die alle Menschen und Schichten dabei verbindet, etwas Rührendes hat. Aber als geschulter Medienbeobachter, der sich die ganze Vor- und Nachberichterstattung antut, packt mich das kalte Grausen. Günther Koch, ein von mir verehrter Radioreporter, sagt immer: Fußball sind die 90 Minuten, in denen der Ball spricht. Alles davor und danach ist Geschwätz.

SPIEGEL: Das klingt, als würden Sie am liebsten den Ton ausschalten, wenn Sie Fußball im Fernsehen anschauen.

Roth: Nein, zum Fußballerlebnis gehört auch, sich über die Reporter aufzuregen. Es gibt einige Reporter, die ich sehr schätze und die nicht die stets gleichen Sumpfbüthen daherschnattern. Fritz von Thurn und Taxis gehört dazu. Auch Marcel Reif ist eine wohlthuende Ausnahmeerscheinung. Der traut sich, ein schlechtes Spiel auch ein schlechtes Spiel zu nennen. Aber gerade bei ARD und ZDF merkt man den Moderatoren und vielen Kommentatoren inzwischen an, dass es ihr Auftrag ist, das Produkt Fußball, für das die Sender eine riesige Menge Geld auf den Tisch geklatscht haben, auf Gedeih und Verderb zum Großereignis hochzujazzen. Sie blähen alles zur Jahrhundertbegegnung, zum Titanenkampf auf. Das ist unerträglich.

SPIEGEL: Das viele Geld hat die Fußballsprache pervertiert?

Roth: Die Konkurrenz um die Fußballrechte ist groß, und sie sind deshalb teuer geworden. Das zwingt die Sender, ihr Produkt so grell, farbig und flamboyant wie möglich zu verkaufen. Seinen schlimmsten Ausdruck findet das bei Wolff-Christoph Fuß, der für Sky kommentiert. Der brüllt ununterbrochen. Nahezu jedes Spiel ist bei ihm „Drama, Baby“ oder ein „knüppel-



harter Nusskuchen“. Das klingt vielleicht lustig, aber wenn Sie es zum fünften Mal hören, merken Sie, dass es eine Masche ist. Diese Leute halten sich für Popstars und begreifen nicht, dass das Spiel immer größer ist als jede Erzählung darüber.

SPIEGEL: Fußball ist Emotion. Wie soll die Sprache da ohne Erregung auskommen?

Roth: Natürlich ist Fußball Begeisterung, Wut, Enttäuschung. Das darf sich auch in der Reportersprache wiederfinden. Ich erinnere an Günther Koch und seine legendäre Reportage vom letzten Spieltag 1998/99, an dem der 1. FC Nürnberg aus unerklärlicher Dummheit gegen den SC Freiburg verlor und abstieg. Die ARD-Schlusskonferenz war damals noch ein Hochkulturamt. Koch meldete sich aus Nürnberg und schrie: „Ich pack das nicht. Ich halt das nicht mehr aus. Ich will das nicht mehr sehen.“ Das war hoch emotionalisiert und dem Ereignis angemessen. Aber das aseptische, plastinierte Erregungsgebaren, das Fußballreporter heute an den Tag legen, ist eine Tortur.

SPIEGEL: Koch berichtete damals allerdings für das Radio. TV-Kommentatoren haben es schwerer: Was sollen sie dem Zuschauer bieten, was er nicht selbst sehen kann?

Roth: Gerade Fernsehreporter müssten über Tugenden wie Unaufdringlichkeit, Mäßigung und Zurückhaltung verfügen. Die haben sie aber nicht mehr. Ich will von einem TV-Reporter nicht wissen, dass Sami Khedira gerade mit seiner Frau den 24. Sohn gezeugt hat und 22 Spieler auf dem Platz sind. Ich verlange von ihm, dass er mir Hintergründe über Aufstellung und Taktik liefert, auch Zweifel an Entscheidungen zum Ausdruck bringt. Er kann meinetwegen auch seine Begeisterung zeigen, aber nicht über alles einen Firnis der Dramatisierung legen.

SPIEGEL: Für die WM hat das ZDF das Moderatorduo Oliver Kahn und Katrin Müller-Hohenstein gesprengt: KMH berichtet jetzt aus dem Quartier der deutschen Nationalelf. Wir nehmen an, Ihre Trauer hält sich in Grenzen.

Roth: Vielleicht bin ich da als Mann ja befangen, aber Katrin Müller-Hohenstein ist mir gar nicht so unliebe. Im Gegensatz zu der allgemeinen, reflexartigen Verteufelung fand ich ihre angeblich politisch unkorrekte Äußerung über Miroslav Klose und seinen „inneren Reichsparteitag“ sehr erfrischend. Denn neben der künstlichen Euphorisierungstendenz zeigt sich ja in der Sportreportersprache inzwischen die Überbedachtheit, sprachlich korrekt zu sein. Ich habe lange auf Heribert Faßbender herumgehauen, aber dem gingen wenigstens manchmal die Gäule durch. In dem Spiel, in dem Rudi Völler bei der WM 1990 gegen die Niederlande von dem argentinischen Schiedsrichter Juan Loustau vom Platz



Moderatorduo Müller-Hohenstein, Kahn 2012: „Die stets gleichen Sumpflüthen“

gestellt wurde, schimpfte Faßbender: „Schickt ihn ganz schnell in die Pampas, diesen Mann.“ Das war keiner dieser vorbereiteten Sprüche, die bloß noch Füll- und Verpackungsmaterial sind.

SPIEGEL: In Brasilien wird nun, wie bei der Champions League, Oliver Welke an der Seite Kahns kommentieren. In der ZDF-„heute show“ ist Welke bissig und frech, kaum taucht er im Fußballstudio auf, ist der Mann wie weichgespült. Haben Sie eine Erklärung für diese Mutation?

Roth: Fußball ist humorresistent. Dieses aufgeblähte Universum Fußball verträgt keine Ironisierung. Der Fußball ist im Zuge der allgemeinen Sportifizierung der Welt immer bedeutender geworden. Wettkampf, Konkurrenz, Erster-Sein, Funktionieren – bis in jede Pore dieser Gesellschaft sind diese Kategorien eingedrungen. Jeder Politiker und Konzernchef redet

heute in Fußballmetaphern. Wenn man das lächerlich macht, trifft man das Selbstverständnis, die eingebildete und tatsächliche Leitfunktion des Fußballs. Selbstironie würde das Geschäftsmodell der großen Fußballkonzerne zerstören. Abweichende Charaktere sind darin nicht vorgesehen. Deshalb wird ein Welke dort so stromlinienförmig wie alle anderen auch.

SPIEGEL: Zeigt nicht Mehmet Scholl, der als Experte in der ARD kommentiert, dass man sich der „Maschine Fernsehen, die über kurz oder lang jeden integren Menschen demoliert“, wie Sie schreiben, sehr wohl erfolgreich entgegenstemmen kann?

Roth: Das ist die List des Weltgeists, um mit Hegel zu sprechen, dass ein Mehmet Scholl dort untergekommen ist und bislang trotz meines Unkens nicht vor die Hunde gegangen ist. Aus welchem Expertenmund hört man schon Sätze wie: „Dazu will ich jetzt eigentlich gar nichts sagen, dazu ist nämlich nichts zu sagen.“ Er kommentiert,

wie er gespielt hat: fintenreich, wendig. Scholl ist einer der wenigen, die Hintergründe ausleuchten, die man nicht sofort selbst sieht.

SPIEGEL: Sein Kommentar über den erfolgreichen Torschützen Mario Gomez, dieser habe sich wohl „wund gelegen“, hat ihm aber viel Tadel eingetragen.

Roth: Warum eigentlich? Wenn sich mal jemand abhebt vom phraseologischen Einheitsbrei, regt sich die Öffentlichkeit gleich auf. Will man nun Originalität oder nicht?

SPIEGEL: Ist die Paarung TV-Moderator und Exfußballer der Versuch der Sender, die Defizite beider zu kompensieren? Der eine versteht nichts vom Fußball, aber etwas von Sprache, der andere kann nicht reden, ist aber Experte fürs Spiel?

Roth: Darf ich mal ein paar Beispiele dieses vermeintlichen Expertentums zitieren?

SPIEGEL: Nur zu.

Roth: Franz Beckenbauer sagt bei Sky Sätze wie: „Man kann das Ballhalten ja auch mit Tempo machen.“ Ich habe lange gegrübelt, wie das gehen soll. Oder Jens Lehmann: „Lass die mal 1:0 führen, dann wird das plötzlich eine ganz andere Situation.“ Sapperlot. Auch schön: „Eine Minute nach Spielende habe ich noch nicht die Intelligenz, das Spiel zu beurteilen.“ Ich könnte kolonnenweise solche Sätze vorlesen. Wenn man schon glaubt, dass Fußball einer Deutung bedarf, sollte man Menschen da hinstellen, die deuten können.

SPIEGEL: Immerhin füllen Sie mit solchen Stupiditäten eine Menge Bücher. In diesen Tagen erscheint Ihr neues Buch*. Warum arbeiten Sie sich eigentlich so an der Fußballsprache ab?

Roth: Ich nehme mir immer wieder vor, dass ich zu dem ganzen Schwachsinn eigentlich



* Jürgen Roth: „Nur noch Fußball. Vorfälle von 2010 bis 2014“. Oktober Verlag, Münster; 253 Seiten; 16,90 Euro.

kein Wort mehr verlieren will. Aber es ist halt Teil meiner Profession.

SPIEGEL: Warum wird von Fußballern überhaupt verlangt, dass sie nicht bloß gut kicken, sondern kluge Sätze abgeben – und das auch dann, wenn sie nach 90 Minuten schwitzend vom Platz gezerrt werden?

Roth: Diese sogenannten Field-Interviews sind tatsächlich eine Demütigung aller Beteiligten, der Reporter und der Spieler. Selbst ein Fußballer, der über Hegel promoviert hat, könnte dort nicht viel Gescheites sagen. Eigentlich müsste ohnehin öfter geschwiegen werden, aber Schweigen hält unsere Gesellschaft nicht aus.

SPIEGEL: Die meisten Bundesligaspieler sind heute mediengeschult und darauf trainiert, sich möglichst nicht in rhetorische Gefahrenzonen zu begeben.

Roth: Die kommen alle aus Fußballinternaten, wo sie zurechtgestutzt, jedes Eigensinns beraubt und zu einem bewerbungseminaristischen Deutsch erzogen werden. Gucken Sie sich doch Spieler wie Mario Götze an: Das sind austauschbare Retortenfiguren, die hervorragend Fußball spielen, aber wirken, als wären sie noch nie auf einen eigenen, abwegigen Gedanken gekommen. Sie sind Teil einer gigantischen Maschine, in der alles hochglanzpoliert ist.

SPIEGEL: Ist es womöglich ein großes Missverständnis, an die Kommentierung von Fußballspielen überhaupt journalistische Kriterien anzulegen? Das Ganze als Unterhaltung zu verbuchen würde auch Ihnen eine Menge Pein ersparen.

Roth: Das ist ein guter Einwand, so habe ich das noch nie gesehen. Ich komme da wohl eher von der alten Schule, die überzeugt ist, dass das Journalismus ist und sich als solcher mit Unterhaltung nicht gemein machen darf. Aber vielleicht sollte man Fußballberichterstattung tatsächlich als televisionäre Kaffeefahrt abhandeln, auf der Fußballspiele verkauft werden wie Heizdecken.

SPIEGEL: Waldemar Hartmann hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass er sich als Entertainer versteht und Journalismus eher als „Pseudo-Verwissenschaftlichung“ des Fußballs betrachtet. Verdient so viel Ehrlichkeit nicht Respekt?

Roth: Was Hartmann zum Besten gibt, kann man nur unter satirischen oder medienkritischen Aspekten gutheißen: Niemand hat so offen und schamlos wie Weißbier-Waldi dokumentiert, dass Sportjournalismus Kumpanei ist und man sich nur mit den Mächtigen gut stellen muss, um die Karriereleiter hinaufzupurzeln, ohne viel im Kopf zu haben.

SPIEGEL: Der Begriff der „Fußballkultur“ hat Konjunktur. Wie viel Intellektualisierung verträgt ein Bolzsport wie Fußball?

Roth: Der Kulturbegriff wird inflationär benutzt und damit entleert. Kultur hat etwas mit Hege, Pflege, Bedachtsamkeit zu tun. Die stumpfe Eruptivität von Fangesängen und Bratwurstessen im Stadion haben mit Kultur nichts zu tun. Und nur weil das völlig närrisch gewordene Grimme-Institut dem Duo Netzer und Delling mal einen Fernsehpreis verliehen hat, wird aus Fußball noch keine Kultur.

SPIEGEL: Im Feuilleton ist der Fußball aber längst angekommen.

Roth: Feuilletonisten sind manchmal auch nur Opportunisten. Die Feuilletons haben nach dem Fall der Mauer und dem WM-Gewinn 1990 angefangen, Fußball als gesellschaftliches und ästhetisches Phänomen wahrzunehmen. Man versuchte plötzlich, sich die Gesellschaft über den Fußball zu erklären, Fußball wurde zu einer Art Ersatzsoziologie. Die *taz* schrieb mal, man solle sich an dem „System“ Jogi Löw und der Art, wie der Bundestrainer seine Mannschaft spielen lässt, ein Vorbild nehmen für gesellschaftliche Reformen. Da muss einem angst und bange werden.

Interview: Isabell Hülsen

Ich mach's mit.

Zwicken? Rutschen? Reißen? Nee. Ich hab' viel ausprobiert und ein Kondom gefunden, das passt.

Ich mach's mit Wissen & Kondom.

GIB AIDS KEINE CHANCE

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

PKV
Verband der Privaten Krankenversicherung

Mehr zum Thema passendes Kondom:
Infos unter **www.machsmits.de**
Telefonberatung unter 0221-89 20 31



Eine Aktion der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), mit Unterstützung des Verbandes der Privaten Krankenversicherung e.V., gefördert durch die Bundesrepublik Deutschland.

STI Sexuell übertragbare Infektionen
Informier' Dich!



Idee & Konzept: Allround Team GmbH, Foto: Achim Hehn

Kulturkampf ums Speichern

Datenschutz Ein Österreicher kämpft gegen Facebook – weil er den Konzern zwingen will, sich an europäisches Recht zu halten. Bislang hat er Erfolg.

Die größte Überraschung war der Anruf der *New York Times*. Da fragte der Redakteur Maximilian Schrems, warum in Europa die Privatsphäre eigentlich so wichtig sei – und machte auch gleich zwei Antwortvorschläge: „Ist das wegen der Nazis oder wegen der Kommunisten?“ Schrems hielt das zunächst für einen Witz.

Doch der Journalist aus Übersee meinte es ernst. Und er war damit nicht allein. „In beinahe jedem zweiten Telefonat mit amerikanischen Medien geht es um den Nationalsozialismus“, sagt Schrems.

Das ist umso erstaunlicher, als es sich in den Gesprächen immer um ein uramerikanisches Unternehmen der Jetztzeit dreht: um Facebook. Denn Schrems ist mit seinem Kampf gegen den Internetgiganten diesseits wie jenseits des Atlantiks eine kleine Berühmtheit geworden.

Alles begann mit ein paar Mails, die er an die europäische Facebook-Zentrale in Dublin schickte. Er wollte wissen, was das weltgrößte soziale Netzwerk über ihn gespeichert hat. Eher durch ein Versehen, wie Schrems glaubt, übersandte das Unternehmen ihm tatsächlich einige Datensätze – ausgedruckt rund 1200 Seiten.

Darunter waren intime Details, etwa Chats mit einem psychisch angeschlagenen Freund, politische Konversationen, genaue Standortkoordinaten. Viele der Daten hatte Schrems längst gelöscht – dachte er jedenfalls. Facebook aber hatte die Löschung zwar vermerkt, die Inhalte aber weiterhin gespeichert.

Schrems rief als Jurastudent daraufhin die Initiative „Europe versus Facebook“ ins Leben und überzog die Firma mit 23 Anzeigen bei der irischen Datenschutzbehörde. Bislang mit Erfolg: Einen Fall gewann er, die anderen sind anhängig.

Was wiederum Facebook nicht unbeindruckt ließ, stellt der 26-Jährige sie doch vor ungeahnte Herausforderungen. Denn der Wiener ist kein klassischer Technik- und Fortschrittsverweigerer, er benutzt ein Smartphone, hat einen Twitter-Account und ist nach wie vor bei Facebook aktiv. „Nur weil ich grundsätzlich lieber die Straße überquere im Wissen, dass es Verkehrs-



Netzaktivist Schrems: „Wie im Wilden Westen“

regeln gibt, bin ich doch nicht gleich ein Gegner des Individualverkehrs“, sagt Schrems. Es gehe ihm nicht um das Ob, sondern um das Wie.

Will man das Wie bei Facebook verstehen, muss man grob zwei bis drei Abende Lesezeit einplanen – so lange dauert es, die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Konzerns und zugehörige Dokumente durchzuarbeiten. Schrems hat genau das getan: „Das ist wie im Wilden Westen. Vieles hätte in Europa niemals Bestand“, sagt er.

In einem Wiener Flughafenhotel versuchten zwei hochrangige Facebook-Mitarbeiter, Schrems „einzulullen und die Klagen abzuwenden“, erinnert er sich. Als man ihm erklärte, dass eine „Zustimmung durch Dritte“ nach der Rechtsauffassung von Facebook völlig ausreichend sei, um die Daten von jedem Menschen der Welt zu verarbeiten, war Schrems endgültig sicher, den richtigen Kampf begonnen zu haben. „Das ist so, wie wenn ich jemandem eine runterhaue und sage, es gebe für die Schläge eine Zustimmung von Dritten.“

Mittels Crowdfunding beschaffte sich Schrems' Initiative Geld, um die Beschwerden vorantreiben zu können. Dabei geht es seinen Mitstreitern und ihm weniger um die Auseinandersetzung mit Facebook als um den generellen Kulturunterschied. Denn abgesehen von ein paar spezifischen Ausnahmen ist in den USA alles erlaubt, was technisch möglich ist, wenn es um Daten geht. So geht Schrems gegen ein Unternehmen vor, das vielleicht gar nicht so recht weiß, was es eigentlich falsch gemacht hat. Was für Schrems aber nichts ändert: „Wir müssen diese Mentalität doch

nicht akzeptieren. Europäer haben nun mal ganz andere Vorstellungen vom Datenschutz, und ich finde die gut.“

Genau von diesem Grundgedanken lebt jetzt auch das Buch, das Schrems über seine Auseinandersetzungen mit Facebook geschrieben hat*. Pointiert beschreibt er darin die Allmacht der Netzkonzerne und wie ihnen das amerikanische Recht zur Hand geht. Sie würden zu virtuellen Türstehern, der Menschheit stehe eine „schleichende Algorithmusdiktatur“ bevor.

Schrems schildert, wie bereits jetzt eine Risikoverschiebung stattgefunden hat. War es bisher das Risiko eines Unternehmers, dass sein Kunde nicht bezahlt oder dass Reklame bei Menschen ankommt, die damit gar nichts anzufangen wissen, trägt diese Last heute der Konsument. Er muss damit leben, gläsern zu sein, damit Firmen nicht auf ihren Rechnungen sitzen bleiben oder Werbung als Streuverlust abschreiben müssen. „Aus dem Risiko des Unternehmens, dass zwei Prozent der Kunden nicht zahlen, wird sukzessive unser Risiko, vielleicht keinen Vertrag zu bekommen, nicht beliefert zu werden oder keinen Kredit zu erhalten“, analysiert Schrems. Er fordert analog zur sozialen Marktwirtschaft eine „soziale Informationswirtschaft“.

Dass Facebook seine ganz eigenen Vorstellungen vom Geschäftemachen hat, musste Schrems gerade erst selbst feststellen. Er wollte einen Eintrag bei Facebook bewerben, er handelt von seinem Buch. Das Netzwerk ließ die Kampagne nicht zu. Die Erklärung: „Dein Beitrag wurde nicht beworben, weil er auf unangemessene Art auf Facebook Bezug nimmt oder ein Bild eines Facebook-Markenzeichens enthält.“

Martin U. Müller

* Max Schrems: „Kampf um deine Daten“. edition a Verlag, Wien; 221 Seiten; 19,95 Euro.

DER SPIEGEL

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein
(1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Wolfgang Büchner
(V.i.S.d.P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE
Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry,
Clemens Höges

MITGLIED DER CHEFREDAKTION
Nikolaus Blome
(Leiter des Hauptstadtbüros)

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Geschäftsführender Redakteur
Rüdiger Ditz

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO
Stellvertretende Leitung: Christiane Hoffmann, René Pfister, *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Horand Knaup, Ann-Katrin Müller, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weizierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Meldungen). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Damstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Mark Schrepf, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Susanne Amann (stellv.), Marcel Rosenbach (Stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Markus Brauck, Isabel Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Fuhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Daniel Steinworth, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Frank Thaddeus, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorriss, Susanne Beyer (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stiegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Thomas Huetlin, Dr. Joachim Kronsbein, Dr. Romain Leick, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KULTURSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Ulrich Fichtner, Matthias Geyer, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Fiona Ehlers, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ansbert Kneip, Katrin Kuntz, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Guido Minkes, Cordt Schnibben, Alexander Smolczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Alexander Epp, Roman Hofner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.), Katharina Lücken (stellv.)

Schlussredaktion Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Huneke, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulz, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumann, Luder Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, André Stephan, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödriger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershon Schwallenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgätschen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 2240449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. (001617) 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P.O. Box 15614, Vloeberg 8018, Kapstadt, Tel. (002721) 426191

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. (0044203) 4180610, Fax (0044207) 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. (007495) 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Alexander Osang, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Daimachi 4-44-8, Hachioji, Tokio 193-0931, Tel. (0081426) 73887

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilken, Johannes Eltschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kentschik, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Saubier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Torsto Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windebandt, Anika Zeller, Malte Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 68 vom 1. Januar 2014
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Ahrensburg / Prinovis, Dresden

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

Geschäftsführung Ove Saffie

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 **E-Mail:** leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, finden Sie unter der Webadresse www.spiegel.de/briefkasten Hinweise, wie Sie die Redaktion erreichen und sich schützen. Wollen Sie wegen vertraulicher Informationen direkt Kontakt zum SPIEGEL aufnehmen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o Briefkasten, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
PGP-verschlüsselte Mail: briefkasten@spiegel.de (den entsprechenden PGP-Schlüssel finden Sie unter www.spiegel.de/briefkasten)
Telefon: 040-3007-0, Stichwort „Briefkasten“

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com Tel.: (00331) 41439757

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 218,40
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UNISPIEGEL
Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80 (der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.



Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: (040) 3007-3070, www.spiegel.de/abo



Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,20 pro Ausgabe

☐ für € 3,90 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage. Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

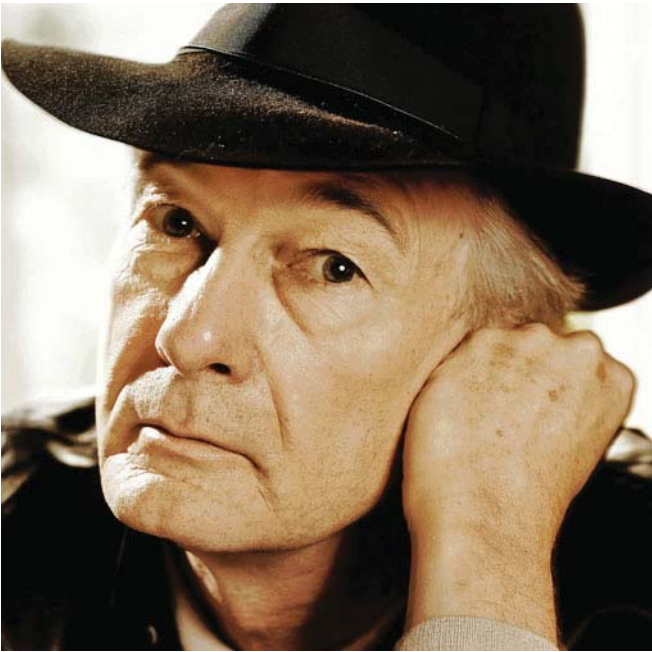
Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung.
Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter:
www.spiegel.de/widerrufsrecht

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP14-001, SD14-006
SD14-008 (Upgrade)



KARLHEINZ HACKL, 65

lcom@nn

Er war einer der großen Volksschauspieler Österreichs, zum Star wurde er in seiner Geburtsstadt Wien am Burgtheater, dessen Ensemble er seit 1978 angehörte. Hackl spielte den Demetrius in Shakespeares „Sommernachts Traum“, den Karl Moor in Schillers „Räubern“ oder den Alfred in Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald“. Er war in dem Kinofilm „Sophies Entscheidung“ (1982) an der Seite von Meryl Streep als KZ-Arzt zu sehen und wirkte in TV-Produktionen wie „Radetzky marsch“ (1994) mit. Hackl war auch ein scharfsinniger Beobachter seines Landes; der Sohn eines Hobbykabarettisten nahm sich die sozialen und politischen Missstände vor. 2008 gründete er die Partei „Solidarische Kultur Österreichs“, fand aber nicht genügend Unterstützer. In seiner Autobiografie „Meine zwei Leben“ (2009) setzte er sich mit seiner Krebserkrankung auseinander. Karlheinz Hackl starb am 1. Juni in Wien. lob



HANNA MARON, 90

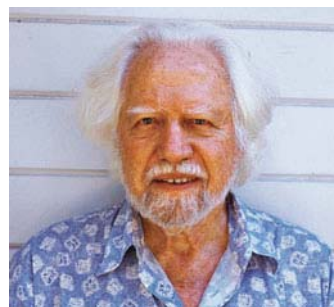
Sie war gerade mal acht Jahre alt, als sie in Berlin das „Pünktchen“ in der ersten Theaterproduktion von Erich Kästners Kinderroman spielte und eine Filmrolle in Fritz Langs Klassiker „M – Eine Stadt sucht einen Mörder“ hatte. Aber das Leben als Kinderstar fand für die kleine Hanna Meierzak durch die Macht ergreifung der Nazis ein jähes Ende:

1933 wanderte die jüdische Familie nach Israel aus. Dort gehörte sie nach der Staatsgründung zum ersten Ensemble des Kammertheaters in Tel Aviv, später auch zum Nationaltheater Habima. Mit rund 100 Rollen wurde die große Schauspielerin, deren Lieblingsrolle die Königin Elisabeth in Schillers „Maria Stuart“ war, zur „Königin des Theaters“ in Israel. Trotz eines Anschlags arabischer Terroristen auf dem Münchner Flughafen, bei dem 1970 eine Granate ihren Unterschenkel zertrümmerte, setzte sich Maron immer für die Versöhnung zwischen Israelis und Palästinensern ein. Hanna Maron, die noch bis vor Kurzem auf der Bühne stand, starb am 30. Mai in Tel Aviv. kle



MICHAEL SCHMIDT, 68

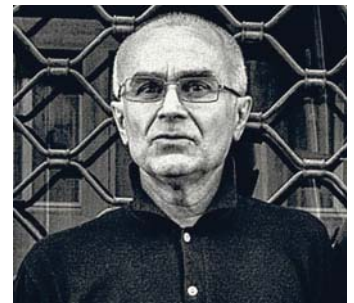
Der in Berlin geborene Künstler, der einige Jahre im Polizeidienst stand, gehörte zu den ersten deutschen Fotografen, denen das Museum of Modern Art in New York 1988 eine Einzelausstellung („Waffenruhe“) widmete. Jahrzehntlang fotografierte der Autodidakt in Schwarz-Weiß und überwiegend in Berlin, wo er mit realistischen Aufnahmen von Kreuzberg oder Wedding als „Künstler der Grautöne“ bekannt wurde. Für die vor Kurzem in London mit dem Prix Pictet ausgezeichnete Bilderserie „Lebensmittel“ arbeitete Schmidt auch mit Farbe und verließ sein Revier: Vier Jahre lang reiste er durch Europa, um in Schlachthöfen, Brotfabriken, Milchviehbetrieben und Lachsfarmen die industrielle Fertigung von Lebensmitteln zu dokumentieren. Einer seiner bekanntesten Schüler war Andreas Gursky. Michael Schmidt starb am 24. Mai in Berlin. kle



ALEXANDER SHULGIN, 88

Als der amerikanische Biochemiker in den Neunzigerjahren zum Maskottchen einer hedonistischen und feierfreudigen Generation junger Leute avancierte, war er schon recht betagt. Shulgin, Sohn eines russischen Immigranten, hatte 20 Jahre zuvor in Selbstversuchen die rausch-

hafte und enthemmende Wirkung eines chemischen Stoffes entdeckt, der bis dahin unter dem sperrigen Begriff 3,4-Methylenedioxy-N-methylamphetamin bekannt war. Er beschrieb als Erster in einer wissenschaftlichen Arbeit die Wirkung der synthetischen Substanz, die als Partydroge Ecstasy bekannt wurde. Dass Shulgin im Labor seiner Passion nachgehen durfte und sich vorwiegend mit der Wirkung von psychoaktiven Stimulanzien beschäftigen konnte, war eine Belohnung seines damaligen Arbeitgebers Dow Chemical: Für den Chemiekonzern hatte er zuvor ein überaus profitables Insektizid entwickelt, das biologisch abbaubar war. Alexander Shulgin starb am 2. Juni in Lafayette, Kalifornien. tha



ANDREJ MIRONOW, 60

Der Dissident blieb standhaft, als die Schergen des KGB ihn 1984 in ihren Verliesen einer Scheinhinrichtung unterzogen. Er weigerte sich, eine Notiz zu schreiben, dass er Selbstmord begehen werde. Die Geheimdienstler strangulierten ihn, bis er das Bewusstsein verlor. „Sie waren aber die Schwachen. Ich war der Starke“, sagte er später. Während des Tschetschenienkrieges setzte sich Mironow, Mitglied der russischen Menschenrechtsorganisation „Memorial“, für den Dialog zwischen Russen und Tschetschenen ein. Immer wieder begleitete er Journalisten in Krisengebiete. Andrej Mironow wurde am 24. Mai zusammen mit dem italienischen Fotografen Andrea Rocchelli in der Ostukraine bei Kämpfen zwischen ukrainischen Streitkräften und prorussischen Separatisten getötet. mas



Klein und cool

Ob **Egypt Daoud Dean**, drei Jahre alt, Gage für seinen Auftritt bekommen hat, verraten seine Eltern nicht. Es kann ihnen aber auch egal sein – der Hip-Hop-Produzent Swizz Beatz und der R&B-Star Alicia Keys sind Multimillionäre. Ihr kleiner Egypt lief Mitte Mai zum ersten Mal auf einer Modenschau: für Ralph Lauren Kids in New York. Egypt schien das Ereignis nicht sonderlich zu beeindrucken. Mutter Alicia Keys hingegen veröffentlichte auf Instagram, wo sie rund 2,5 Millionen Follower hat, ein Foto ihres Sohnes in Designerklamotten und schrieb dazu: „Wooooowww!!!!“

lcom@nn

Noble Sklavin

Der Anblick ist ungewöhnlich: eine dunkelhäutige Frau in Korsett und Reifrock. In dem Film „Belle“ stellt die Schauspielerin **Gugu Mbatha-Raw**, 30, die außereheliche Tochter eines britischen Admirals und einer Sklavin im 18. Jahrhundert dar. Die Geschichte ist wahr: Dido Belle wuchs in London bei ihrem Großonkel Lord Mansfield auf und war Teil des britischen Establishments. Mbatha-Raw, Tochter eines schwarzen Südafrikaners und einer weißen Britin, sagt über ihre Rolle: „Das ist eine Geschichte, die erzählt werden musste – sie ist Teil unseres kulturellen Erbes hier in Großbritannien.“



Zwanglos langsam

Mit ihrer gedruckten Zeitschrift *Block*, die nun dank 1000 Vorbestellungen erstmals erscheint, will Herausgeberin **Theresia Enzensberger**, 27, Autoren aus ihrer Generation zu einem entschleunigten Auftritt frei von allen Zwängen verhelfen. Die Tochter des Schriftstellers Hans Magnus Enzensberger hält Schnelligkeit für ein Problem und stellt sich explizit dem „Relevanzgehechel“ im heutigen Medienbetrieb entgegen, so Theresia Enzensberger in einem Interview mit der Fachzeitschrift *Journalist*. Als Vorbild ihres Magazins nennt sie unter anderem den *New Yorker*; die erste Ausgabe von *Block* soll 208 Seiten haben und für zehn Euro zu erwerben sein.

Der Lebensberater

In einem Restaurant in Charleston, South Carolina, sprach ein junger Mann den Hollywoodstar **Bill Murray**, 63, an, und bat ihn, ein paar Worte an seinen Freund zu richten – der Freund feierte Junggesellenabschied. Murray begann seine kleine Ansprache mit der Bemerkung: „Beerdigungen sind bekanntlich für die Lebenden, nicht für die Toten“ und richtete sich ausdrücklich an die Begleiter des Bräutigams in spe. Der sei ja bereits vergeben und benötige keine guten Ratschläge mehr, so Murray. Um herauszufinden, ob eine Frau tatsächlich die Richtige für die Ehe sei, fuhr er fort, solle man eine gemeinsame Weltreise machen: „Besucht Orte, die schwer zu erreichen und schwer zu verlassen sind“, sagte er. „Und wenn du wieder daheim gelandet bist und immer noch denkst, sie sei die Richtige, dann heirate sie gleich auf dem Flughafen.“



Stefan Heck, 31, CDU-Bundestagsabgeordneter aus Hessen, schreibt in seiner Promotion, die Veröffentlichung von Nebeneinkünften von Abgeordneten sei „verfassungswidrig“ und verstoße gegen die Berufsfreiheit. Die Arbeit zum Thema „Mandat und Transparenz“ stammt aus dem Frühjahr 2013. Die Kriterien zur Offenlegung von Einkünften für die Parlamentarier haben sich seither verschärft. Der Rechtsanwalt macht bisher keine Angaben zu Mandanten – weil er keine habe, sagt Heck: „Als Neuling konzentriere ich mich momentan voll auf die Arbeit im Parlament.“



Monica Lewinsky, 40, einst berühmteste Praktikantin der Welt, tritt als Zeitzeugin für National Geographic auf. In einer Dokumentationsserie mit dem Titel „Die 90er: Die letzte große Dekade?“ werden 120 Prominente, Politiker, Journalisten berichten. Lewinsky, die zuletzt 2003 ein TV-Interview gegeben hat, wird als eine „Mitarbeiterin des Weißen Hauses“ angekündigt, deren „Beziehung“ zu Bill Clinton sie zu einer „Zielscheibe für die Medien“ gemacht habe, wie es sie zuvor noch nie gegeben habe. Die damals 22-Jährige hatte mit dem US-Präsidenten Sex in dessen Büro.



Beckhams Abenteuer

Die Schlangen, Taranteln und giftigen Frösche stellten während seiner zehntägigen Reise am Amazonas entlang kein Problem dar für **David Beckham**, 39, behauptet der Fußballstar. Er habe einzig seine tägliche Dusche vermisst, sagt er. „Wie jeder weiß, mag ich es gern reinlich.“ In Begleitung eines kleinen Teams der BBC, eines Fotografen und zweier Freunde durch-

querte Beckham auf dem Motorrad und mit dem Kanu Teile des brasilianischen Dschungels. Das Abenteuer, bei dem der Brite sich als Maniok-Erntehelfer versuchte und Kinder vom Stamm der Yanomami-Indianer mit seinen Tattoos beeindruckte, wird als Dokumentation am Pfingstmontag im Fernsehen ausgestrahlt.



Pascal Bruckner, 65, französischer Philosoph, rechnet mit seinem Vater ab. In dem Buch „Un bon fils“ („Ein guter Sohn“) beschreibt Bruckner den Hass auf den Mann, der ihn und seine Mutter schlug, Juden verabscheute und nach eigenem Bekunden die schönste Zeit seines Lebens im Zweiten Weltkrieg als Arbeiter bei Siemens in Deutschland verbracht hat. Als kleiner Junge habe er jeden Abend zu Gott gebetet, dass sein Vater bald sterben möge. Bruckners Bilanz: „Mein Vater hat es mir ermöglicht, besser zu denken. Und zwar, indem ich das Entgegengesetzte dachte wie er.“



Suzi LeVine, 42, US-Botschafterin für die Schweiz und Liechtenstein, leistete ihren Amtseid mithilfe einer digitalen Version der amerikanischen Verfassung. Damit ist sie die erste Diplomatin der Vereinigten Staaten, die auf einem Kindle vereidigt wurde. Bereits im Februar sind einige Feuerwehrleute aus New Jersey mithilfe der iPad-Ausgabe der Bibel feierlich verpflichtet worden – eine Papiausgabe der Heiligen Schrift war nicht zur Hand. Die *Washington Post* spottet schon, dass es nicht mehr lange dauern werde, bis ein Präsident seinen Eid auf „einem Haufen Pixel“ leistet.



**je 1 kg Hähnchenschenkel
eigenartig geräuchert**

Aus einer Werbung von Mix Markt

Aus der *Leonberger Kreiszeitung*: „Die Auslagerung der Anlieferung ist der Schlüssel, um die langjährige Visitenkarte der Bahn dann von Nord nach Süd, aber ohne Turm, unter laufendem Betrieb umzukrempeln.“

Klaas wirft europäische Jahresbestzeit

Hammerwerferin Kathrin Klaas

Aus der *Frankfurter Rundschau*

Gambia
Georgia
German Democratic Republic
✓ Germany
Germany Federal Republic
Ghana
Gibraltar
Great Britain

Aus dem Nationen-Register zur
Fifa-Akkreditierungsliste

Aus der *Frankfurter Allgemeinen* über die Autolegende „Ambassador“:
„Es gibt keinen bequemeren Ort, um Indien an sich vorbeiziehen zu lassen: die Kinder im Straßendreck, die Kühe in den Müllhaufen, staubige Hochhäuser, Garküchen am Bordstein, Krüppel, die an die Wagenscheibe klopfen.“

Eine leichte Vorspeise lässt Sie den Alltag hinter sich lassen.
Genießen Sie den Haupteingang im Wohlfühlambiente eines Gasthauses mit über 250-jähriger Tradition.
Und lassen Sie sich zum Abschluss den Abend mit einer Dessert-Kreation versüßen.

Aus einer Werbung des Bruchsaler Restaurants „Am letzten Brunnen“

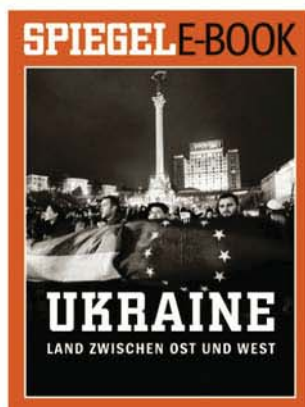
Digitale Revolution



Digitale Revolution – Wie die Internet-Ökonomie unser Leben verändert

Wenn alles mit allem und jedem vernetzt ist, beginnt eine neue Stufe der digitalen Revolution. Sie wird unsere Art, zu arbeiten und zu wirtschaften, so grundlegend verändern wie einst die Erfindung der Dampfmaschine.

Blickpunkt Ukraine



Ukraine – Land zwischen Ost und West

Ein Land auf der Suche nach seiner nationalen Identität: die neuere ukrainische Geschichte in zeitgenössischen SPIEGEL-Artikeln – ergänzt durch aktuelle Analysen und Gespräche mit Historikern und Experten.

**Kostenlos für alle
Abonnenten des
digitalen SPIEGEL!**



Jetzt App
DER SPIEGEL laden.



Zitat

Die „Berliner Morgenpost“ zum SPIEGEL-Bericht „Lupenreine Demokraten“ über den Machtkampf zwischen EU-Parlament und den Regierungschefs der Mitgliedsländer (Nr. 23/2014):

Großbritanniens Premierminister David Cameron hatte erstmals offen mit dem Austritt seines Landes aus der Europäischen Union gedroht, sollte er sich mit seinen Forderungen in Brüssel nicht durchsetzen können. Im Streit um die Nachfolge von José Manuel Barroso als Präsident der EU-Kommission hat der Brite laut SPIEGEL erklärt, er könne den Verbleib seines Landes in der EU nicht garantieren, sollte Juncker Kommissionspräsident werden. Gleichzeitig soll Cameron den früheren Luxemburger Premierminister als „Gesicht der Achtzigerjahre“ diffamiert haben. Ein Sprecher der Downing Street in London wollte den SPIEGEL-Bericht, der sich auf Teilnehmerkreise des EU-Gipfels vom Dienstag beruft, am Sonntag nicht kommentieren. „Wir geben keine Kommentare zu vertraulichen Gesprächen ab“, sagte der Sprecher.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Heft 4/2014 „Keiner wird gewinnen“ über die Affäre um das vom US-Geheimdienst NSA ausgespähte Handy von Bundeskanzlerin Angela Merkel. In dem Artikel vom 20. Januar 2014 hieß es: Generalbundesanwalt Harald Range sehe Gründe dafür, Ermittlungen einzuleiten.

Am 27. Mai 2014 meldete die ARD-„Tagesschau“:

„Der Lauschangriff des US-Geheimdienstes NSA auf das Handy von Bundeskanzlerin Merkel bleibt offenbar strafrechtlich ohne Folgen. Nach Informationen von NDR, WDR und *Süddeutscher Zeitung* wird Generalbundesanwalt Range keine Ermittlungen in dieser Sache aufnehmen.“

Am 2. Juni 2014 schrieb der SPIEGEL:

„Entgegen jüngsten Berichten: Der Generalbundesanwalt tendiert zu Ermittlungen wegen der Ausspähung von Angela Merkels Handy.“

Am 3. Juni 2014 berichtete die „Tagesschau“:

„Generalbundesanwalt Range hat nach Informationen von NDR, WDR und *Süddeutscher Zeitung* Ermittlungen zu den Spähaktionen des US-Geheimdienstes NSA eingeleitet. Dabei gehe es um das abgehörte Handy von Bundeskanzlerin Merkel.“



WICKERT TRIFFT PETKOVIC.

„RESPEKT? ICH LASSE
DIE MENSCHEN SO SEIN,
WIE SIE SIND.“



Code scannen und das
ganze Gespräch verfolgen.

**RESPEKTVOLL UNTEREINANDER,
RESPEKTVOLL MIT IHNEN.**

Die starken Partner der Genossenschaftlichen FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken.



DZ PRIVATBANK



Werte schaffen Werte.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Der gesamte Film und alles über die Genossenschaftliche FinanzGruppe auf werte-schaffen-werte.de

Zur Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken gehören außerdem: DG HYP Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR LEASING und WL BANK.

lcom@nn



OYSTER PERPETUAL DATEJUST II


ROLEX